Geschichte

der

Restauration

von

A Lamartine.

Fünfter Theil.

Cassel.

Ernst Balde.

1853.

Geschichte der Restauration.

Achtundzwanzigstes Buch.

24. Juni. — Fouché wird zum Präsidenten der Regierungskommission ernannt. — Bildung des neuen Ministeriums. — Fouché's Politik. — Manuel. — Sitzung der Abgeordnetenkammer. — Sie nimmt Manuel's Antrag an. — 25. Juni. — Der Kaiser verläßt Paris. — Er begibt sich nach la Malmaison. — Seine Abschiedsadresse an die Armee. — Absendung von fünf Bevollmächtigten zur Führung der Friedensunterhandlungen. — Fouché's Unterredung mit dem Herrn von Vitrolles. — Napoleon's Unterredung mit Benjamin Constant. — Rathschläge der Freunde Napoleon's bezüglich der Wahl seines Verbannungsortes. — Er entscheidet sich für Amerika. — Er wird durch die Regierungskommission überwacht. — Die Kommission widersetzt sich vorläufig der Abreise Napoleon's. — Aufenthalt in la Malmaison. — Bemühungen der Kommission bei Napoleon. — Sie stellt ihm einen Paß aus. — Napoleon's Weigerung. — Excelmans macht Napoleon einen Vorschlag. — Ankunft der Verbündeten in Compiègne. — Napoleon erklärt, sich an die Spitze der Armee stellen zu wollen. — Die Regierungskommission lehnt sein Anerbieten ab. — Herr von Flahaut und Davoust treffen zusammen. — Napoleon und Maret. — Kritische Lage Napoleon's. — Seine Abreise von la Malmaison. — Sein Abschied. — Seine Reise. — Er rastet in Rambouillet. — Seine Hoffnungen. — Excelmans macht Dumesnil eine Eröffnung. — Napoleon kommt durch Châteaudun, Tours und Poitiers. — Zusammenrottung in Saint-Maixent. — Er kommt nach Niort. — Zurufe des Volks. — Seine Ankunft in Rochefort den 3. Juli. — Napoleon wiederholt der Regierungskommission seinen Vorschlag. — Verschiedene Rathschläge in Betreff der Flucht Napoleon's. — Sein Zögern. — Antwort der Regierungskommission auf seinen Vorschlag. —

I.

Die Ereignisse sollten hinfort allein herrschen und Fouché durch die Ereignisse allein regieren. Noch in der nämlichen Nacht wurde er zum Präsidenten der Regierungskommission ernannt durch die Stimmen Carnot's und Quinette's und durch seine eigene, die er sich selbst gab, um die präsidentliche Gewalt Coulaincourt oder Carnot zu entreißen, deren Treue oder

Schwäche gegen Napoleon er fürchtete. Zum Minister des Innern ernannte er einen Bruder Carnot's; zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten Bignon, der mehr ein Gelehrter als ein Politiker war und eben so leicht mit sich spielen als sich schmeicheln ließ. Pelet von der Lozère, ein redlicher, patriotisch gesinnter und versöhnlicher Mann, ein Bürge der Mäßigung für alle Parteien, die man einschläfern mußte, erhielt das Polizeiministerium; Boulay von der Meurthe, ein einflußreicher Bonapartist, den man benutzen und durch ein Amt von wenig politischer Bedeutung unschädlich machen mußte, das Ministerium der Justiz; Masséna, der so eben seine Unabhängigkeit in der Pairskammer gezeigt hatte und den sein unbefleckter militärischer Ruhm auszeichnete, den Oberbefehl über die Nationalgarde.

Der übrige Theil der Nacht wurde von der Regierungskommission und den Ministern dazu benutzt, Maßregeln zur größtmöglichen Konzentrirung der Ueberreste der Armee um Paris zu beschließen, um Zeit und eine militärische Basis für die bevorstehenden Unterhandlungen zu gewinnen. Für einen so scharfblickenden und generalisirenden Mann wie Fouché waren diese Unterhandlungen in der Wirklichkeit nur ein Schein, den er retten, und eine Genugthuung, die er dem Mißtrauen des Landes gewähren wollte. Er wußte sehr wohl, daß man nur bei gleichen Kräften unterhandelt. Wo waren die Kräfte? Mit einem Schlage waren sie bei Waterloo vernichtet worden. Die vertrauten Agenten Fouché's füllten schon den Hof Ludwigs XVIII. und das Hauptquartier Wellington's. Dem Könige einen Wink geben, daß der Augenblick der Rückkehr für ihn bald kommen würde; Wellington überzeugen, daß er allein die Thore von Paris

ohne neues Blutvergießen dem Könige und den Verbündeten öffnen könne; Herrn von Talleyrand und durch diesen dem Kabinet des Königs einreden, daß er allein im Stande sei, Frankreich die Ruhe wiederzugeben; die Kammern einschläfern, die Regierungskommission blenden, täuschen oder knechten; dem Kaiser den Laufpaß geben und zuletzt mit der eigenen, vom Königsmorde befleckten Hand das Volk dem Könige und den König dem Volke vorstellen: das war es, worauf Fouché's ganzes Dichten und Trachten vom ersten Augenblick dieses Tages an gerichtet war. Selten übernahm ein Minister eine verwickeltere und gefährlichere Aufgabe und löste sie mit größerer Kühnheit und Gewandtheit. Fouché rechnete auf die mittelmäßigen Köpfe und die schmiegsamen Charaktere seiner Umgebung. Er rechnete auch auf das ungeduldige Streben nach Herrschaft, welches Gent seinem Willen unterwarf. Er überschätzte nicht die Bedeutungslosigkeit der Einen, noch den Knechtssinn der Andern, noch die Herrschbegierde eines verbannten Hofes. Alle Laster, alle ehrgeizigen Gelüste dienten ihm, weil er aus Erfahrung ihre Macht über die Gemüther kannte und den schnöden Muth hatte, auf sie zu zählen.

II.

Eine erste Schwierigkeit bot sich ihm dar. Als der Kaiser, der im Elysée trotzte, bei seinem Erwachen erfuhr, daß Grouchy unverletzt auf Paris marschire und daß bedeutende Truppenschaaren unter Excelmans und andern thatkräftigen Generalen zwischen Paris und Wellington sich wieder sammelten, bereute er schon

eine zu übereilte Abdankung und bemühte sich, durch seine letzten Anhänger eine neue Berathung über die Regentschaft in der Abgeordnetenkammer herbeizuführen. Wurde die Regentschaft proklamirt, so bemächtigte er sich von Neuem der Gewalt im Namen seines Sohnes; wurde sie verworfen, so ergriff er wieder das kaiserliche Zepter unter dem Vorwande, daß die Bedingung nicht erfüllt worden, an die er, wie er sagte, seine Abdankung geknüpft.

Der Antrag, Napoleon II. zu proklamiren, sollte also bei Eröffnung der Sitzung mit besser geordneten Kräften in der Kammer von Neuem gestellt werden. Regnault de Saint-Jean d'Angély, Boulay von der Meurthe, der Staatsrath Defermon, Nebenbuhler von Fontanes und Cambacérès, waren überzeugt, daß sie ihre unschlüssigen Kollegen mit fortreißen würden. Fouché, der von diesem Vorhaben Kenntniß erhielt, das seine Pläne vereiteln konnte, überlegte einen Augenblick, ob er mit offenem Visir es bekämpfen oder durch scheinbare Gleichgültigkeit verhindern sollte. Er hatte zu wählen zwischen der Gefahr einer Wiedereinsetzung Napoleon's in seine Rechte als Herrscher und Oberbefehlshaber der Armee, wenn die Kammer sich weigerte, seinen Sohn als Kaiser zu proklamiren, und der entferntern Gefahr, die Unterhandlungen mit den Mächten abzubrechen und die Rückkehr Ludwigs XVIII. zu verzögern, wenn die Kammer die vorläufige Souveränetät Napoleon's II. anerkannte. Er machte sich auf jede von diesen beiden Möglichkeiten gefaßt, je nachdem es den Anschein gewänne, daß die schwankende Kammer, durch die Worte der Redner bestimmt, für oder gegen die Dynastie Napoleon's sich erklären würde.

Manuel war von Fouché ins Vertrauen gezogen und rüstete sich, durch sein geübtes, patriotisches und einflußreiches Wort dem politischen Gedanken des Mannes Geltung zu verschaffen, der in diesem Streite zwischen so vielen entgegenstehenden Meinungen von Außen her manövrirte. Jung, Neuling, eine werdende Berühmtheit, von fleckenlosem Rufe, begabt mit einem außerordentlichen Muthe, mit einer kaltblütigen Entschlossenheit, mit einem tiefen Blicke, beseelt von einem fast republikanischen Patriotismus, der ihn des Einverständnisses mit den Bourbonen nicht verdächtig machte, war Manuel mehr als ein Kammerredner, war er schon der Schatten eines Staatsmanns. Sein Ansehn, obwohl im Entstehen begriffen, war groß bei seinen Kollegen, noch größer beim Publikum. La Fayette und Sébastiani suchten seine Freundschaft. Durch den Instinkt einer erhabenen und freien Seele ein Feind Napoleon's, hatte ihn der Wunsch, aus den Trümmern des Militärdespotismus entweder die Republik oder ein konstitutionelles Staatswesen hervorgehen zu lassen, nicht zum Sklaven, sondern zum Bundsgenossen Fouché's und der des Jochs überdrüssigen Liberalen gemacht. Dies war die Lage der Versammlung am 25. Juni Mittags.

III.

Dupin, der Nichts sehnlicher wünschte, als eine Verständigung mit den Bourbonen und Unterhandlungen mit den Verbündeten anzubahnen, die ihm seine treffliche Uebersicht über die Verhältnisse als das einzig Nothwendige und die gemeinsame Rettung erscheinen

ließ, verlangt dringend, daß die neue Regierung den Eid der Treue der Nation allein leiste, und dieser Antrag wurde die Losung zu einem Kampfe, dessen Ausgang, wie er auch sein mochte, Napoleon das Zepter oder den Degen für einige Tage wiedergeben konnte.

Defermon fragte gebieterisch, wer wohl befähigt sei, einen solchen Eid entgegenzunehmen, und ob es nicht einen Kaiser gebe? — „Ja," antwortete ihm die Partei der Bonapartisten, „wir haben einen Kaiser, wir wollen Napoleon II.! Er ist unser Kaiser kraft der Grundgesetze des Reichs; nur bei diesem Namen werden sich die Armee und die Nationalgarde um das Vaterland schaaren! — Ja, ja!" wiederholen dieselben Stimmen, durch jenen Wiederhall verstärkt, mit welchem der Patriotismus stets die Anträge unterstützt, die als eine muthige Herausforderung des Auslandes erscheinen. Dieser Wiederhall pflanzt sich fort und läßt endlich den ganzen Saal in den Ruf: „Es lebe der Kaiser!" ausbrechen. Béranger befürchtet, ein solcher Ausbruch des Muthes möchte für eine absichtliche Proklamirung eines neuen Kaiserthums genommen werden. Er verlangt eine Nacht zum Ueberlegen. Die Kammer, schon wieder kälter geworden, stimmt ihm bei. Boulay von der Meurthe ereifert sich über diesen neuen Beweis von Gleichgültigkeit: „Frankreich ist verloren, wenn wir nur daran zu zweifeln scheinen, daß der Sohn des Kaisers der Erbe seiner Macht ist," ruft er, die Schlaffheit seiner Kollegen scheltend. „Außerhalb dieses Hauses sind wir von einer Menge Intriguanten und Parteimachern umgeben," fährt der Fürsprecher Napoleon's fort, auf Fouché, die Royalisten, die Republikaner und La Fayette anspielend; „sie möchten es dahin bringen, daß der Thron für erledigt

erklärt wird, um die Bourbonenherrschaft wieder herstellen zu können. Frankreich würde das Schicksal Polens treffen! Die fremden Mächte würden sich in seine Reste theilen! Es besteht eine Orleans'sche Partei!" — Man murrt ungläubig. — „Ja," fährt Boulay fort, „ich weiß, daß eine solche Partei besteht, ich weiß, daß sie Verbindungen mit den Republikanern unterhält. Wenn der Herzog von Orleans den Thron annähme, so thäte er es nur, um ihn Ludwig XVIII. zu übergeben. Vereiteln Sie diese Umtriebe, zerreißen Sie dieses Netz von Intriguen, verkündigen Sie Napoleon II. als Kaiser der Franzosen!"

IV.

Man pflichtet Boulay bei; andere Redner von derselben Gesinnung unterstützen ihn. Mouton Duvernet, einer von den bei dem Abfall am 20. März am meisten betheiligten Generalen, wagt zu sagen, daß es keinen Franzosen gibt, der nicht zu den Waffen eilen wird, um bei dem jungen Kaiser Dienste zu nehmen. Dieses höfische Wort empört den schlafenden Stolz der Versammlung. „Sie stehn so gut wie wir im Dienste der Nation!" ruft Flaugergues, entrüstet über die bedientenhaften Ausdrücke. Regnault de Saint-Jean-d'Angély wiederholt den Gedanken Defermon's und führt ihn weiter aus. Dupin folgt ihm.

„Wenn Napoleon selbst geglaubt hätte," sagt er mit einer unerbittlichen Logik, die keine Widerrede gestattet, „der Nation noch nützen zu können, würde er wohl abgedankt und einem Andern die Ehre gelassen haben, sie zu retten? Wie kann man von einem

Kinde hoffen, was ein Held von sich selbst für uns nicht mehr hofft?" — Die Partei des Elysée will ihn nicht ausreden lassen. „Ich frage," fährt er kaltblütig fort, „ob ein gefangenes Kind Das wird leisten können, was sein freier und souveräner Vater, wie er selbst durch seine Abdankung bekennt, nicht zu leisten vermag? Man wirft die Frage auf, was wir dem Feinde entgegenstellen können? Ich antworte, die Nation. Sie ist es, die vor ihren Herrschern existirt und sie überlebt."

Dupin, dessen Gedanken, wie man sagt, auf den Herzog von Orleans gerichtet waren, hatte Fouché zu Liebe die Kammer zu weit mit fortgerissen. Dieser Minister, der einige Wochen früher einen solchen Ausweg gebilligt haben würde, hatte gesunden Menschenverstand genug, um einzusehen, daß er nach der Schlacht bei Waterloo unmöglich war. Diese Schlacht legte unbedingt das Zepter wieder in die Hände des legitimen Fürsten. Bot man dem Herzoge von Orleans die Krone an, so bereitete man der Pazifikation des Landes ein neues Hinderniß, so reizte man Europa durch ohnmächtigen Trotz und verlängerte das öffentliche Ungemach. Die leere Proklamation Napoleon's II. bot keine von diesen Unannehmlichkeiten dar. Sie hatte nur die Bedeutung eines machtlosen Protestes, entwaffnete augenblicklich die Bonapartisten und die Armee und erlaubte, durch die Entfernung des Kaisers von den Drohungen und Gefahren seiner Anwesenheit in Paris sich zu befreien. Fouché beschleunigte diese Entwickelung mit dem nämlichen Eifer, den er einen Tag zuvor gezeigt haben würde, um sie zu hintertreiben. Manuel, sein Organ, erschien auf der Rednerbühne.

V.

Er hielt eine lange und ausführliche Rede, die zwischen allen entgegenstehenden Meinungen hindurchsteuerte, mit jenem Anstrich von Gerechtigkeitsliebe, die jeder Partei ihre Ehre gibt, um dafür Aufmerksamkeit zu erlangen und Recht zu bekommen. Die Partei der Orleanisten, welche Dupin so eben heraufbeschworen oder beargwohnt hatte, überging er namentlich mit Stillschweigen. „Die ärgste Gefahr," sagte er zum Schlusse, „die aus unserm unseligen Meinungshader entsteht, ist die, daß wir das Vaterland durch unsere Schwankungen blosstellen. Erklären wir uns für Napoleon II." Nach diesen Schlußworten, die in der bonapartistischen Partei Begeisterung hervorriefen, las der Redner den Entwurf einer in diesem Sinne abgefaßten Erklärung vor, die jedoch so zweideutig und unbestimmt gehalten war, daß sie eher die Anerkennung einer andern Regierung aufzuschieben, als die Regierung Napoleon's II. zu proklamiren schien. Versammlungen entschlüpfen stets glücklich einer gefährlichen Lage durch eine jener Hinterthüren, die allen Parteien offenstehen. Manuel hatte einfach die Ehre der hartnäckigen Anhänger des Kaisers gerettet, während er in Wirklichkeit ihre Niederlage vollendete.

Fouché, scheinbar besiegt, triumphirte. Der Kaiser, der befriedigt scheinen mußte, sah sich genöthigt, der angeblichen Regierung seines Sohnes endlich den Platz zu räumen und das Elysée und Paris zu verlassen. Schon verlangte der Abgeordnete Duchesne auf der Rednerbühne, daß man ihn auffordere, sich zu entfernen. Von allen Seiten warnte man ihn ernstlich

vor der Gefahr, der er sich aussetzte, wenn er länger in diesem Palaste blieb. Waren es geheime Manöver der Polizei Fouché's, um ihn einzuschüchtern, oder war es der mißtrauische Eifer seiner Anhänger, um sein Leben zu schützen, genug, man hörte nicht auf, ihn mit argwöhnischen Vermuthungen zu bestürmen und ihm das Gefängniß, gewaltsame Aufhebung, Dolch und Gift in Aussicht zu stellen.

Der Staat konnte in der That nicht, während der Feind vor den Thoren stand und die Faktionen im Innern geschäftig waren, ungestraft zwei Herren ertragen. Das Elysée war eine Einöde geworden; ein einziger Veteran bewachte das Thor. Bei der geringsten Bewegung der Parteien konnte es genommen werden. Der Kaiser sah endlich ein, daß er eine Hauptstadt verlassen müsse, die seine Anwesenheit beunruhigte und die ihn seiner Einsamkeit überließ, nachdem sie ihn aufgenommen hatte.

VI.

Durch seine Adjutanten und Sekretäre ließ er in seiner Gegenwart sämmtliche Papiere verbrennen, die er seit dem 20. März erhalten hatte und die den Vorwand zu Beschuldigungen der Begünstigung seiner Rückkehr liefern konnten. Nur seine Familienkorrespondenzen hob er auf.

Den 25. Mittags verließ er das Elysée, um sich nach seiner Wohnung la Malmaison zu begeben, wo er die schönsten Jahre seiner Macht, seines Ruhms und Glücks verlebt hatte, wo aber jetzt die Trauer über sein Schicksal und bittere Erinnerungen an seine erste

Gemahlin, die Kaiserin Josephine Beauharnais, die hier vor Kurzem gestorben war, seiner harrten. Seine Stieftochter Hortensia Beauharnais, die er so sehr geliebt, daß er sie auf den holländischen Thron erhoben und ihrem Sohne den Kaiserthron zugedacht hatte, war ihm vorausgeeilt und erwartete ihn in la Malmaison, sie, die er als Kind beschützt und zur Königin gemacht, deren Mutter er aber verstoßen hatte. Nach der ersten Abdankung des Kaisers war ihr von Ludwig XVIII. auf ihr Ansuchen der Titel einer Gräfin von Saint-Leu verliehen und der Aufenthalt im Vaterlande gestattet worden. Sie hatte im Stillen für die Rückkehr Napoleon's gewirkt und den Fanatismus für das Kaiserthum aus Empfindsamkeit oder Ehrgeiz in der Seele der jungen Offiziere wach gehalten, von denen sie umgeben war; aber wenigstens im Unglück ihm treu, bemühte sie sich, ihm die letzten Stunden der Trennung zu versüßen und half ihm, der sie selbst auf einen Thron erhoben, mit weniger Ingrimm vom Throne steigen. Die Mutter hatte ihm den Weg zur Allmacht geebnet, die Tochter ebnete ihm den zur Verbannung.

VII.

Die Erinnerungen, die sich an gewisse Oertlichkeiten knüpfen, richten die Gemüther wieder auf. Der Kaiser, den seine Biographen, selbst die ihm am meisten schmeicheln, und seine eifrigsten Vertrauten sämmtlich nach der Schlacht bei Waterloo wie von einer Art moralischer Erstarrung befallen schildern, von der übrigens die vielen Zögerungen, Schwankungen, Zweifel

und ruckweisen Entschlüsse seit dem Tage der Schlacht bis zum Augenblick seiner Abfahrt vom Elysée Zeugniß geben, schien in der Wohnung seiner Jugend die ehemalige Frische seiner Seele, die Entschlossenheit seines Geistes, die Kraft seines Körpers wieder zu finden. „Er verstand nicht genug," sagt sein Geheimsekretär und Hofgeschichtsschreiber, „zur rechten Zeit gegen widrige Geschicke zu kämpfen." Das Glück hatte ihn von der Wiege bis zur höchsten Staffel menschlicher Größe begleitet. Die Erziehung durch die Ereignisse, welche großen Männern ganz zu Theil wird, hatte er nur halb genossen; betrogene Hoffnungen und Züchtigungen hatten ihm gefehlt.

Er befand sich wieder in la Malmaison, in der Wohnung seines Ruhms, in den Gärten, wo er Erholung gesucht hatte, auf dem einsamen, stillen Ruhesitze, umgeben von den zärtlichen Sorgen einer Adoptivtochter. Sein Glück ließ er in Paris unter dem Hauche Fouché's und der Ereignisse dahinschwinden, so viel es wollte, ohne auch nur hinter sich zu blicken. Die ersten Tage waren gänzlich dem Vergessen der Gegenwart und dem Andenken an eine ferne Vergangenheit gewidmet. Sein Geist erholte sich, frei von der Last der Welt und seines eigenen Geschickes. So ist der Mensch: glücklich, die Last zu tragen, dünkt er sich nicht minder glücklich, sie abschütteln zu können, wenn sie ihn erdrückt. Seine Vertrauten und Hortensia fanden ihn ganz so wieder, wie sie ihn stets sich gedacht hatten.

VIII.

Doch ein viertägiger Aufenthalt an diesem Orte, der auch an militärischen Erinnerungen aus der Zeit des Konsulats so reich war, gab ihm den Gedanken an jene Armee, deren Held er gewesen war. Er wollte das Vaterland nicht verlassen, ohne zum letzten Male an seine Waffengefährten Abschiedsworte zu richten, die noch trauriger und unvergänglicher sein sollten, als die von Fontainebleau. An dem Wiederhall seiner Stimme in den Heerlagern fand er selbst dann noch Wohlgefallen, als er den Oberbefehl und die Regierung bereits niedergelegt hatte. Er schloß sich in sein Kabinet ein und schrieb eine Adresse an die Armee von Paris. Allein diese Adresse athmete noch dermaßen den Ton des Kaisers und die gewohnte Sprache der Souveränetät, daß sie seinen Vertrauten wie ein Widerruf seiner Abdankung und wie eine Drohung gegen die Regierung und die Kammern erschien. Sie machten ihm deshalb Vorstellungen und er sah sich gezwungen, ihnen nachzugeben. Die Handlung an sich war eine Keckheit für einen Mann, der nur noch ein einfacher Bürger ohne Titel und ein General außer Dienst war. Man konnte sie dulden aus Rücksicht auf die ganz neue Erscheinung, daß ein Mann, der seit zwanzig Jahren Seinesgleichen nicht gehabt hatte, wieder in das Privatleben zurücktrat; aber sie durfte nicht verletzend werden durch den herrischen Ton, der einem entthronten Herrscher nicht mehr geziemte. Geduldig änderte er die Ausdrücke dieser Adresse und schickte sie in ihrer veränderten Gestalt an die Pariser Zeitungen. Sie lautete:

„Soldaten!

„Indem ich der Nothwendigkeit weiche, die mich zwingt, die tapfere französische Armee zu verlassen, nehme ich die frohe Ueberzeugung mit, daß sie durch die außerordentlichen Dienste, welche das Vaterland von ihr erwartet, die Lobsprüche rechtfertigen wird, die unsere Feinde selbst ihr nicht versagen können.

„Soldaten, ich werde Eure Schritte verfolgen, wenn ich auch nicht bei Euch bin. Ich kenne sämmtliche Korps, und kein einziges wird einen erheblichen Vortheil über den Feind erringen, ohne daß ich den Beweisen seines Muthes volle Gerechtigkeit widerfahren lasse. Man hat uns verleumdet, Euch und mich. Menschen, die unfähig sind, Eure Leistungen zu beurtheilen, haben in den Beweisen von Anhänglichkeit, die Ihr mir gegeben habt, Zeichen eines Eifers gesehen, dessen einziger Gegenstand ich soll gewesen sein; mögen Eure künftigen Erfolge ihnen zeigen, daß es vor Allem das Vaterland war, dem Ihr dientet, als Ihr mir gehorchtet, und daß ich, wenn Ihr einigen Antheil an mir nehmt, dies meiner glühenden Liebe für Frankreich, unsere gemeinsame Mutter, verdanke. Soldaten, noch einige Anstrengungen, und die Koalition ist aufgelöst. Napoleon wird Euch an den Thaten erkennen, die Ihr vollbringen werdet.

„Rettet die Ehre, die Unabhängigkeit der Franzosen; zeigt Euch bis zum Ende so, wie ich Euch seit zwanzig Jahren kenne, und Ihr werdet unüberwindlich sein.“

IX.

Diese Proklamation stand zu sehr im Widerspruche mit den Zeitumständen, als daß sie einen nachhaltigen Eindruck auf die Truppen hervorbringen konnte. Das war die Sprache des Siegers im Munde eines geschlagenen und gedemüthigten Heerführers. Die Auflösung der Koalition um den Preis einiger letzten Anstrengungen einem Volke versprechen, dessen Armee, des Führers beraubt, selbst schon aufgelöst war, und dessen Kaiser eben erst seinen Degen weggeworfen und das Zepter seinen Feinden übergeben hatte, war ein Hohn, den man nur bei einem Menschen erklärlich finden konnte, der durch übermäßiges Mißgeschick seines Geistes war beraubt worden. Die Regierung, der man vom Elysée aus diese Adresse zustellte, nahm sie mit Verachtung auf und erlaubte nicht, daß sie veröffentlicht wurde.

Der Kaiser, der sich im Laufe des folgenden Tages mehrmals nach der Wirkung seiner Adresse auf die Armee erkundigte und von seinen Adjutanten erfuhr, mit welcher Gleichgültigkeit Fouché und dessen Kollegen sie aufgenommen hatten, sah sich genöthigt, diesen Schimpf schweigend hinterzuschlucken. Das war das erste Mal, wo diese Stimme, die erst die Welt erschüttert hatte, kein Echo in Paris fand, das ihren Schall wiederholte.

X.

Kaum war der Kaiser nach la Malmaison abgereist, als Fouché und die Mitglieder der Kommission,

den Wünschen der Kammern und der öffentlichen Meinung gehorsam, Bevollmächtigte ernannten, die eine Einstellung der Feindseligkeiten oder den Frieden in Wellington's oder Blücher's Hauptquartier unterhandeln sollten. Diese Bevollmächtigten waren mit vielem Geschick aus den Reihen der gewichtigen Männer in beiden Kammern gewählt, die sich seit seiner Niederlage am feindseligsten gegen Napoleon und dessen Familie gezeigt hatten und gleichwohl durch ihr früheres Leben und ihre Gesinnungen dem Anschein nach die besten Gewährschaften für die Unabhängigkeit des Landes gaben. Da war Sébastiani, Diplomat und zugleich Soldat, geraume Zeit dem Kaiser ergeben, jetzt abtrünnig, erbittert, durch das Haus Coigny, aus dem er eine Tochter geheirathet hatte, mit der hohen bourbonischen Aristokratie verbunden, und zu klug, um nicht einzusehen, daß es zwischen Ludwig XVIII. und Napoleon nur Trugbilder und Unmöglichkeiten gab;

D'Argenson, ein Biedermann und guter Patriot, den Bourbonen nicht abgeneigt, deren natürlicher Anhänger er vermöge seiner hohen Geburt war, aber von Charakter unabhängig genug, um im Nothfall selbst seine Geburt seinen fast radikalen Ansichten zum Opfer zu bringen; ein Mann, der übrigens leicht zu täuschen war durch seine Tugenden;

Pontécoulant, ein Mann mit einem redlichen Herzen und einem kalten Verstande, ohne Fanatismus und vorurtheilslos, der es ursprünglich mit dem Hofe, später mit der gemäßigten Revolution, eine Zeitlang mit dem Kaiserthum, stets mit der Ehre, diesem unwandelbaren Leitstern seines Lebens gehalten hatte. Er war mehr als jeder Andere befähigt, die Würde seines Vaterlandes zu wahren, indem er den Anforderungen

der Zeit nachgab und sich für eine liberale Restauration entschied, die weder seinem Namen noch seinen Erinnerungen widersprach;

Laforêt, ehemaliger Gesandter der Republik und Napoleon's, überzeugt von der Nothwendigkeit des Friedens und ganz der Mann, den Frieden zu unterhandeln, wenn die Unterhandlungen auf sichern Grundlagen beruhten;

La Fayette endlich, einer von den Männern, die am heftigsten gegen den niedergeschmetterten Napoleon gekämpft hatten, um ihn zu verhindern, sich wieder aufzurichten; getäuscht nach dessen Sturze durch die leere Hoffnung, der er sich hingegeben, eine Republik auf den Trümmern der napoleonischen Herrschaft zu errichten, die Lösung seiner Aufgabe auf eine andere Zeit verschiebend, immer geduldig, immer betrogen, stets seine Zeit erspähend, hatte er bei dieser leeren Unterhandlung eine scheinbare Aufgabe übernommen, die dem Gewicht seines Namens keinen Eintrag that.

Benjamin Constant, ein Freund La Fayette's und Sébastiani's, der sich in der liberalen Opposition, die er verrathen hatte, und in der kaiserlichen Gunst, die er schwinden fühlte, nicht mehr halten konnte, wurde zum Sekretär dieses Kongresses von Unterhändlern ernannt. Für diesen so vieldeutigen Mann war dies eine herrliche Gelegenheit, sich den Schein zu geben, als erweise er der Sache Napoleon's einen letzten Dienst, indem er der Sache des Vaterlandes und des Friedens diente. In den Augen der Patrioten zwischen Frankreich und das Vaterland gestellt, entschlüpfte er den Trümmern des 20. März und Waterloo's durch die Hinterthür einer Kapitulation, wo er wenigstens

für die Freiheit stipulirt zu haben schien. Er war zu scharfsichtig, um in dieser Scheinunterhandlung etwas Anderes zu sehen.

XI.

Die Instruktionen, welche die Regierungskommission diesen Unterhändlern ertheilte, lauteten dahin, daß die Integrität des französischen Gebiets, die Ausschließung der Bourbonen und die Anerkennung Napoleon's II. die Grundlage ihrer Unterhandlungen bilden sollten. Wenn die Verbündeten erklärten, diese drei Grundbedingungen nicht annehmen zu können, so sollten die Unterhändler Alles aufbieten, um einen Waffenstillstand zu erlangen. Der erste Theil dieser Instruktionen war augenscheinlich nur ein todter Buchstabe, der einzig und allein das Wenige, was von bonapartistischer Leidenschaft in den Kammern und im Volke übrig geblieben war, für ein Paar Tage einschläfern sollte. Der Waffenstillstand war die einzige ernstliche Sache. Wenn man diesen Waffenstillstand nicht erlangte, so war er doch wenigstens in den Augen der Kammern ein Beweis von den Bemühungen Fouché's und seiner Amtsgenossen, die Unterhandlungen zu Gunsten des Sohnes Napoleon's ausschlagen zu lassen; erlangte man ihn, so gab er Frankreich einen Vorgeschmack des Friedens, den es zu leidenschaftlich wünschte, als daß es beim Ablauf der Waffenruhe den Krieg erneuert hätte, und gab dem keimenden Imperialismus Zeit, in Paris zu ersterben, und den Keimen zur Restauration sich zu entfalten, Kraft zu gewinnen und aller Gemüther sich zu bemächtigen.

Durch diese heuchlerische Hoffnung auf Erfolg, die er keineswegs auf eine unmögliche Unterhandlung setzte, ließ Fouché sich selbst nicht täuschen, sondern täuschte sämmtliche Parteien, die kaiserliche, die republikanische, die liberale oder orleanistische. Alles deutet darauf hin, daß mit Ausnahme des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Bignon's, und d'Argenson's, der wegen seiner Treuherzigkeit leicht zu hintergehen war, die übrigen Unterhändler in Fouché's Geheimniß eingeweiht waren und in Wirklichkeit nur den einen Zweck, den Waffenstillstand, im Auge hatten. Alles, was man damals und später über die vermeintlichen Hoffnungen, die sich an diese Unterhandlung knüpften, geschrieben hat, ist eine Täuschung der bonapartistischen oder der orleanistischen Partei, die jene Diplomaten über das Ereigniß hinaus verlängern wollten. Die geschichtliche Lösung findet man in dem Willen der Verbündeten und in dem Willen Fouché's. Weder die siegreichen Verbündeten, noch Fouché, der sich aus Ehrgeiz Ludwig XVIII. verkauft hatte, wollten etwas Anderes, als die Restauration des Hauses Bourbon.

XII.

Fouché führte gleichzeitig eine dreifache Unterhandlung, eine offizielle mit den Verbündeten durch die Unterhändler, deren Aufgabe wir so eben geschildert haben; eine vertrauliche mit Lord Wellington, den er aufforderte, bei dem Hofe in Gent dahin zu wirken, daß die freisinnigsten Erklärungen an Frankreich erlassen würden; endlich eine geheime mit Ludwig XVIII., an den er den Herrn von Vitrolles absenden wollte,

um ihn zu bewegen, zwischen sein Volk und die fremden Mächte zu treten. Herr von Vitrolles, — den wir in seiner Rolle als freiwilligen und diensteifrigen Unterhändler im Jahre 1814 zwischen den Pariser Royalisten und dem Grafen von Artois kennen gelernt haben, — hatte durch seine Thätigkeit und seine Verbindungen mit allen Parteien eine gewisse Wichtigkeit am Hofe des Grafen von Artois erlangt. Kurz vor dem 20. März vom Könige beauftragt, in Toulouse einen Aufstand gegen den Kaiser hervorzurufen, hatte er dort einige Tage mit Erfolg gewirkt; aber bald darauf vom General Chartron verhaftet und nach Paris gebracht, um hier vor Gericht gestellt zu werden, war er in Vincennes eingekerkert worden. Seinen Verbindungen mit Coulaincourt und Fouché hatte er es zu verdanken, daß er auf die Bitten seiner Frau gleich nach der Abdankung des Kaisers wieder freigelassen wurde. Fouché beauftragte ihn an demselben Tage, wo er die Unterhändler ernannte, die bei den Mächten die Beseitigung der Bourbonen auswirken sollten, zu Ludwig XVIII. zu gehen und ihn aufzufordern, seine Rückkehr nach Frankreich zu beschleunigen.

„Sie sehen," sagte er zu ihm, „daß die Verlegenheiten der jetzigen Lage außerordentlich sind. Seit drei Monaten setze ich meinen Kopf täglich auf's Spiel für die Sache Frankreichs, des Friedens und des Königs. Die Kammer hat so eben Napoleon II. proklamirt. Das ist ein Schritt zur Wiedereinsetzung der Bourbonen. Man mußte eine Stufe hinabsteigen; dieser unmögliche Name beruhigt die schlichten und systematischen Leute, die sich, wie mein Kollege Carnot, einbilden, daß das Heil Frankreichs und der Freiheit in diesem Hirngespinnst eines liberalen Kaiserthums

unter einem von Europa gefangen gehaltenen Kinde besteht. Man muß sie einige Tage in dieser Täuschung lassen; mehr Zeit brauchen wir nicht, um uns Napoleon vom Halse zu schaffen. Carnot und seine Freunde lassen sich durch leere Worte zufrieden stellen, sobald diese Worte sie an die Freiheit und Vaterlandsliebe erinnern. Auf die Zeit der veralteten Anhänger Napoleon's II. wird die Zeit der Anhänger des Herzogs von Orleans folgen. Dieser Prinz," setzte Fouché hinzu, indem er absichtlich die Bedeutung dieser Partei in den Augen des Herrn von Vitrolles vergrößerte, „zählt hier zahlreiche Anhänger."

Diese Partei, die damals wenig umfangreich war, spielte nur eine Rolle bei einigen Zusammenkünften von Diplomaten und Imperialisten, die sich gedrungen fühlten, ihren Abfall vom Kaiserthum mit ihrer Abneigung gegen die Bourbonen in Einklang zu setzen. Sie gab Fouché keinen Grund zu ernstlichen Besorgnissen, aber sie diente ihm dazu, den Werth seiner Dienste in den Augen des Königs durch Uebertreibung der Hindernisse herauszustreichen, die er um seinetwillen besiegt zu haben sich rühmen wollte.

Herr von Vitrolles, durch diese falsche Mittheilung Fouché's beunruhigt, weigerte sich nach Gent zu gehen und wollte in Paris bleiben, um hier im Interesse Ludwigs XVIII. und des Grafen von Artois die vermeintlichen Umtriebe der orleanistischen Partei zu überwachen. Das war es gerade, was Fouché wollte. Er hatte genug andere vertraute Mittelspersonen in Gent, um mit den Prinzen zu unterhandeln, und wußte sehr wohl, daß Herr von Vitrolles nicht ermangeln würde, in seinen Korrespondenzen mit dem Grafen von Artois die Gefahren der orleanistischen

Partei und das Verdienst Fouché's geltend zu machen. Nur das verlangte Herr von Vitrolles von diesem Minister, daß er ihm für seine Freiheit und seinen Kopf bürge, wenn er in Paris bliebe.

„Wie sollte ich Ihnen für Ihren Kopf stehen können," erwiederte Fouché lächelnd, „da ich meines eigenen nicht sicher bin? Ich kann weiter Nichts thun, als Ihnen versprechen, daß Beide zusammen fallen sollen." Herr von Vitrolles, ein zu geheimen diplomatischen Sendungen und zwiefachen Mittheilungen außerordentlich befähigter Mann, erhielt von Fouché eine große Anzahl Pässe nach Gent für seine Agenten und die Einladung, täglich zu ihm zu kommen und mit ihm von dem Interesse des Königs zu sprechen.

XIII.

Vor seinem Abgange nach dem Hauptquartier der Souveräne kam Benjamin Constant zum Kaiser, um von ihm Abschied zu nehmen. Auf die Frage dieses Unterhändlers, wo er auf der Erde eine Zuflucht zu suchen gedenke, um sein Leben fern vom Throne zu beschließen, antwortete der Kaiser im Tone der Gleichgültigkeit gegen sein eigenes Schicksal: „Ich bin noch unentschieden; zur Flucht kann ich mich nicht entschließen; warum sollte ich übrigens nicht hier bleiben? In dieser Abgeschiedenheit werde ich mit einigen Freunden leben, die nicht an meine Macht, sondern an meine Person gefesselt bleiben werden."

Er gefiel sich in der Schilderung dieses friedlichen und sorglosen Lebens, als wenn die vergangene Größe

keine Nachwehen hätte und als wenn man mit einem Schritte vom Throne in das Privatleben hinabstiege.

„Wohin soll ich denn gehen, wenn man mich nicht hier lassen will?" fuhr er fort. „Nach England? aber mein Aufenthalt dort würde lächerlich sein oder Besorgniß erregen. Wenn ich mich noch so ruhig verhielte, so würde man es doch nicht glauben, jeden Nebel würde man in Verdacht haben, daß er mich nach ihrer Küste brächte, — man würde mich außer dem Gesetz erklären, alle meine Freunde würde ich kompromittiren und durch das beständige Geschrei: Da kommt er! würde man mich verleiten, herüber zu kommen . . . Amerika würde mir eher zusagen, ich könnte dort mit Würde leben; aber noch einmal, was habe ich zu fürchten, wenn ich hier bleibe? Welcher Souverän könnte mich verfolgen, ohne sich zu entehren? Dem Einen habe ich die Hälfte seiner Staaten wiedergegeben, wie oft hat ein Anderer mir die Hand gedrückt und sich glücklich gepriesen, daß er einen großen Mann zum Freunde hat! . . . Uebrigens," fuhr er fort, „werde ich sehen, was man thun wird, gegen offene Gewalt will ich nicht kämpfen . . . Ich kam nach Paris, um unsere letzten Kräfte zu sammeln . . . man läßt mich mit derselben Leichtigkeit im Stiche, mit der man mich empfangen hat! . . . Nun, man vertilge, wenn es möglich ist, diesen doppelten Flecken von Schwäche und Leichtsinn! man verdecke ihn wenigstens durch etwas Kampf, durch einigen Ruhm! Man thue für das Vaterland, was man nicht mehr für mich thun will! aber ich hoffe es nicht," setzte er im Tone des Unglaubens hinzu. — „Sie geben mich heute preis, um, wie sie sagen, Frankreich zu retten,

morgen werden sie Frankreich preisgeben, um ihre Köpfe zu retten!"

XIV.

Als hierauf eine andere Person bei ihm erschien und ihm Glück wünschte zu der Abreise der Bevollmächtigten, die den Mächten die Anerkennung seiner Dynastie als das Ultimatum Frankreichs vorschlagen sollten, sagte er: „Nein, die Verbündeten haben ein zu großes Interesse, Euch die Bourbonen aufzuzwingen, als daß sie meinem Sohne die Krone aufsetzen werden. Die Namen der Bevollmächtigten widersprechen ihren Instruktionen. La Fayette, Pontécoulant, Sébastiani sind meine Feinde, sie haben gegen mich Verschwörungen angezettelt; die Feinde des Vaters können nicht Freunde des Sohnes sein. Die Kammern gehorchen überdies Fouché. Wenn sie mir gegeben hätten, was sie an ihn verschwenden, so würde ich Frankreich gerettet haben. — Mein bloßes Erscheinen an der Spitze der Armee hätte mehr zu Wege gebracht, als alle Eure Unterhandlungen!" Er vergaß, daß er selbst diese Armee verlassen hatte, an deren Spitze er in der That noch hätte kämpfen oder unterhandeln können. „Ich allein," wiederholte er immer und immer wieder, „würde Alles wieder gut machen können; aber Eure Führer würden sich lieber in den Abgrund stürzen, als sich mit mir retten."

Diese Führer waren gleichwohl sämmtlich Männer des 20. März, seine Minister, seine Marschälle, seine Generale, seine Anhänger, die mit ihm und für ihn die letzte Armee Frankreichs auf's Spiel gesetzt hatten.

Aber der Ehrgeiz findet sich nie hinlänglich bedient, wenn man ihm nicht auch noch das Vaterland opfert.

Das Bestreben, welches er zeigte, sich das Ansehen zu geben, als wenn es ihm völlig freistünde, seinen Aufenthalt in la Malmaison beliebig zu verlängern, hatte offenbar zum Zweck, noch Zeit zu gewinnen, um einen ihm günstigen Umschwung der Ereignisse abzuwarten. Bei seinen geheimen Herzensergießungen gegen seine innigsten Vertrauten, Maret und Coulaincourt, sprach er schon davon, sich nach England zurückzuziehen und dort die Gastfreundschaft eines freien Landes anzusprechen. Maret suchte ihn davon abzubringen.

Coulaincourt rieth ihm, wenn es ihm Ernst sei mit diesem Vorhaben, keinen Augenblick zu verlieren, um dessen Gelingen zu sichern, in einem Pascherschiffe nach der englischen Küste zu fahren und dort den Schutz zu verlangen, den England jedem Fremden gewährt, der seinen Boden betritt. Er ging abermals mit sich zu Rathe und schien sich für Amerika zu entscheiden. Er ließ sich von dem Marineminister ein Verzeichniß der in den französischen Häfen vor Anker liegenden amerikanischen Schiffe ausbitten. Man sandte es ihm.

„Richten Sie hauptsächlich Ihr Augenmerk, Sire," — schrieb ihm der Minister in dem Briefe, der die gewünschten Aufschlüsse enthielt, — „auf ein amerikanisches Fahrzeug, das in Havre stationirt ist; der Kapitain desselben befindet sich in meinem Vorzimmer, sein Wagen steht angespannt vor meiner Thüre, er ist im Begriff abzureisen, ich stehe für ihn, er erwartet Ihre Befehle; Sie können, wenn Sie wollen, morgen auf offener See sein, heimlich unter einer fremden

Flagge fahren und allen Anschlägen Ihrer Feinde entgehen."

In seiner zwiefachen Rolle als Mitglied der Regierung, dem daran liegen mußte, Frankreich von der Gefahr der Anwesenheit seines Herrn zu befreien, und als Freund Napoleon's, der seiner eigenen Ehre für dessen Sicherheit verantwortlich war, drang Coulaincourt lebhaft in den Kaiser, diese günstige Gelegenheit zur Abfahrt zu benutzen. „Ich weiß wohl," — sagte Napoleon mit ungerechter Bitterkeit zu ihm, — „daß man mich schon fort haben möchte, um mich um jeden Preis los zu sein und mich von meinen Feinden gefangen nehmen zu lassen!" Coulaincourt machte eine unwillige, vorwurfsvolle Bewegung. Der Kaiser versicherte ihn, daß diese Worte nicht ihm gegolten hätten. „Was habe ich am Ende zu fürchten?" äußerte er von Neuem gegen seinen ehemaligen Minister, „es ist Frankreichs Sache, mich zu beschützen!"

XV.

Die Kammern drängten inzwischen die Regierung, in ihm das Hinderniß der Unterhandlungen, den Gährungsstoff für Paris und den noch immer gefährlichen Tribunen der Armee zu entfernen. Auf die dringenden Bitten der Regierung antwortete der Kaiser in dieser Beziehung, daß er bereit sei, sich mit seiner Familie nach den Vereinigten Staaten einzuschiffen, wenn man ihm zwei Fregatten zur Verfügung stelle. Sogleich befahl der Marineminister die Ausrüstung dieser beiden Fregatten, und der Minister der auswärtigen Ange-

legenheiten, Bignon, verlangte von Lord Wellington Geleitsbriefe.

Allein die Regierung und die Kammern, von den Schwankungen Napoleon's unterrichtet und fürchtend, nach den vielfachen Anzeigen, die sie von la Malmaison erhielten, daß diese Schwankungen und Zögerungen bei ihm nur eine Taktik seien, um die Zeit hinzubringen und die Gelegenheit abzuwarten, sich durch ein Korps seiner Armee aufheben zu lassen oder sich selbst an die Spitze einer Militärbewegung zu stellen, die das Feuer wieder anfachen und den Sturz der Kammern herbeiführen würde, beschlossen, ihn durch einen Militärkommandanten seiner Residenz überwachen zu lassen, und die Gefangenschaft nur zur Hälfte durch die seinem ehemaligen Range gespendeten Ehrenbezeugungen zu verdecken.

Der General Becker, Schwager des Generals Desaix, der bei Marengo geblieben war, als er den ersten Sieg Napoleon's entschied, erhielt die Weisung, sich nach la Malmaison zu begeben und daselbst den Befehl über die kaiserliche Garde zu übernehmen, die, dem Scheine nach eine Ehrengarde, für die Sicherheit des entthronten Fürsten sorgen sollte. Gleichzeitig wurde ihm aber zur Pflicht gemacht, zu verhindern, daß man sich des Namens oder der Person des Kaisers zur Erregung von Unruhen bediene.

Der Kriegsminister Davoust, der seit der Abdankung mit dem Oberbefehl über die Armee betraut worden war, schärfte dem General Becker die zugleich ehrerbietigen und strengen Befehle ein, die eine solche Sendung mit sich brachte. Becker, Napoleon ergeben, aber noch mehr seinem Vaterlande und seiner Soldatenpflicht treu, empfing diese Befehle mit lebhaftem

Schmerze und vollzog sie mit Anstand. Ihre Bedeutung konnte jedoch Napoleon nicht entgehen. Er sah darin die erste Drohung der Gewaltmaßregeln, zu denen seine Unschlüssigkeit die Kammern, seine Feinde und selbst seine Freunde in der Regierung gegen ihn treiben konnte. Anfangs gerieth er in Harnisch, wie in Fontainebleau und im Elysée, bald aber beugte er sich mit einem Scheine von Sorglosigkeit und selbst von Grazie, als wenn er sich selbst seine Erniedrigung hätte verheimlichen und noch als Oberbefehlshaber erscheinen wollen, als er nur noch gehorchte. Seine Vertrauten glaubten an einen unheilvollen Befehl. Man sprach von Verhaftung und Einkerkerung in einem Staatsgefängnisse.

Gourgaud, ein leidenschaftlicher junger Mann, bei dem, wie bei den edeln Naturen, das Unglück die Hingebung vermehrte, schwor, daß er den Ersten niedermachen würde, der Hand an seinen Herrn legte. Thränen flossen in dem Gemache der Königin Hortensia.

XVI.

Becker, den der Anblick des Kaisers rührte, der sich seines harten Auftrags schämte und nur mühsam die Aufregung bemeisterte, die der Anblick dieser gesunkenen Größe in seinem gefühlvollen Herzen hervorrief, näherte sich Napoleon mit ehrfurchtsvoller Theilnahme. Er schien ihn um Verzeihung zu bitten wegen der Unbilden und schroffen Gegensätze des Schicksals. Napoleon führte ihn in seine Gärten und fragte ihn mit sorgloser Vertraulichkeit, was in Paris vorginge. Becker antwortete ihm mit jener ehrfurchtsvollen Be-

wunderung, zu welcher das Mitgefühl gegen unheilbares Mißgeschick berechtigt. Er konnte jedoch seinem ehemaligen General nicht verhehlen, daß er, wenn er seine Armee nach der Schlacht bei Waterloo nicht verlassen hätte, wenn auch nicht siegen, doch wenigstens Paris und zugleich das Ausland an der Spitze seiner Truppen oder hinter den Wällen von Straßburg hätte einschüchtern und, indem er den Unterhändlern Zeit gegeben, seinem Sohne die Erbschaft und Frankreich vortheilhafte Bedingungen hätte sichern können. „Ich erwartete Besseres von den Kammern und von Frankreich," erwiederte der Kaiser; „aber ich habe bald bemerkt, daß Alles abgenutzt, demoralisirt war." Becker übernahm das Kommando über die Residenz des Kaisers.

Am folgenden Tage unterhielt er sich abermals mit Napoleon, der über Nacht andern Sinnes geworden war und nur noch von Abreisen sprach. Er sandte Savary an die Regierung, um die Ausrüstung der beiden Fregatten zu beschleunigen. Fouché sagte diesem, daß sie bereit stünden, daß er sie aber nicht eher absegeln lassen würde, als bis die Geleitsbriefe angelangt wären, da er, wie er sagte, sein Andenken durch eine Unvorsichtigkeit nicht entehren wollte, die man eine Falle und einen Verrath nennen würde, wenn die Fregatten mit Napoleon am Bord beim Auslaufen aus dem Hafen genommen würden. Selbst Carnot wurden diese abwechselnden Bitten und Weigerungen des Kaisers lästig. „Man will," — sagte er mürrisch zu Savary, — „seiner Abreise kein Hinderniß in den Weg legen; im Gegentheil, man will Vorkehrungen treffen, um ihn hier nie wieder zu sehen!" Coulaincourt beschwor seinerseits Savary, den Kaiser zu über-

reden, daß er ohne weitern Aufschub abreise. — „Sagen Sie ihm, daß ich ihn flehentlich darum bitte," setzte er hinzu, „und daß er nicht schnell genug abreisen kann."

XVII.

Am 27. Abends befahlen Fouché und seine Kollegen, von der doppelten Verantwortlichkeit fast erdrückt, welche wegen der Anwesenheit Napoleon's auf ihnen lastete, die unheilvoll für das Vaterland war, wenn er entwich, und unheilvoll für ihren Ruf, wenn der Feind ihn gefangen nahm, dem Marineminister, sich nach la Malmaison zu begeben und dem Kaiser zu erklären, daß die zu seiner Verfügung gestellten Fregatten bereit seien und daß man ihn bitte, selbst noch vor dem Eintreffen der Geleitsbriefe sich einzuschiffen.

In Folge der Fortschritte, welche die Verbündeten in der Nähe von Paris und la Malmaison machten, und des Erscheinens englischer Kreuzer an den Küsten gab Fouché dem Kriegsminister Davoust den Befehl, dem General Gendarmen und Truppen zu schicken, damit derselbe die Zugänge zu der Residenz Napoleons bewachen und sein Entweichen verhindern könne. Diesen neuen Befehlen zufolge, welche die Gefangenschaft des Kaisers noch mehr beengten, war Becker nur verpflichtet, ihn nicht aus den Augen zu lassen und nach der Insel Aix zu begleiten, wo er sich einschiffen oder so lange bewacht werden sollte, bis die See frei wäre und England die verlangten Bürgschaften für die Sicherheit seiner Flucht über's Meer gewährt hatte. Gleichzeitig beriefen Fouché, Davoust und die Regie-

rung unter verschiedenen vom Militär- oder Civildienst entlehnten Vorwänden die Offiziere des kaiserlichen Hauses von la Malmaison ab, die seinen Widerstandsplänen in der Verbannung dienen und in seiner Seele oder unter den Truppen in der Nachbarschaft Gedanken an eine Auflehnung gegen die Abdankung entzünden konnten.

Sein Hof, der durch die Maßregeln der Regierung und nicht minder in Folge jener natürlichen Scheu, die ohnehin eine Einöde um hoffnungsloses Unglück schafft, bedeutend zusammengeschmolzen war, bestand nur noch aus den wenigen Männern, die sich bei seiner Rückkehr von der Insel Elba am meisten kompromittirt hatten: aus Maret, Lavalette, Flahaut, Gourgaud, Bertrand, Montholon, Savary und Las Cases. Dieser Letztere, ein ehemaliger Emigrant aus einer Hoffamilie, war nur ein einfacher Kammerherr, der ein Ehrenamt im Palaste und später, nach seiner Rückkehr in die Heimath, Sitz und Stimme im Staatsrath erhalten hatte. Er war in keiner Weise bei dem Versuche, ein zweites Kaiserreich zu gründen, betheiligt. Vermöge seiner Herkunft und durch seine Verbindungen mehr den Bourbonen als der neuen Herrschaft geneigt, theilte er freiwillig das Schicksal des Kaisers. Als Mann von Kenntnissen, der mit der Geschichte vertraut war, wußte er, daß auf die unscheinbarste Treue von den großen Männern, an die sie sich heftet, ein Abglanz von Größe und Unsterblichkeit fällt. Er gedachte eines Tages der Geschichtsschreiber dieser Verbannung zu werden, auf welche die Mit- und Nachwelt fortan ihre Blicke richten sollten. In dieser Absicht strebte er nach einer Rolle in seinem Unglück, wie Andere und wie er selbst nach einer

solchen in seiner Glücksperiode gestrebt haben würden. Ein edler Schmeichler, der das Kaiserthum aus Ehrgeiz gepriesen und die Verbannung aus Eitelkeit auf seine Treue verherrlichen sollte. Er kannte den Kaiser nur von Ansehen, der Kaiser kannte ihn nur dem Namen nach.

XVIII.

Der General Becker theilte dem Kaiser die strengen Befehle mit, die er so eben erhalten hatte. Aber da ihm die Rolle eines Kerkermeisters zuwider war, die jene Befehle ihm auferlegten, so begab er sich nach Paris, um eine Erklärung oder eine Milderung derselben aus dem Munde der Regierung zu erhalten. Man gab ihm von Neuem den Befehl, Napoleon's Abreise zu beschleunigen und ihn nach der Insel Aix bis auf die Rhede von Rochefort zu begleiten. Er erhielt einen Paß, in welchem Napoleon als Sekretär dieses Generals bezeichnet war. Man fürchtete, das Volk oder die Truppen würden sich unterwegs für oder gegen ihn erheben. Hatte Becker für diesen Fall geheime Instruktionen? Man weiß es nicht. Dieser General bewies bei einer so verwickelten und delikaten Erfüllung seiner Pflichten eine Mäßigung und Ehrenhaftigkeit, die ihn stets als einen gegen sein Vaterland gehorsamen Soldaten und als einen gefühlvollen Mann, der seine Würde und die Würde des Unglücks achtete, erscheinen lassen. Bei seiner Rückkunft in la Malmaison theilte er dem Kaiser die Befehle zur Abreise und den Paß mit. „Ich bin also Ihr Sekretär," sagte der Gefangene mit dem Ausdruck der Resignation. —

„Ja, Sire," erwiederte Becker gerührt, „aber für mich sind Sie stets mein Souverän!"

XIX.

Man that, als ob man sich zur Abreise rüste, aber in Napoleon's Innerm deutete Alles darauf hin, daß diese Vorbereitungen und diese Resignation reine Heuchelei waren, und daß man auf einen Vorwand wartete, um sich gegen die Nothwendigkeit aufzulehnen. Der Kaiser hatte wohl die Bande, die ihn an das Kaiserreich fesselten, bis auf la Malmaison lockern wollen, aber er konnte sich nicht entschließen, durch eine Abreise sie gänzlich zu zerreißen. Er wartete auf das Unbekannte, er hoffte auf das Unmögliche. Die ersten Abtheilungen der Grouchy'schen Armee näherten sich ihm immer mehr, von den Preußen und Engländern zurückgedrängt.

Ein unternehmender, unerschrockener General der Kavallerie, der vom Vaterlande nur die Kriegslager, von der Regierung nur den Kaiser kannte, ging mit dem Plane um, seinen ehemaligen Kriegsherrn zu entführen, ihn wieder auf den Schild seiner Reitergeschwader zu erheben, um ihn die achtzigtausend zerstreuten Soldaten, die Trümmer des Feldzuges, zu scharen und hinter der Loire seinem Genie noch einmal den Kampf auf Leben und Tod gegen die fremden Mächte zu übertragen. Dieser General war Excelmans, dessen Vergehen gegen die Disziplin, dessen Verhaftung durch Soult und Ungnade, die ihm die Volksgunst unter der ersten Restauration gewann, wir oben geschildert haben.

Excelmans sandte einen von seinen Obersten, Namens Sencier, nach la Malmaison, um Napoleon durch diese edle Verzweiflung in Versuchung zu führen. „Die Nordarmee,“ sagte der Oberst im Auftrag seines Generals, „ist unversehrt und noch leidenschaftlich für Sie begeistert. Es ist ein Leichtes, um diesen Truppenkern Alles zu sammeln, was von Patriotismus und Wehrkraft in Frankreich noch übrig ist. Mit solchen Truppen unter einem solchen Führer braucht man an Nichts zu verzweifeln.“ Der Kaiser überlegte, und wie er es beständig seit vier Monaten gemacht hatte, kaum sah er sich seiner Hoffnung gegenüber, so gab er sie für eine andere auf, schützte Hindernisse vor und panzerte sich mit Entsagung.

„Bringen Sie Ihrem General meinen Dank,“ sagte er zum Abgesandten Excelman's, „aber sagen Sie ihm, daß ich auf seinen Vorschlag nicht eingehen kann. Frankreich müßte mich unterstützen! Aber Alles ist aus Rand und Band, Niemand hat mehr Lust dazu! Was vermöchte ich allein mit einigen Soldaten gegen Europa?“ So gestand er mit soldatischer Offenheit, was er in der offiziellen Sprache des Staatsmannes der Regierung, den Kammern und dem Volke gegenüber unaufhörlich leugnete. Diesen gegenüber behauptete er, daß er allein im Stande sei, Alles zu retten, Alles wieder herzustellen; Excelmans gestand er, daß er für das Vaterland, für die Armee, für sich selbst nichts mehr thun könne. Er führte schon zwei Sprachen, die eine für die Welt, die andere für den engen Kreis seiner Vertrauten. Er wollte als ein Opfer des Abfalls der Menschen erscheinen, als er schon nichts mehr als ein Spielball

des Verhängnisses war. Er betrog die Geschichte, abe er betrog sich selbst nicht mehr.

XX.

Unterdessen drohte der Feind ihn einzuschließen und lagerte schon bei Compiègne. Eine Abtheilung Reiterei konnte über die Seine gehen und ihn aufheben. In seinen Gärten hörte man den Kanonendonner. Bei diesem Getöse schien er sich wieder zu ermannen und verlangte seine Pferde und Waffen, als wenn der Entschluß, mit Denen zu fallen, die so ganz in seiner Nähe für ihn starben, endlich in seiner Seele die Schlaffheit verdrängt hätte, in die er seit so vielen Tagen versunken war. Er rief den General Becker in sein Kabinet. Er fieberte wie ein Soldat, der den Kanonendonner hört. „Der Feind ist in Compiègne, in Senlis!" sagte er zu ihm im Tone der Verzweiflung; „morgen wird er vor den Thoren von Paris stehen! Ich kann die Verblendung der Regierung nicht begreifen! Man muß hirnverbrannt oder ein Verräther am Vaterlande sein, um an dem bösen Willen der fremden Mächte zu zweifeln. Diese Leute da," — setzte er von den Kammern und der Regierung sprechend hinzu, — „verstehen Nichts von ihren Geschäften."

Er erwartete ein Wort der Billigung vom General Becker, der jedoch schwieg, da er weder diese Unglücksfälle dem Kaiser schuldgeben, noch ihn in Gedanken bestärken wollte, die Alles verschlimmern konnten. Der Kaiser stellte sich, als wenn er dieses Schweigen für eine Zustimmung zu seinen Ideen nähme. „Alles ist verloren, nicht wahr?" sagte er zu Becker. „Wohlan,

in diesem Falle mache man mich zum General! Ich werde die Armee befehligen! Ich will darum einkommen.“ Dann im Voraus und mit einem Mal den Ton des Oberbefehlshabers annehmend, der jedem Einwurf durch die Autorität der Rede begegnet, sagte er: „General, Sie sollen mein Schreiben der Regierung überbringen. Reisen Sie auf der Stelle ab. Ein Wagen erwartet Sie. Erklären Sie ihnen, daß es keineswegs meine Absicht ist, die Gewalt wieder an mich zu reißen, daß ich nur den Feind schlagen, vernichten, ihn durch den Sieg zu bessern Bedingungen zwingen will und daß ich, wenn ich diesen Zweck erreicht habe, wieder meines Weges gehen werde. Eilen Sie, General! ich rechne auf Sie!“ Dann setzte er ihn verabschiedend hinzu, als wenn er der Untreue Becker's einen Köder hätte hinhalten wollen durch die Aussicht auf eine hohe Gunst, den Lohn für seine Gefälligkeit: „Sie werden mich nicht mehr verlassen!“

XXI.

Becker, der nicht wußte, wie er sich verhalten sollte, aber durch das Ansehen dieser Stimme beherrscht wurde, der er gewohnt war zu gehorchen, wagte nicht dem Kaiser ins Gesicht zu widersprechen und reiste ab, um einen Auftrag zu erfüllen, dessen Nichtigkeit keiner mehr als er selbst fühlte. Bei seiner Ankunft in den Tuilerien überreichte er schüchtern die Botschaft seines Gefangenen der versammelten Regierung.

„Als ich auf die Macht verzichtete,“ hieß es in diesem Schreiben, „habe ich keineswegs dem edelsten Rechte eines Staatsbürgers entsagt, dem Rechte, mein

Vaterland zu vertheidigen. Der Anmarsch der Feinde auf die Hauptstadt gestattet nicht den geringsten Zweifel über ihre Absicht, über ihren bösen Willen. In diesen ernsten Zeitläuften biete ich meine Dienste als General an, da ich mich noch immer als den ersten Soldaten des Vaterlandes betrachte."

Dieses im Grunde eitle Schreiben, obwohl es edel in der Form war, verrieth deutlich die völlig populäre Absicht, in der es verfaßt worden war. Wer konnte zweifeln, daß der Feind, von Napoleon selbst auf fremdem Gebiet angegriffen, seinen Sieg verfolgte, indem er den Angreifer auf das französische Gebiet zurückdrängte? Welch' bösen Willen zeigten Wellington und Blücher, indem sie als Sieger auf Paris marschirten, da sie in keinen Waffenstillstand gewilligt hatten? Und endlich, wie konnte der General Napoleon mehr Macht über das Glück haben an der Spitze von Armeeüberresten, die er selbst einige Tage zuvor verlassen hatte, als der Kaiser und General Napoleon an der Spitze seiner unversehrten, kriegslustigen und unter seinem Kommando gesammelten Heere?

Fouché nahm als Präsident das Schreiben aus den zitternden Händen Becker's, las es laut der Rathsversammlung vor im Tone und mit den Gebehrden eines über den Wahnsinn Empörten und warf es sodann mit den Worten auf den Tisch: „Hat dieser Mensch uns zum Besten? Ohne Zweifel," — fuhr er fort, Becker mit mißtrauischen Blicken durchbohrend, — „dieses Schreiben ist nur eine ehrerbietige Förmlichkeit gegen die Kammern, und in dem Augenblicke, wo wir es erhalten, ist er vielleicht schon von la Malmaison entwichen, hält Musterung über seine Soldaten und reizt sie durch eine Ansprache gegen uns auf." Becker

schwor, daß der Kaiser seine Rückkunft und ihre Antwort erwarte.

Man berathschlagte mit wenigen Worten. Carnot allein schien Anfangs den alten Gedanken wieder aufzunehmen, den Kaiser noch einmal für einen Augenblick an die Spitze der Armee zu stellen. Fouché bewies, daß Napoleon die einzige Ursache des Krieges sei. Sein Erscheinen an der Spitze der Armee würde von Neuem eine leibhaftige Drohung gegen Europa und ein unüberwindliches Hinderniß jedweder Vermittlung für die Armee und das Vaterland sein. Er setzte hinzu, der Charakter Napoleon's verbiete, bei einem solchen Geiste an eine dauernde Gleichgültigkeit gegen die Macht zu glauben, und wenn er genug Erfolge errungen hätte, um zum dritten Male den Thron zu besteigen, würde er in seinen unvermeidlichen letzten Sturz die Armee, die Hauptstadt, das Land und selbst die Integrität Frankreichs mit verwickeln.

Carnot, Coulaincourt, Davoust und sämmtliche Mitglieder der Regierung konnten nicht umhin, die Richtigkeit der von Fouché vorgebrachten Gründe anzuerkennen. Carnot erbot sich sogar, nach la Malmaison zu gehen mit einer weniger strengen aber ebenso kategorischen Antwort, um den abschläglichen Bescheid zu mildern und Napoleon durch das Wort und Herz eines Mannes zu überzeugen, an dem dieser nicht zweifelte.

XXII.

Während der kurzen Abwesenheit Becker's hatte der Kaiser, der an die Einwilligung der Regierung

glaubte oder zu glauben vorgab, sich angekleidet, seine Adjutanten zusammen kommen lassen, Hortensia Lebewohl gesagt und seine Schlachtrosse satteln lassen, die an der Schwelle des Schlosses ihn erwarteten.

Becker übergab ihm die Antwort der Regierung. Er las sie und warf sie mit Verachtung weg: „Das wußt' ich im Voraus," sagte er; „diese Leute haben keine Energie! Nun, General," setzte er hinzu, Becker ermunternd, als wenn er seiner sicher gewesen wäre, „da es nun einmal so ist, so lassen Sie uns gehen! Vorwärts!"

Becker, immer mehr in Verlegenheit gesetzt, panzerte sich mit Gleichmuth und Schweigen. Der Kaiser rief Herrn von Flahaut, der jünger und entschlossener war, dem Kaiser in Allem nachzugeben oder Alles in seinem Namen zu erzwingen. Er befahl ihm, nach Paris zu eilen und sich wegen seines beschlossenen Abgangs zur Armee mit der Regierung zu verständigen. Flahaut gehorchte. Als er in die Tuilerien trat, stieß er auf den Kriegsminister Marschall Davoust, einen Kriegsmann, der treu war bis zu dem Punkte, wo Treue Verrath am Vaterland wurde. Davoust, fest in seinen Entschlüssen, rauh in Worten, wies energisch Flahaut's Versuch bei der Regierung zurück. „Ihr Bonaparte," — sagte er zu ihm in ungeduldigem, widerwilligem Tone, — „will nicht abreisen? Er wird sich bald dazu entschließen müssen, sein Bleiben verwickelt und verwirrt Alles, wir können weder unterhandeln noch kämpfen mit ihm! Wenn er sich schmeichelt, daß wir ihn wieder zu unserm Herrn und Meister machen werden, so sagen Sie ihm, daß er sich täuscht. Er soll auf der Stelle abreisen, oder wir werden uns gezwungen sehen, ihn verhaften zu lassen.

Wenn es sein muß, werde ich selbst ihn verhaften, um das Land und die Armee zu retten!"

Der Adjutant des Kaisers gab dem Marschall zur Antwort, daß er sich und daß Davoust selbst den Kaiser zu sehr achte, als daß er ihm solche Drohungen von einem seiner Generale überbringen werde, der noch vor acht Tagen von ihm Befehle erhalten und ihm eifrig gedient habe. Davoust erwiederte darauf mit der Würde eines Kriegsministers einem Untergebenen gegenüber und hieß ihn sich nach Fontainebleau begeben, um dort seine Befehle zu erwarten. „Ich werde nicht gehen," versetzte Herr von Flahaut, „ich werde den Kaiser nicht verlassen, ich werde ihm bis zum letzten Augenblicke die Treue bewahren, die Andere ihm geschworen haben." — „Dann werd' ich Sie bestrafen," schrie Davoust. — „Ich nehme Ihnen das Recht dazu," entgegnete der junge Mann, „ich komme um meine Entlassung ein und brauche dann nur noch meiner Ehre zu gehorchen."

XXIII.

Bei der Rückkunft seines Adjutanten bemerkte der Kaiser in den Zügen desselben die Spuren seines Schmerzes. Er wollte Alles wissen; der Adjutant sagte ihm Alles. „Möge er kommen," rief Napoleon, „ich bin bereit, wenn es sein muß, ihm den Hals zu reichen!" Er verabschiedete seine Stallmeister, ließ seine Pferde wegführen und begann wieder zu klagen im Innern seiner Gärten und im vertrauten Kreise seiner letzten Höflinge.

„Diese Leute hat ihre Herrscherrolle berauscht,“ sagte er zu Maret; „sie fühlen, daß sie nur noch ein Schatten sein würden, wenn sie mich wieder an die Spitze der Armee stellten. Sie dulden mich kaum noch bei ihrer Wichtigthuerei und ihrem Stolze. Sie werden Alles zu Grunde richten!“ — Als ob nicht schon Alles verloren gewesen wäre.

Von Zeit zu Zeit ermannte er sich wieder oder gab sich den Anschein, als wenn er sich aus dem willenlosen Zustande herausrisse, wie der mit dem Senate unterhandelnde Tiberius, bald vermittelst Resignation, bald durch Unverschämtheit. „Aber weshalb sollt' ich sie herrschen lassen?“ — rief er mit einem plötzlichen Ruck seines Körpers und seiner Seele; — „ich habe zu Gunsten meines Sohnes abgedankt; wenn dieser Name verloren gehen soll, so will ich ihn lieber auf einem Schlachtfelde als in dieser Unthätigkeit hier verlieren! Für meinen Sohn und für mich habe ich nichts Besseres zu thun, als mich in die Arme meiner Soldaten zu werfen. Mein Erscheinen wird die Armee elektrisiren, den Feind zerschmettern!“

Er dachte nicht mehr daran, daß er den Tag zuvor diesen Plan, den ihm Excelmans mit heldenmüthiger Keckheit vorgeschlagen, nach reiflicher Ueberlegung verworfen hatte. „Die Feinde,“ fuhr er fort, „welche wissen, daß ich den Schauplatz nur in der Absicht wieder betrete, um sie zu vernichten oder um zu sterben, werden Euch Alles bewilligen, was Ihr von ihnen verlangt, um nur vor mir Ruhe zu haben. Wenn Ihr hingegen meinen Degen hier einrosten laßt, so werden sie Euch verachten, und Ihr werdet gezwungen sein, demüthig Ludwig XVIII. einzuholen. Dem Dinge muß ein Ende gemacht werden! . . . Wenn Eure

fünf Kaiser," — dies war eine Anspielung auf die fünf Mitglieder der Regierung, — „sich meiner nicht bedienen wollen zur Rettung Frankreichs, so werde ich mich über Ihre Einwilligung hinwegsetzen . . . Es wird genügen, daß ich mich zeige, Paris und die Armee werden mich zum zweiten Mal als Befreier aufnehmen!" — „Ich glaube es, Sire," erwiederte Maret, der gewohnt war, Alles von der Allmacht seines Herrn zu erwarten; „aber wenn die Kammer Sie außer dem Gesetz erklärte . . . wenn das Glück Ihren Waffen nicht günstig wäre, was würde dann aus Euer Majestät werden?"

„Schon gut," — versetzte der Kaiser, der sich dem Anschein nach eben so leicht den Rathschlägen der Freundschaft beugte, wie er sich immer und immer wieder gegen das Schicksal empörte, — „ich sehe, daß ich nachgeben muß! . . . Sie haben Recht, ich darf nicht die Verantwortlichkeit für einen so großartigen Entschluß auf mich nehmen . . . Ich muß warten, bis die Stimme des Volks, der Kammern, der Soldaten mich wieder beruft;" . . . Dann sagte er, als wenn er jeden Augenblick diesen eingebildeten Ruf der öffentlichen Meinung erwartet hätte: „Aber wie kommt es, daß Paris mich noch nicht zurückruft? man sieht also nicht ein, daß die Feinde auf meine Abdankung gar keine Rücksicht nehmen? . . . Dieser schändliche Fouché!" fuhr er fort, „er hintergeht Euch. Die Kommission, selbst betrogen, läßt sich von ihm allein leiten. Sie wird eines Tages große Vorwürfe zu ertragen haben! . . . Carnot und Coulaincourt sind die einzigen Mitglieder, die etwas werth sind; aber sie befinden sich in schlechter Gesellschaft. Was vermögen diese beiden pflichtgetreuen Männer

gegen einen Verräther! . . . Zwei Dummköpfe und zwei Kammern, die sich nach jedem Winde drehen? Glaubt Ihr denn Alle, wie wahre Gimpel, an die Verheißungen und den Edelmuth der fremden Mächte? Ihr glaubt, sie werden Euch einen Fürsten nach Euren Wünschen geben! Ihr irrt Euch. Alexander wird den Engländern, und Oesterreich wird Alexander gehorchen!“ . . .

XXIV.

Einige Generale, die in die Märzereignisse am meisten verwickelt und durch die Rückkehr der Bourbonen am stärksten bedroht waren, kamen zu ihm und bestürmten ihn mit Geldforderungen, um ihr Leben zu retten. Er ließ durch Hortensia, welche die Zudringlichkeit derselben für die Sicherheit ihres Adoptivvaters zittern ließ, schwache Unterstützungen unter sie vertheilen.

Einer von seinen Geheimsekretären, den er nach Neuigkeiten ausgeschickt hatte, meldete ihm, daß der Feind sich von drei Seiten den Mauern von Paris nähere, und daß es Zeit sei, an seine persönliche Sicherheit zu denken. „Morgen habe ich von ihnen Nichts zu fürchten,“ entgegnete er ihm, „ich habe meine Vorkehrungen getroffen, um noch diese Nacht abzureisen; ich habe mich selbst, Paris und Frankreich satt; bereiten Sie sich vor mir zu folgen!“ Der Sekretär entschuldigte sich mit dem Alter und der Gebrechlichkeit seiner Mutter. Napoleon gab sich den Schein, als wenn ihm diese Entschuldigungen genügten, die sich von Stunde zu Stunde in seiner Umgebung vermehrten.

„Ich bedarf nur noch eines günstigen Windes und des Glücks," — sagte er im Tone gefaßter Ergebung in sein Schicksal. — „Ich werde nach Amerika gehen, man wird mir Ländereien geben, oder ich werde vielmehr welche kaufen, und wir werden sie bebauen. Ich werde enden, wie der Mensch angefangen hat; ich werde vom Ertrage meiner Ländereien und Heerden leben." — Und als sein Vertrauter einige Einwürfe machte in Betreff der geringen Entfernung der Vereinigten Staaten von Europa, versetzte er: „Nun gut, dann werde ich nach Mexiko gehen und mich an die Spitze der Independenten stellen. Kurz ich werde von Küste zu Küste, von Meer zu Meer gehen, bis ich eine Zuflucht gegen den Groll und die Verfolgungssucht der Menschen finde. Was soll ich denn eigentlich thun? Wollen Sie, daß ich mich hier wie ein Kind von Wellington fangen lasse, um seinen Triumph in London zu zieren? Ich habe nur einen Plan zu verfolgen, den, mich zurückzuziehen. Das Schicksal wird das Uebrige thun! . . . Allerdings könnt' ich mich tödten! . . . wie Hannibal könnte ich mir sagen: Ich will sie von dem Schrecken befreien, den ich ihnen einflöße! Den Selbstmord muß man jedoch den kraftlosen Gemüthern, den Schwachköpfen überlassen. Was mich betrifft, ich werde niemals, welches auch mein Geschick sein mag, mein natürliches Lebensende um einen einzigen Augenblick beschleunigen." So erklärte er sich gegen die Selbstmordkomödie, die seine Schmeichler ihn in Fontainebleau hatten spielen lassen.

XXV.

Savary, den er bei seiner Rückkehr von der Insel Elba schlecht behandelt hatte, und der seinen rücksichtslosen Diensteifer durch beharrliche und uneigennützige Treue sühnte, rieth ihm auch, nicht selbst Hand an sich zu legen, sondern sich von den Kanonen tödten zu lassen, welche Frankreich zerschmetterten.

Die leichten Truppen Blücher's waren schon bis über la Malmaison hinaus vorgedrungen. „Wenn ich ihn gefangen nehmen kann," hatte Blücher zu Wellington gesagt, „so werde ich ihn vor der Fronte meiner Truppen hängen lassen." Dieser General, von wilder Thatkraft beseelt, brannte vor Begierde die Königin von Preußen zu rächen, die unter den unversöhnlichen Schlägen Napoleon's und in Folge der Vernichtung ihres Vaterlandes gestorben war. Wellington war entrüstet über diese schmachvollen Repressalien. Er achtete seine Feinde, während er sie bekämpfte. Als der Kaiser erfuhr, welch' nahe Gefahr ihm drohte, schickte er Leute aus, die auskundschaften sollten, ob die Brücken von Bezons und le Pecq, die la Malmaison deckten, abgeschnitten wären. Sie waren es nicht. Die Offiziere seines Hauses und die von Becker befehligten Truppen trafen Anstalten zur Vertheidigung in der Umgebung seiner Residenz, um einen Handstreich zu verhüten. Die Nacht verging unter diesen Bewegungen.

Um drei Uhr Morgens kamen die Freunde, die ihm noch in der Deputirtenkammer und in der Regierung blieben, und meldeten ihm, daß die Verbündeten die von Fouché verlangten Geleitsbriefe und Pässe

verweigerten, und daß ihm kaum noch Zeit bliebe, der Gefangenschaft durch die Flucht zu entgehen. Er verlangte noch einige Stunden Aufschub und versprach im Laufe des Tages sich zu entfernen.

Der General Becker erhielt Ordre, ihm durchaus nicht zu gestatten, wieder umzukehren, sobald er erst abgereist wäre, und der Kommandant der Marine in Rochefort die Weisung, ihn den französischen Boden nicht wieder betreten zu lassen, sobald er sich nach der Insel Aix eingeschifft hätte.

Die Geschichtsschreiber haben diesen Befehl und die gesammten Umstände, die der Abreise Napoleon's von la Malmaison vorhergingen, als lauter Schlingen dargestellt, die Fouché und die Mitglieder der Kommission zu seinem Verderben gestellt hatten. Gegen diese Beschuldigungen sprechen die Thatsachen. Es versteht sich, daß die Regierung seit Napoleon's Ankunft im Elysée bis zum 29. Juni keinen Augenblick aufhörte, seine Abreise zu wünschen und zu beschleunigen, da durch seine Anwesenheit der Friede erschwert, der Krieg in die Länge gezogen und das Land der Freiheit seiner Bewegungen beraubt wurde. Die zehn Tage, die Napoleon damit verlor, daß er Gelüste nach der Diktatur trug, abdankte, seine Gedanken wieder auf das Kaiserthum richtete, absichtlich von einem Tage zum andern wartete, zu keinem Entschlusse kam, mit dem Verhängnisse, mit der Regierung und mit sich selbst haderte, hätten ihm hinlängliche Zeit und die nöthigen Mittel gegeben, um sich durch die Flucht in Sicherheit zu bringen. Es versteht sich aber auch, daß die Regierung, nachdem sie sich einmal in Unterhandlungen mit dem siegreichen Feinde eingelassen hatte, während der Dauer oder vielleicht nach der

Beendigung derselben Napoleon, dieser einzigen Ursache des Krieges, nicht erlauben konnte, das Gebiet wieder zu betreten, das er freiwillig verlassen hatte, und nach einer Kapitulation, deren erste Bedingung seine Entfernung war, den Krieg zu erneuern. Es war durchaus nicht die Schuld der Kammern, daß Napoleon so viele Tage lang zwischen allen Entschlüssen schwankte, die Gewalt in Paris sich entschlüpfen, den Feind in Masse und in Eilmärschen gegen Paris anrücken, die leichten Truppen Wellington's und Blücher's Compiègne und Senlis besetzen und bis über la Malmaison hinaus vordringen ließ.

Eine dreifache Verantwortlichkeit lastete auf den Mitgliedern der Regierung: sie hatten die Unterhandlungen von der Person und der Gegenwart des Kaisers zu befreien; nach seiner Abdankung einen Versuch von seiner Seite vorzubeugen, die Militärdiktatur an sich zu reißen, die Alles wieder in Frage stellte, selbst die Existenz von Paris und die Integrität des Nationalgebiets; und endlich zu verhindern, daß der Kaiser, wenn er in la Malmaison vom Feinde gefangen wurde, nicht von Frankreich ausgeliefert worden zu sein schien und der Friede selbst dadurch ehrlos wurde. In der Angst vor den feindlichen Kanonen, in welche Napoleon's Halsstarrigkeit die Regierung am 29. Juni versetzt hatte, blieb offenbar kein anderer Ausweg, als der, die Person Napoleon's durch die Fregatten, die man für ihn ausgerüstet hatte, oder durch die Mittel zur Flucht über das Meer, die eine Partei ihm anbot, nach der Insel Aix in Sicherheit zu bringen und ihm bis zu seiner Landung die Rückkehr nach dem französischen Festlande zu verbieten. Es war nicht die Hinterlist der Regierung, die seine Abreise von la Mal-

maison so verzögert, die es zum Aeußersten hatte kommen und die Schwierigkeiten der Flucht sich vermehren lassen, sondern sein eigener Wille. Wir werden sehen, daß es gleichfalls sein Wille war, der sie unmöglich machte. Die Geschichte darf sich nicht zum gefälligen und lügenhaften Echo der von der Familie oder von den Dienern Napoleon's erhobenen Beschuldigungen machen, noch die französische Nation entehren, um einen großen Mann von dem Vorwurf der Unentschlossenheit rein zu waschen. In allen jenen letzten Umständen seiner Abreise wurde Napoleon nur durch sich selber verrathen. Er klammerte sich an das Meeresufer an, das Meeresufer entschlüpfte ihm.

XXVI.

Den ganzen 29. verbrachte er noch mit leeren Worten, mit verzweifeltem Hoffen, mit nutzlosen Blicken auf Paris und auf alle Punkte des Gesichtskreises, mit Spaziergängen in seinen Gärten, mit Gesprächen mit seinen Vertrauten, mit fortgesetztem Abschiednehmen von seiner Familie und seinen Freunden. Um fünf Uhr Abends meldete man ihm, daß die beiden Wagen, die der General Becker bestellt hatte, ihn im Park erwarteten. Er umarmte die Königin Hortensia, die in Thränen zerfloß, winkte den Offizieren und Soldaten seiner Garde traurig Abschied, stürzte sich in die Allee des Parks, an deren Ende die Wagen ihn erwarteten, wobei er sich mehrmals umkehrte, um diese theure Stätte seiner Jugend, seines Glücks und Ruhms noch einmal zu betrachten, und stieg endlich mit dem Ge=

neral Becker, dem Großmarschall des Palastes Bertrand und Savary in eine leichte Spazierkutsche.

Zwei andere Wagen, die auf einem andern Wege gleichfalls nach Rochefort fahren sollten, enthielten sein Gefolge, das aus Gourgaud, der Gemahlin des Generals Bertrand und dessen Kindern, Herrn und Frau von Montholon, Herrn von Las Cases, dessen Sohne, dem jungen Emanuel von Las Cases, und seiner zahlreichen Dienerschaft bestand. Napoleon, Becker, Bertrand und Savary hatten ihre Uniformen abgelegt und trugen Reisekleider, um unterwegs den Blicken und Zusammenrottungen zu entgehen. Gourgaud allein fuhr in voller Uniform in einem vergoldeten Reisewagen des Kaisers, damit die Aufmerksamkeit des Volkes, durch diesen Glanz und diese Pracht getäuscht, auf diesen Wagen allein die Schlingen und Gefahren des Weges hinlenke, falls die Hinterlist der Feinde des Kaisers deren bereitet hätte, oder falls eine plötzliche Aufregung der Bevölkerung ihren Herrn solchen aussetzte.

In den Gegenden, welche Napoleon durchreisen mußte, waren kaum die royalistischen Aufstände gegen ihn gedämpft. Becker wünschte die Reise zu beschleunigen, um das ihm vertraute Leben früher in Sicherheit zu bringen und um sich schneller von der Verantwortlichkeit zu befreien, die auf seiner Seele lastete. Aber in Rambouillet angekommen, wollte Napoleon noch die Nacht hier bleiben. Selbst auf dem Wege in die Verbannung bewahrte er noch die Täuschung, die ihn seit zehn Tagen nicht verlassen hatte. Er konnte nicht glauben, daß Frankreich seinen Helden ziehen lassen würde, ohne ihn zurückzurufen. Während der langen, schlaflosen Nacht in Rambouillet träumte er

nur von jener Wiederberufung durch das Volk, die Armee, die Kammern, in denen die Nachricht von seiner Abreise, so wähnte er, Reue und den leidenschaftlichen Wunsch, ihn zurückzuhalten, erweckt hätte. Die Nacht verbrachte er damit, daß er auf jedes Geräusch in der Stadt horchte, und mehrmals schickte er den General Gourgaud auf die Straße nach la Malmaison, damit dieser schon von Ferne in der Stille der Nacht das Pferdegetrappel der Eilboten vernehme, die er nicht müde wurde von dieser Seite her zu erwarten.

Excelmans war in der That am Abend des 29. mit zwei Dragonerabtheilungen in Vincennes eingerückt, stets von demselben Gedanken besessen, den er dem Kaiser durch seinen Adjutanten, den Oberst Sencier, mitgetheilt hatte. Dieser General hatte sich durch die erste Weigerung Napoleon's nicht abschrecken lassen. Er wollte seiner Unschlüssigkeit Gewalt anthun. Er theilte seinen Plan dem Kommandanten von Vincennes, General Daumesnil, mit. Von Daumesnil erfuhr er Napoleon's Abreise. Nun war Excelmans nur noch darauf bedacht, durch ein kühnes Wagstück gegen die Preußen sich selbst hervorzuthun.

XXVII.

Obwohl in der Nacht durchaus keine Nachricht von Paris eingetroffen war, gelang es dem Kaiser doch erst, sich den folgenden Tag, den 30., Mittags von Rambouillet loszureißen. Es war, als wenn er bis zum letzten Augenblick in den Erinnerungen an die Größe und das Kaiserthum hätte schwelgen wollen,

welche dieser kaiserliche Aufenthalt ihm in's Gedächtniß zurückrief. Zu Mittag fuhr er nach Châteaudun. In dieser Stadt ging das Gerücht, Napoleon sei in einem Gefecht mit den Preußen geblieben. Beim Umspannen der Pferde erkannte ihn die Posthalterin, welche schwieg und Thränen vergoß, als sie ihn erkannte. Er fuhr durch Tours und Poitiers, ohne sich aufzuhalten. In Saint-Maixent rottete sich ein drohender Volkshaufen um seine Kutsche. Der General Becker ließ sich Bahn machen von einem Gensd'armerieoffizier, den der Tumult nach dem Platze gerufen hatte. Die Kutsche traf Nachts in Niort ein.

Napoleon, ruhig wegen seiner Sicherheit in einer Stadt, wo er einige Beobachtungstruppen gegen die Vendée zusammengezogen hatte, wollte noch einen Tag hier bleiben. Er schlief im Posthause. Bei seinem Erwachen öffnete er das Fenster und hatte das Glück, von Husaren erkannt zu werden, die auf dem Platze ihre Pferde besorgten. Ihr Ruf: „Es lebe der Kaiser!" dieses allgemeine Losungswort der Soldaten, weckte die Stadt und zog die Bevölkerung unter seine Fenster. Der Präfekt eilte herbei und bewog ihn, in seinem Hotel von ihm sich bewirthen zu lassen. Den ganzen Tag hallte die Präfektur von den begeisterten Zurufen wieder, welche die Stadt und die Truppen ringsum erschallen ließen. Man fürchtete nichts mehr von seinem Ehrgeiz, man erinnerte sich nur noch seines Ruhms. Den ganzen Tag empfing er den Besuch der Offiziere, Beamten und Einwohner, die zu ihm kamen, um in ihm den entwaffneten Kriegshelden zu begrüßen.

Einige von diesen Offizieren beschworen ihn, sich an ihre Spitze zu stellen und den Widerstand zu erneuern. Er schien an ihren Bitten Gefallen zu finden

und zu wünschen, daß das Gefühl dieser Soldaten sich dem Volke mittheilen möchte. Er befahl dem General Becker, einen Eilboten an die Regierung zu senden, um sie von der Begeisterung in Kenntniß zu setzen, die sein Erscheinen unter den Truppen wieder angefacht, um ihr Furcht zu machen vor einem offenen und gewaltsamen Widerstand bei seiner Abreise und endlich, um ihr anzuzeigen, daß den von Rochefort erhaltenen Nachrichten zufolge die Zugänge zur Rhede durch die englischen Kreuzer den Fregatten versperrt seien. „Die Regierung," wiederholte er unaufhörlich, „kennt den Geist Frankreichs schlecht, man hat sich zu sehr beeilt, mich von Paris zu entfernen; wenn sie meine letzten Vorschläge angenommen hätte, so würden die Dinge sich anders gestaltet haben. Ich könnte noch immer einen bedeutenden Einfluß auf die politischen Angelegenheiten ausüben, mein Name hätte als Einigungspunkt gedient." Er befahl auch dem General Becker, an die Regierung zu schreiben, daß er sich von Neuem als General einer Armee anbiete, die Paris decken sollte.

Becker gehorchte zum letzten Male aus Gefälligkeit und um bis zuletzt die Schmerzen und Täuschungen seines Gefangenen zu betrügen.

XXVIII.

Am Morgen des 3. Juli langte er endlich in Rochefort an und stieg im Hotel des Seepräfekten ab. Sein Benehmen während der ganzen Reise, sagt der General Becker, war ruhig und würdig gewesen. Im

Wagen, wo man nur das Athmen der vier Personen hörte, die in demselben saßen, beobachtete er Stillschweigen. Er schien niedergeschlagen, gebeugt, in seine Gedanken versunken, die sich noch immer mit einer möglichen Wiederkehr des Glücks beschäftigten und sich durch die wenigen Worte offenbarten, die seinen Träumereien entschlüpften.

Die Bevölkerung von Rochefort, durch Gourgaud, der ihm vorausgeeilt war, von seiner Ankunft benachrichtigt, versammelte sich um seine Wohnung in ehrfurchtsvollem Schweigen, das durch edelmüthige Zurufe, die ihn in seinem Unglück trösten sollten, unterbrochen wurde. Die beiden Fregatten, die ihn erwarteten, lagen in der Rhede vor Anker unter den Kanonen der Insel Aix. Die Winde waren ungünstig; die Engländer kreuzten an den beiden Ausgängen der Rhede. Die Marinekommandanten und die Fregattenoffiziere versammelten sich im Präfekturgebäude, um über die Möglichkeit und die Gefahren der Einschiffung und des Auslaufens aus dem Hafen zu berathschlagen. Die Aussichten, ohne geradezu widrig zu sein, schienen sehr bedenklich. Man suchte die Sache auf andere Weise, durch eine Flucht auf leichten Fahrzeugen zu bewerkstelligen, die durch ihre Schnelligkeit dem englischen Geschwader die Verfolgung vereiteln konnten, oder auf einem dänischen Schiffe, das sich erbot, den Kaiser durch seine Flagge und seine Geschwindigkeit zu schirmen. Endlich schlug man dem Kaiser vor, sich zu Lande nach der Küste von Bordeaux zu begeben, wo der beherzte Kapitän Baudin ihn in seiner Fregatte „die Bayadere" an Bord nehmen wollte und bei seiner Ehre und Gewandtheit schwor, ihn nach den Vereinigten Staaten zu bringen.

Der Kaiser, der selbst diesen Berathungen beiwohnte, besprach und billigte sämmtliche Beschlüsse, traf Maßregeln danach, gab sie für andere wieder auf, ließ die Stunden vergehen und die Entschlüsse wankend werden Dank der Unbeständigkeit seines Gemüths. War dies Unentschlossenheit oder Berechnung? Erwartete er einen letzten Ruf von Paris, oder zögerte er zwischen sich und seine Vergangenheit den Ocean zu stellen? Den Eindruck, den er auf die Zeugen jener Tage machte, die für seine Rettung wie für seine Macht verloren waren, ist der, daß er wider alles Erwarten hoffte und Alles zu gewinnen glaubte, wenn er Alles aufschob.

XXIX.

Auf Becker's Schreiben, welches diesem von Napoleon in die Feder diktirt worden war, hatte die Regierung folgendermaßen geantwortet: „Napoleon soll sich ohne Zögern einschiffen. Wenn er sich sofort entschlossen hätte, so wäre, wie der Seepräfekt von Rochefort uns schreibt, die Abreise nicht unmöglich gewesen. Wir stellen daher seine Person unter Ihre Verantwortlichkeit. Sie müssen alle nöthigen Zwangsmittel anwenden, ohne jedoch die ihm gebührende Achtung aus den Augen zu setzen. Lassen Sie ihn augenblicklich einschiffen. Was die Dienste betrifft, die er uns anträgt, so erlauben uns unsere Pflichten gegen Frankreich und unsere Obliegenheiten gegen die fremden Mächte nicht, sie anzunehmen, und Sie haben uns daher nicht weiter damit zu behelligen . . .“

Der strenge und ungeduldige Ton dieser Depesche, die Coulaincourt und Carnot unterzeichnet hatten, deren Anhänglichkeit an den Kaiser nicht zweifelhaft war, beweist zur Genüge den hohen Grad von Ueberdruß, bis zu welchem er durch seine Schwankungen seine besten Freunde ermüdet hatte. Selbst die Freundschaft empörte sich gegen dieses blinde, unzeitige Hoffen. Durch denselben Eilboten hatte Davoust dem General, der in dem Departement die Truppen befehligte, die Weisung zukommen lassen, daß er Becker bewaffnete Hilfe leisten soll, um Napoleon zu nöthigen, sich einzuschiffen. Die Kapitulation von Paris, die an demselben Tage mit dem Feinde war abgeschlossen worden, ließ der Regierung keine Möglichkeit mehr, mit dem gestürzten Kaiser länger Umstände zu machen.

Becker theilte ehrlich diese Befehle Napoleon selbst mit. „Nun, was meinen Sie dazu?" fragte der Kaiser den General. — „Ich bin nicht in der Lage, Rathschläge zu ertheilen," erwiderte der betrübte General; der einzige Rath, den ich mir erlauben darf, ist der, einen schnellen Entschluß zu fassen und ihn dann ohne Zeitverlust auszuführen. Das Geschick Frankreichs kann jeden Augenblick entschieden werden. Die neue Regierung kann Ihnen Vollstrecker neuer Befehle nachsenden; alsdann erlöschen die Vollmachten, die ich von der provisorischen Regierung erhalten habe, und unbekannte Gefahren können Ihnen drohen." — „Aber auf alle Fälle," versetzte Napoleon mit einem fragenden Blick auf Becker, „sind Sie nicht der Mann, der mich ausliefert?" — „Sie wissen, daß ich mein Leben hingeben würde, um Ihre Flucht zu sichern; die Befehlshaber der Fregatten werden aber Ludwig XVIII. gehorchen und meine Befehle nicht anerkennen." —

„Wohlan, lassen Sie so viel Boote kommen, als nöthig sind zu einer Ueberfahrt nach der Insel Aix", sagte der Kaiser.

Die bestellten Boote erschienen an den Quais. Der Kaiser schiffte sich auf dem Boote der Fregatte „die Saale" ein. Ein langanhaltender Abschiedsruf antwortete vom Ufer aus auf die Ruderschläge, die ihn dem Festlande entführten. Ein heftiger Wind peitschte die See auf der Rhede. Die Ueberfahrt dauerte lange, da man mit dem Winde zu kämpfen hatte. Statt an der Insel zu landen, begab sich der Kaiser an Bord der Fregatte „die Saale" und blieb hier die Nacht mit Becker, Bertrand, Savary und Gourgaud.

Dies geschah um acht Uhr Abends, zur selben Stunde, als Ludwig XVIII., den er am 20. März verjagt hatte, von den Tuilerien Besitz nahm, nachdem er unter dem Jubel des Volkes, das in ihm den Frieden begrüßte, durch Paris gezogen war.

XXX.

Den 9. landete Napoleon in der Morgendämmerung auf der Insel Aix. Das Volk und das Regiment Seesoldaten, welches auf der Insel in Garnison lag, bedeckten die Küste, bemühten sich, ihn zu sehen und erfüllten die Luft mit ihren Rufen. Die Verbannung glich einem Triumphe unter diesem Schiffs-, Küsten- und Kriegsvolke. Der Kaiser hielt Musterung über das Regiment. Nachdem er die Insel durcheilt und die letzten Freuden des Oberbefehls geschmeckt hatte, kehrte er nach seiner Fregatte zurück. Hier erwartete ihn der Seepräfekt mit einer letzten Weisung der

Regierung in Betreff seiner Einschiffung. Der Versuch, ihn von Neuem auf französischem Gebiet abzusetzen, war für Hochverrath erklärt. Der Kaiser, der beharrlich die abenteuerlichen Anerbietungen zurückwies, die ihm von dem Kapitän Baudin, Seitens des dänischen Schiffs und von den jungen Seeoffizieren gemacht wurden, die sich verpflichteten, ihn auf schnellen aber gefährlichen Fahrzeugen durch die englischen Kreuzer zu bringen, beschloß, sich an Bord des „Bellerophon" zu begeben, der von Kapitän Maitland geführt wurde und mit einer Brigg, woraus das ganze englische Kreuzergeschwader bestand, bei der Insel Oleron vor Anker lag. Er schickte den Herrn von Las Cases hin, um mit dem Kapitän Maitland zu unterhandeln und Bürgschaften für die Sicherheit des Kaisers zu verlanlangen, falls dieser sich an Bord des „Bellerophon" flüchtete.

„Ich kann durchaus keine Verpflichtung übernehmen," antwortete der Kapitän Maitland; „dem Admiral Hotham, meinem Vorgesetzten, der mit dem ganzen Geschwader in der Bay von Quiberon vor Anker liegt, will ich von unserer Unterredung Rechenschaft geben; ich werde Ihnen seine Antwort mittheilen." Als Las Cases den Kapitän Maitland fragte, ob er die Fregatten oder ein neutrales Fahrzeug mit dem Kaiser Napoleon an Bord passiren lassen würde, antwortete der Kapitän, daß er die Fregatten angreifen würde, wenn sie feindliche wären, daß er Napoleon gefangen nehmen und falls dieser ein neutrales Schiff bestiegen hätte, es zurückhalten und das Schicksal Napoleon's der Entscheidung seiner Regierung anheimstellen würde. Er schien den Gedanken an eine Ueberfahrt Napoleon's nach den Vereinigten Staaten zu fürchten und Las Cases auf die Idee bringen zu wollen, von England

ein Asyl zu verlangen; aber er sprach durchaus keine Vermuthung aus, was in diesem Falle seine Regierung über die Freiheit oder Gefangenschaft Napoleon's beschließen würde.

XXXI.

Las Cases kehrte zurück und gab dem Kaiser Rechenschaft von dieser Unterredung. Der Kaiser schien dadurch entmuthigt. Gleich nach der Unterredung mit Las Cases näherten sich das Schiff und die englische Brigg und legten sich vor die beiden Ausgänge der Rhede, um eine nächtliche Flucht der Fregatten zu verhindern. Der Kapitän der „Medusa," der einen von den beiden Fregatten, durch den Ernst der Umstände und die Größe des ihm anvertrauten Gutes aufgeregt, machte den Vorschlag, in der Nacht die Durchfahrt mit Gewalt zu erzwingen. Er werde sich an den „Bellerophon" machen und vor dessen Stückpforten untergehen, was diesen am Manövriren hindern werde, während „die Saale," nachdem sie mit der Brigg gekämpft und diese in den Grund gebohrt, den Kaiser auf die offene See bringen würde. Napoleon lehnte einen Dienst ab, der eine ganze Schiffsmannschaft seiner Flucht opferte. Die ganze Nacht brachte er in fortwährender Unschlüssigkeit zu Es konnte ihm nicht entgehen, daß diese Unschlüssigkeit zur unvermeidlichen Uebergabe seiner Person führen mußte, da das ganze Geschwader des Admiral Hotham, von Maitland benachrichtigt, die nämliche Nacht zum Einschließen der Rhede benutzen würde. Indessen nahm er wieder den Gedanken auf oder stellte sich wenigstens so, als wollte

er von den Anerbietungen Gebrauch machen, ihn auf der „Bayadere" über den Ocean zu bringen. Er sandte den General Lallemand ab, um sich mit dem Kapitän Baudin zu verständigen. Gleichzeitig hörte er von Neuem die Vorschläge des dänischen Kapitäns an. Einige Stunden später ließ er seine Reisegeräthschaften und sein Gepäck auf Frachtkähnen einschiffen, um sie an Bord des englischen Schiffes zu schaffen, wohin er sich selbst zu begeben beschloß. Am Abend des nämlichen Tages änderte er wiederum seinen Entschluß und ließ sich nach der Insel Aix bringen; hier blieb er im Hause des Kriegsbaudirektors.

Die Tage gingen schneller als seine Gedanken. Lallemand kehrte von der „Bayadere" zurück mit den nämlichen Versicherungen und Bitten des Kapitäns Baudin. Aber Napoleon war auf dem Lande, das Land hielt ihn zurück. Abermals verwarf er die Anerbietungen der „Bayadere," um die er zum zweiten Mal gebeten hatte. Er schien nun auf den Vorschlag einiger jungen Schiffsfähnriche einzugehen, die ihn baten, zwei zum Fischfang bestimmte Schiffe auszurüsten, die in der Rhede vor Anker lagen, und sich erboten, ihn unter dem Schutze der Küste aus der Nähe der englischen Kreuzer zu bringen und mit ihm über den Ocean zu fahren. Er kaufte die beiden Nachen, bestimmte die Mannschaften, ließ sein Gepäck hinschaffen und traf scheinbar alle Vorkehrungen zu seiner Einschiffung in der Nacht.

Um Mitternacht meldete Becker dem Kaiser, daß Alles bereit wäre. „Ich werde sogleich kommen," antwortete der Kaiser. Er schien in der That nach dem Ufer hinabgehen zu wollen. Die Thränen und Wehklagen der Personen seines Gefolges, die sich zerstreut

und von ihm getrennt auf jenen kleinen Fahrzeugen befanden, riefen ihn zurück. Alle Welt rief: Nach England! — „Sie wollen es," sagte Napoleon, „wohlan, wir werden nach England gehn!" Ein Sandkorn machte ihn wankend und ließ ihn seinen Entschluß ändern.

Eine Nacht gab er sich noch der leeren Hoffnung hin, in der er sich seit seiner Abreise von la Malmaison gewiegt hatte. Die Nacht brachte Nichts als den Anblick der weißen Bourbonenfahne, die über Rochefort und auf allen Vorgebirgen der Küste wehte. Er sandte Las Cases, Savary und Lallemand wieder nach dem „Bellerophon." Der Kapitän theilte ihnen mit, daß seine Regierung ihn ermächtigt habe, Napoleon nebst dessen Gefolge in seinem Schiffe aufzunehmen, daß er ihm aber weder freies Geleit noch einen Paß, um von England nach den Vereinigten Staaten zu gehen, zusichern könne. „Ich sehe darin durchaus keine Garantie," sagte Napoleon zu seinen Freunden, als Lallemand zurückgekehrt war. Der dänische Kapitän bat dringend, er möge ihm den Vorzug geben. Mit Ausnahme Lallemand's beschworen ihn Alle, lieber der britischen Redlichkeit sich anzuvertrauen, als sich den Gefahren der See und unbekannter oder vielleicht ungastlicher Gestade auszusetzen, an die ihn die Wogen fern von den Seinigen werfen würden. Er gab einem Drängen nach, das offenbar nur zu sehr seinen eigenen Entschlüssen entsprach, schloß sich in sein Zimmer ein, und schrieb an den Prinzregenten von England den nachstehenden Brief, der im Tone des Marius zu Minturnä die Stimmung einer großen Seele ausdrückt, die sich gegen die letzten Unbilden des Schicksals wehrt:

„Königliche Hoheit,

„Im Kampf mit den Faktionen, die mein Land spalten, und mit der Feindschaft der europäischen Großmächte habe ich meine politische Laufbahn beschlossen und komme wie Themistokles, um mich am Heerde des britischen Volkes niederzulassen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, den ich von Euer Königlichen Hoheit, als dem mächtigsten, beharrlichsten und großmüthigsten meiner Feinde verlange.

„Napoleon."

Dieser Brief, die Grabschrift seines politischen Lebens, in dem Momente geschrieben, wo Napoleon zwischen dem Vaterlande, das ihm den Thron verweigerte, und dem Ocean stand, der ihm die Flucht versperrte, verdiente gewiß auf der letzten Seite der Geschichte seines Untergangs eingetragen zu werden. Mit düsterer und ruhiger Majestät sagte dieser Brief, was Napoleon gewesen und was aus ihm werden sollte. Der Herr Europa's sprach die Insel, die der Ocean allein vor seiner Herrschaft bewahrt hatte, um ihre Gastfreundschaft an und erließ einen Aufruf an das Ehrgefühl und die Großmuth eines Feindes, der gehört werden mußte, wenn England mehr die moralische Größe seiner Gastfreundschaft als die politische Sicherheit der Welt in Anschlag gebracht hätte. England allein konnte vielleicht diese großmüthige Unklugheit begehen; doch es nahm ja Theil an jenem europäischen Kreuzzuge gegen den Mann, der das Festland unterjocht und geknechtet hatte. Seelengröße kann man von einem Hofe, niemals von einer Koalition erwarten. Eine Gesammtheit ist in ihren Handlungen unversöhnlicher als ein Einzelner, weil bei einer Gesammtheit Niemand die Verantwortung dafür dem

Menschengeschlechte gegenüber trägt. Ein Staatsmann hört zuweilen auf die Stimme seines Herzens; ein Fürstenkongreß folgt nur der Politik. Der Haß rieth zu Repressalien, die Politik gebot den Souveränen, einem Manne nicht mehr zu trauen, der den Vertrag von Fontainebleau gebrochen und mit dem Degen in der Hand in das Land und auf den Thron zurückgekehrt war, denen er durch jenen Vertrag entsagt hatte.

Man kann es nicht genug beklagen um der Majestät und Sittlichkeit der Geschichte willen, daß England nicht mit großmüthiger Gewährung eines Asyls auf Napoleon's Brief geantwortet hat. Großmuth ist die größte Klugheit. Man wird nie durch seine Tugend betrogen.

XXXII.

Gourgaud wurde beauftragt, diesen Brief nach London zu besorgen. Seine Instruktionen lauteten dahin, daß er sich bemühen solle, bei dem Prinzregenten, einer weichen, aber ehrlichen Seele, eine Audienz zu erlangen; daß er für Napoleon einen Wohnsitz auf dem Lande in geringer Entfernung von London verlangen solle; daß Napoleon sich verpflichte, dort als Privatmann zu leben; daß er dort den Namen Muiron oder Duroc führen werde, beides Namen von Kriegsgefährten, die er geliebt und verloren hatte und nach denen er sich mit einer gewissen Ueberschwenglichkeit des Gedächtnisses nannte, ein Beweis seines zärtlichen Gemüths, und daß er sich der Aufsicht einer ihm zur Seite gestellten Kommission unterwerfen werde.

Ein zweiter Brief, von dem Palastmarschall Bertrand im Namen des Kaisers an den Kapitän Maitland gerichtet, meldete diesem Kommandanten, daß Napoleon sich am folgenden Tage um vier Uhr Morgens an Bord des „Bellerophon" begeben würde. Gourgaud und Las Cases, die Ueberbringer dieser Briefe, brachen am Abend auf, um sie dem Kapitän Maitland zuzustellen. Sie wurden sofort auf einem leichten Fahrzeug eingeschifft, das sie nach der englischen Küste brachte, wo sie sich ihres Auftrags entledigen sollten.

Die Nacht vom 15. zum 16. Juli verging abermals für Napoleon unter Schwankungen, Befürchtungen, Zweifeln und Bitten von Seiten der ihm ergebenen Seeleute, die ihn dem verrätherischen Asyl zu entführen schworen, das er von seinen Feinden verlangen wollte. Er schwankte noch, als der General Becker ihm anzeigte, daß der Fregattenkapitän von Rigny, ein Neffe des Abbé Louis, von Gent kommend, wohin er dem Könige gefolgt war und wo er, wie man sagte, Auftrag erhalten hatte, Napoleon zu verhaften, falls dieser noch länger auf einer französischen Insel verweilte, wo er außer dem Gesetze war, in Rochefort eingetroffen sei.

Napoleon kleidete sich an, wie zu einer der großen Feierlichkeiten seines Lebens, schiffte sich mit dem General Becker und seinen Hausbeamten in einem kleinen Boote ein und begab sich bald darauf an Bord einer französischen Brigg, die ihn erwartete, um ihn nach dem englischen Geschwader zu bringen. Becker, der mit ihm die Brigg bestiegen hatte, bat ihn um die Erlaubniß, ihn bis zu seinem letzten Schritte auf einem französischen Verdeck zu begleiten. „Thun Sie das nicht, General," antwortete ihm der Kaiser mit einer Feinheit des Gefühls, die von der Sorge eines Ehren=

mannes für den Ruf seines Wächters Zeugniß gab, „thun Sie das nicht; lassen Sie uns an Frankreich denken; wenn Sie mir bis auf den „Bellerophon" folgen, so könnte man glauben, Sie hätten mich den Engländern ausgeliefert; ich begebe mich freiwillig an Bord des englischen Kreuzerschiffs, ich will nicht, daß auf Frankreich der Verdacht und Schein eines solchen Verraths laste." Hierauf reichte er Becker die Hand und sagte zu ihm: „Umarmen Sie mich, General; ich danke Ihnen für alle Sorgen, die Sie sich meinetwegen gemacht haben; ich bedaure, daß ich Sie nicht früher gekannt habe. Leben Sie wohl!..." Becker, bis zu Thränen gerührt, umarmte ihn, indem er ihm mehr Glück wünschte, als er dem Vaterlande ließ.

XXXIII.

Die Brigg segelte schnell nach dem „Bellerophon." Der Kaiser wurde hier von dem Kapitän Maitland, dessen Offizieren und der Mannschaft mit der seinem Titel, seinem Namen und Unglück gebührenden Pracht und Ehrerbietung empfangen. Die Brigg entfernte sich, indem sie auf der See zum letzten Male den Ruf: „Es lebe der Kaiser!" erschallen ließ. Die weiße Flagge wurde auf allen in der Rhede ankernden Fahrzeugen aufgehißt. Das zweite Kaiserreich war zu Ende. Von dem Verdeck eines englischen Schiffes aus sah Napoleon die letzten Spuren seines Erscheinens auf dem Festlande mit seinen Farben verschwinden, ungewiß, ob das Verdeck, auf welchem er stand, ein Gefängniß oder ein Asyl war.

Der Admiral Hotham, ein Offizier von der größten Seelenwürde und den feinsten Manieren, vermöge seines Aeußern und seiner Gesinnung der ächte Typus der englischen Schiffsaristokratie, traf einige Augenblicke später am Bord des „Bellerophon" ein. Er ließ den Kaiser, der sich schon in seinem Zimmer eingeschlossen hatte, um die Erlaubniß bitten, ihm seine Aufwartung zu machen und unterhielt sich ehrfurchtsvoll mit ihm. Am folgenden Tage empfing er Napoleon auf seinem Admiralschiffe mit den Ehrenbezeugungen, die einem Souverän gebühren, der seine Flotte besucht. Der Kaiser, der sich nach diesem Empfang wieder an Bord des „Bellerophon" begab, segelte nach Torbay. Hier traf Gourgaud bei ihm ein, dem man nicht erlaubt hatte, zu landen und seinen Auftrag bei dem Prinzregenten auszurichten. Der „Bellerophon" ging in der Rhede von Plymouth vor Anker unter dem Befehl des Admirals Keith. Dieser Offizier empfing den Kaiser mit demselben ehrfurchtsvollen Anstand, mit dem man ihn auf dem Geschwader des Admirals Hotham behandelt hatte. Die Neugierde der Engländer, in dem Schiffe, welches den flüchtigen Kaiser der Franzosen trug, das Denkmal eines so großen Glückswechsels zu betrachten, bedeckte die Rhede von Plymouth bei Tag und bei Nacht mit einem Schwarm von Booten und Kähnen. Der Eifer nahm den Schein der Begeisterung an; die Menschen sind geneigt die Größe zu bewundern, sobald sie aufhören sie zu fürchten. Napoleon war die Beute Englands, man wurde nicht müde, ihn zu betrachten. Der bloße Anblick eines solchen Glückswunders ist ein unvergeßlicher Moment im Leben.

Napoleon's Brief an den Prinzregenten war dem

Ministerrath in London übergeben worden. Die Minister hielten sich nicht für befugt, allein über das Schicksal eines Feindes zu berathen, der England in die Hände gefallen war in Folge von Kriegsereignissen, die sie in Gemeinschaft mit ihren Verbündeten herbeigeführt hatten. Sie betrachteten Napoleon als einen Gefangenen der Koalition, der nur ihren Händen anvertraut worden sei; sie lehnten die Verantwortlichkeit für eine britische Entscheidung, Gefangenschaft oder Gastfreundschaft ab. Nur die Noth hatte Napoleon, als auf dem Lande seines Bleibens nicht mehr war, auf das Verdeck eines ihrer Schiffe getrieben. Wenn er sich auf dem Schlachtfelde einem russischen, preußischen oder österreichischen Offizier ergeben hätte, würden sie wohl dem Könige von Preußen, dem Kaiser von Rußland oder dem Kaiser von Oesterreich das Recht zuerkannt haben, über den gemeinsamen Feind allein zu entscheiden? Offenbar nicht; sie berichteten daher an die mit ihnen verbündeten Mächte, welche folgende Erklärung erließen:

„Erster Artikel. Napoleon Bonaparte wird von den Mächten, die den Vertrag vom 20. März d. J. unterzeichnet haben, als ihr Gefangener betrachtet.

„Zweiter Artikel. Seine Bewachung wird speziell der britischen Regierung anvertraut.

„Dritter Artikel. Die Mächte werden Kommissare ernennen, die sich an dem Orte aufhalten sollen, den die britische Regierung Napoleon Bonaparte zum Wohnsitz anweisen wird."

Indem England auf solche Weise die Pflicht erfüllte, über einen gemeinschaftlichen Gefangenen nicht einseitig zu entscheiden, übernahm es nichtsdestoweniger drei gehässige Rollen, die seiner Geschichte vor der Zu-

kunft als Flecken ankleben werden: die Rolle, Europa den Flüchtling auszuliefern, der nicht auf dem Schlachtfelde gefangen genommen, sondern freiwillig gekommen war, um von ihm Gastfreundschaft zu verlangen; die Rolle, allein über seine Ketten zu wachen; die Rolle endlich, ihm ein Gefängniß anzuweisen. England, der Streiter der Welt, wurde ihr Kerkermeister. Es nahm die Härte, die Entfernung, den Fluch der Gefangenschaft auf sich. Sein Ruhm leidet darunter; die Gastfreundschaft hätte weniger großmüthigen Redlichkeit vor den Mächten, weniger Sicherheit vor der Gegenwart, aber mehr Menschlichkeit vor dem menschlichen Herzen und mehr Majestät vor der Geschichte gezeigt.

XXXIV.

Während der sechs Tage, die Napoleon in der Rhede von Plymouth zubrachte, stellte er Vermuthungen über sein eigenes Schicksal an, warf seine Blicke auf die englische Küste und gab sich den Eindrücken seiner Popularität hin, die auf seine Feinde so mächtig wirkte, daß sie begierig sein Profil zu erblicken suchten, das sich auf dem Hintertheil des „Bellerophon" abzeichnete. Seine Seele gewann in der Ruhe ihre Heiterkeit wieder. Er hatte das letzte Stadium seines Unterganges erreicht, aber dieser Untergang war noch glorreich.

Den 7. August brachte ihn der Bellerophon nach Torbay zurück. Hier erwartete ihn der Admiral Cockburne auf dem „Northumberland." Man forderte ihm seinen Degen ab, wie einem Kriegsgefangenen. Diese Behandlung empörte ihn und er erröthete mehr über

seine Feinde als über sich selbst. Die Admirale errötheten selbst und ehrten diese Empfindlichkeit des Kriegsmannes. Bertrand, Savary, Lallemand, Gourgaud, seine Waffengefährten und sein Gefolge wurden entwaffnet. Man zwang Napoleon, bevor er das Schiff verließ, welches ihn bis dahin mit seinen Freunden getragen hatte, um den „Northumberland“ zu besteigen, einen Theil seines Gefolges zu entlassen. Selbst Savary ward ihm entrissen. Man ließ ihm nur Bertrand, die Gemahlin und die Kinder dieses Generals, Las Cases und dessen Sohn, Herrn und Frau von Montholon, Gourgaud und seine treuesten Diener. Von allen Andern nahm er Abschied, und als er in diesem ergreifenden Augenblicke die Uebergabe von Paris erfuhr, schloß er sich in sein Schiffszimmer ein, wo man ihn weinen hörte. Napoleon, der nicht eine Thräne vergossen hatte über die Leichen von viermalhunderttausend Mann, welche die Schneegefilde Rußlands mit einer Todesspur bedeckten, über die Niederlage bei Leipzig, über den Verlust der Kaiserkrone in Fontainebleau, über Waterloo, das Grab seiner letzten Armee, weinte vor Scham, als er die ausführlichen Berichte über die zweite Uebergabe von Paris las und sein Herz von der kleinen Schar Freunde, Gefährten seiner Verbannung, losriß, welche die Hartherzigkeit seiner Feinde ihm nicht gönnte. Er wußte bereits, daß die Insel Sankt Helena der ihm zum Wohnsitz angewiesene Ort sei.

Nachdem er einen Augenblick seine Thränen zurückgehalten hatte, ohne jedoch sein lautes Schluchzen unterdrücken zu können, erschien er wieder in der Majestät seines Unglücks und bestieg den „Northumberland.“ Hierauf las er folgenden Protest vor, die erste

Repressalie seines Mißgeschicks gegen die englische Regierung. Es war dies seine Appellation an die Geschichte. Die Geschichte muß ihn aufzeichnen.

„Feierlich protestire ich hier,“ sprach er, indem er diese für die Zeit verfaßte Urkunde vorlas, „im Angesicht des Himmels und der Menschen protestire ich gegen die Verkümmerung meiner heiligsten Rechte, da man mit Gewalt über meine Person und meine Freiheit verfügt. Ich bin frei an Bord des „Bellerophon“ gekommen. Ich bin kein Gefangener; ich bin der Gast Englands.

„In dem Augenblicke, wo ich den „Bellerophon“ betrat, befand ich mich auf britischem Grund und Boden. Wenn die Regierung, als sie dem Kapitän des „Bellerophon“ befahl, mich nebst meinem Gefolge aufzunehmen, mir nur eine Falle hat stellen wollen, so hat sie sich an der Ehre vergangen, so hat sie ihre Flagge beschimpft.

„Wenn eine solche Handlung verübt wurde, so wäre es vergeblich, daß die Engländer von ihrer Ehrenhaftigkeit, ihren Gesetzen und ihrer Freiheit sprechen. Die britische Treue hätte in der Gastfreundschaft des „Bellerophon“ ihr Ende gefunden.

„Ich appellire an die Geschichte; sie wird berichten, daß ein Feind, der zwanzig Jahre lang gegen das englische Volk Krieg führte, in seinem Unglück als ein freier Mann kam, um unter dem englischen Gesetze Schutz zu suchen; welch' glänzendern Beweis konnte er von seiner Achtung und von seinem Vertrauen geben? Aber wie antwortete man in England auf diese Seelengröße? Man stellte sich, als reiche man eine gastfreundschaftliche Hand diesem Feinde, und

als er sich in gutem Glauben überliefert hatte, da opferte man ihn.

„Napoleon."

Den 8. August Abends lichtete der „Northumberland" die Anker, um mit günstigem Winde nach Sankt Helena zu segeln. In der Frühe des folgenden Tages erblickte man noch die französische Küste. Lange betrachtete sie Napoleon und rief, als er sie aus dem Gesichte verlor: „Lebe wohl! du Land der Tapfern!" Hierauf verfiel er wieder in das müßige und sorglose Leben eines Schiffspassagiers während einer Ueberfahrt, welche die Thätigkeit hemmt und den Gedanken einschläfert.

Lassen wir ihn auf seine Insel und sein Andenken zusteuern und nehmen wir wieder die Schilderung der Begebenheiten auf, aus der uns sein großartiges Geschick mit der Allmacht der menschlichen Dinge gerissen hat, die nirgends kräftiger erzittern, als in dem Herzen eines großen Mannes, der besiegt ist und sein Schicksal überlebt.

Neunundzwanzigstes Buch.

Wellington nach der Schlacht bei Waterloo. — Seine Depeschen an den Herzog von Berry. — Sein Brief an Dumouriez. — Er rückt in Frankreich ein. — Seine Proklamation an die Franzosen. — Er schreibt an den Herzog von Feltre und an Talleyrand. — Rückkehr Ludwig's XVIII. nach Frankreich. — Konferenzen in Hagenau. — Wellington's Antwort an die französischen Bevollmächtigten. — Zurücksendung des Herrn von Blacas. — Ludwig XVIII. in Cateau-Cambrésis. — Seine Proklamation an die Franzosen. — Er kommt nach Cambrai. — Zweite Proklamation an die Franzosen. — Fouché's Versuche bei der Regierungskommission zu Gunsten der Bourbonen. — Davoust, Generalissimus der Armee. — Schritte der Herren von Vitrolles und Ouvrard bei den Armeeführern. — Die Regierungskommission befiehlt die Verhaftung des Herrn von Vitrolles. — Seine Flucht. — Adresse mehrer Generale an die Repräsentantenkammer. — Konferenz der Pairskammer. — Absendung von Bevollmächtigten an Wellington und Blücher, um einen Waffenstillstand zu unterhandeln. — Konferenzen der Bevollmächtigten mit Wellington. — Blücher geht auf das linke Seineufer. — Frankreichs Lage. — Stärke der Armee. — Excelmans greift ein preußisches Reiterkorps an und schlägt es. — Regierungskonseil. — Kriegsrath in la Villette. — Er ermächtigt Davoust, zu kapituliren. — Davoust wendet sich an Blücher. — Blücher's Antwort. — Fouché sendet den Oberst Macerone an Wellington und den General Tromelin an Blücher. — Konferenzen in Saint-Cloud. — Uebergabe von Paris. — Annahme des Vertrags von Saint-Cloud durch die Repräsentantenkammer. — Aufregung des Volks. — Widerstand der Armee. — Einzug der Preußen und Engländer in Paris. — Die Repräsentantenkammer. — Abstimmung über die Verfassung. — Zusammenkunft Fouché's mit Wellington in

Neuilly. — Fouché wird dem Könige Ludwig XVIII. von Talleyrand vorgestellt. — Konferenz. — Ernennung Fouché's zum Polizeiminister. — Bildung des Ministeriums. — Unterredung Ludwigs XVIII. mit Chateaubriand. — Konferenzen der Regierungskommission. — Blücher besetzt die Tuilerien und vertreibt die Kommission. — Sprengung der Pairskammer. — Decazes läßt die Repräsentantenkammer schließen. — Ohnmacht La Fayette's. — Carnot's Zusammenkunft mit Fouché.

I.

Den Tag vor der Schlacht bei Waterloo hatte Lord Wellington, der Schlimmeres befürchtete von dem Angriff Napoleon's auf den Wald von Soignes und schon Vorkehrungen traf zu einem möglichen Rückzuge seiner eigenen Armee, der Brüssel und Gent würde blosgestellt haben, an den Herzog von Berry geschrieben, daß er Ludwig XVIII. auffordern solle, auf das erste Zeichen Gent zu verlassen. Alles war Mißtrauen und Ungewißheit in dieser Residenz des Königs. Man war hier an die Triumphe Napoleon's gewöhnt. Das noch unbekannte Genie Wellington's und das wilde Ungestüm Blücher's beruhigten nicht diesen Hof. Der König schickte sich mit Ergebung an, sein Zelt und seine Regierung weiter und vielleicht über das Meer zu tragen. Den ganzen 18. Juni hatte man den Kanonendonner bis auf die benachbarten Höhen von Gent gehört. Unheilvolle Nachrichten, die in Brüssel durch die flüchtigen Packknechte der englischen Armee verbreitet worden und mit noch unheilvollern Uebertreibungen dem Könige und den Prinzen zu Ohren gekommen waren, hatten für sie diesen Tag, der ihnen das Vaterland und den Thron wiedergab, zu einem

Tage der Angst, des Schreckens und der Verzweiflung gemacht. Die Würfel des Schicksals fielen so sehr in ihrer Nähe, daß sie dadurch aufgeregt wurden, und so weit von ihnen, daß sie die Wendungen des Spiels nicht kannten. Wellington beeilte sich in der Nacht, die der Schlacht folgte, sie zu beruhigen. Er schrieb eigenhändig an den Herzog von Berry, den Oberbefehlshaber der kleinen Armee des Königs in Alost, um ihm den Sieg zu melden. „Da ich morgen über die Grenze zu gehen gedenke," schrieb ihm der siegreiche General, „so bitte ich Eure Hoheit, sich in Marsch zu setzen, um zu uns zu stoßen. Ich habe auch an den König geschrieben und ihn gebeten, auf derselben Straße sich in Bewegung zu setzen."

In der nämlichen Nacht schrieb er auch an den General Dumouriez, diesen alten Ueberläufer Frankreichs, der den Krieg gegen sein Vaterland aufmerksam verfolgte und dem Wellington Rechenschaft von seinen Erfolgen gab wie ein Zögling seinem Lehrmeister: „Sie wissen nun, was ich geleistet habe, und ich hoffe, Sie werden damit zufrieden sein. Nie habe ich eine solche Schlacht gesehen, nie einen solchen Sieg errungen, und ich hoffe, daß es aus ist mit Bonaparte. Wir wollen ihn lebend verfolgen."

Am folgenden Tage, beim Uebergang über die Grenze, erließ er eine Proklamation an die Franzosen, um ihnen anzuzeigen, daß er an der Spitze einer siegreichen Armee komme nicht als Feind, wie er sagte, sondern als Befreier, und um ihnen zu helfen das Joch des Feindes des Menschengeschlechts abzuschütteln, mit dem man weder Frieden noch Waffenstillstand schließen könne. Seiner Armee empfahl er die gewissenhafteste Mannszucht.

Er schrieb an den Herzog von Feltre, Kriegsminister Ludwigs XVIII. in Gent, er möge den König drängen, dessen Anwesenheit höchst nothwendig sei, ihm auf dem Fuße zu folgen und sich den Franzosen zu zeigen, die seine Rückkehr und Vermittlung anflehten. „Wir finden schon die weiße Fahne auf den Städten und Dörfern," schrieb er ihm; „die Niederlage der Napoleonischen Armee ist größer als man im ersten Augenblick glaubte. Die Soldaten eilen scharenweise in ihre Heimath zurück, die Reiterei und die Trainsoldaten verkaufen ihre Pferde in den Gegenden, durch die sie kommen, das Fußvolk wirft seine Gewehre weg und zerstreut sich, um nach Hause zurückzukehren. Im Walde von Mormal liegen mehr als zweitausend Gewehre."

Die Platzkommandanten und den General, der Cambrai besetzt hielt, forderte er auf, die Waffen vor dem Könige von Frankreich zu strecken. Da er wegen eines Meinungszwiespalts zwischen den Mächten in Betreff der Rückgabe des Thrones an den König nicht weniger Besorgniß empfand als die Minister Ludwig's XVIII., so schrieb er endlich von Cateau-Cambrésis aus, wohin dieser Fürst ihm gefolgt war, Folgendes an Herrn von Talleyrand:

„Der König ist angekommen und mit den Ausbrüchen der Freude empfangen worden, die ich von den Einwohnern erwartete; ich bedaure, daß Sie den König nicht hierher begleitet haben; ich war es, der lebhaft in den König drang, daß er gleichzeitig mit uns Frankreich betreten möge, weil ich durch die Anwesenheit des Königs der Waterlooschlacht alle die Folgen zu geben wünschte, die sie haben muß, und weil ich, in der Voraussicht, daß Seine Majestät einer

ernsten Krisis seines Throns entgegengeht, namentlich wenn wir uns Paris nähern, den König so viel als möglich in die Nähe des Schauplatzes bringen wollte, wo sich sein Schicksal entscheiden wird. Ich zweifle nicht, daß Sie, wenn Sie die Gründe gehört hätten, die mich unter den obwaltenden Umständen leiten, als Sie in Mons dem Könige riethen, nicht nach Frankreich zu gehen, Seiner Majestät einen ganz andern Rath würden gegeben haben."

In einem andern Briefe drückte Lord Wellington noch deutlicher die Befürchtung aus, daß, wenn Ludwig XVIII. sich nicht beeile, wieder als Souverain aufzutreten, indem er von freien Stücken und auf den Willen des Volks gestützt die Krone sich wieder aufsetze, England, Preußen und Rußland die Sache des rechtmäßigen Souveräns verlassen und sein Recht auf irgend einen andern Prinzen aus dem Hause Bourbon oder aus der Familie Napoleon's übertragen würden.

Der König, taub gegen die Rathschläge Talleyrand's und aufmerksam auf die des Lord Wellington, brach mit seiner kleinen Armee und seinem Hofe nach Cambrai auf. Ueberall empfing man ihn als den natürlichen Mittler zwischen dem Volk und dem Ausland. Unabhängig von den royalistischen Gesinnungen, die mehr im nördlichen und westlichen als im mittlern Frankreich entwickelt waren und ein Entgegenkommen der Bevölkerung bewirkten, berief der Instinkt des öffentlichen Wohls, der alle Parteiunterhandlungen beherrschte, offenbar diesen Fürsten, damit er Frieden stifte und zum zweiten Male das Land vor den Repressalien Europa's bewahre. Nichts widerstand diesem allgemeinen Strome der öffentlichen Meinung und des gesunden Menschenverstandes in Frankreich. Der

Knoten des 20. März löste sich überall von selbst bei der Annäherung des Königs. Nur in Paris, diesem Mittelpunkt aller napoleonischen, orleanistischen, militärischen oder parlamentarischen Intriguen und Parteiungen hielt es etwas schwer, ihn zu zerschneiden.

II.

La Fayette, Sébastiani und Laforêt, die von Fouché ernannten Bevollmächtigten, die in den Hauptquartieren der Mächte den Schatten einer Unterhandlung verfolgen sollten, deren Bedeutung wir oben aus einander gesetzt haben, erlangten nur ausweichende und aufschiebende Antworten. In Hagenau, dem jeweiligen Aufenthaltsorte der beiden Kaiser und des Königs von Preußen, hatten diese Souveräne die verlangten Audienzen vereitelt. La Fayette, der auf seinen Namen und auf einige unmittelbare Verbindungen baute, die er im verflossenen Jahre mit dem Kaiser Alexander bei Frau von Staël gehabt hatte, versuchte umsonst diese Erinnerungen wieder aufzufrischen, um den Kaiser von Rußland für, ich weiß nicht welche, schlecht definirte Sache eines modifizirten Kaiserthums oder eines durch die Illegitimität der Krone veränderten Königthums zu gewinnen. Alexander weigerte sich, ihn zu sehen. Die Souveräne begnügten sich, Kommissare zu ernennen, denen die französischen Bevollmächtigten die Grundlagen der Unterhandlungen auseinander setzen sollten. Diese Konferenzen, die für Fouché nur ein Spiel waren, waren auch von Seiten der Mächte nur eine Gefälligkeit ohne alle Bedeutung. Sie vergingen unter leerem Hin- und Herreden. Man sprach für den

Thron Napoleon's II., des Herzogs von Orleans, des Prinzen von Oranien, des Königs von Sachsen. Diesen Hirngespinnsten der bonapartistischen Partei, der es nur darum zu thun war, daß mit der Revolution vom 20. März nicht vollständig gebrochen wurde, erwies man nicht einmal die Ehre, sie ernstlich zu widerlegen. War es schon demüthigend für die bonapartistische oder antibourbonische Partei, Ludwig XVIII. von Neuem zu empfangen, der durch die Nothwendigkeit und den Sieg aufgezwungen, aber von der Mehrzahl des Volks gern gesehen wurde, so war es noch tausendmal schmachvoller, von der Gefälligkeit der stolzen Ueberwinder Napoleon's einen fremden und dem Lande unbekannten Fürsten zu erflehen. La Fayette und Laforêt zeigten in diesen Konferenzen ebensowenig politischen Verstand als wahrhaften Nationalgeist. Sébastiani schien die Macht der Umstände und was ihnen angemessen besser zu verstehn. „Das französische Volk," sprach er, „ist stets frei in seiner Wahl; es hat Nichts entschieden, es verlangt nur Frieden und Wiederherstellung guter Verhältnisse zwischen sich und Europa." Nach diesen kurzen Redeübungen wurden die Konferenzen von dem englischen Kommissar abgebrochen, der im Einverständniß mit den übrigen Mächten erklärte, daß er keine Vollmacht habe, um irgend Etwas zu stipuliren.

III.

Lord Wellington antwortete rücksichtsvoller, aber mit mehr Offenheit denjenigen von den Bevollmächtigten, die in sein Hauptquartier und in das Blücher'sche

gesandt worden waren. Er verhehlte ihnen nicht, daß seiner Ansicht nach die erste Bedingung jedes Waffenstillstandes und jeder Unterhandlung die Anerkennung der Rechte Ludwig's XVIII. sei, der, durch eine besiegte Faktion vom Throne gestoßen, mit vollem Rechte auf den Trümmern dieser Faktion in sein Recht wieder eintrete. Doch gestand Lord Wellington, in Allem schon mit Talleyrand und Fouché einverstanden, die täglich mit ihm Briefe wechselten und vom Könige die Entfernung des Herrn von Blacas und die Ernennung eines nationalern und mehr aus ihrer Partei genommenen Ministeriums erlangen wollten, den Bevollmächtigten offiziös, daß der König im Jahre 1814 Fehler gemacht, daß er sich nicht mit Staatsmännern umgeben, die ihr konstitutioneller Geist hinlänglich gekennzeichnet habe, und versicherte sie, daß dieser Fürst bei seiner Rückkehr nach Paris alle mit der Würde des Throns verträglichen Bürgschaften freiwillig geben würde. Was die Einflüsterungen der Parteigänger des Herzogs von Orleans betraf, so erwiederte Lord Wellington, daß dieser Prinz auf dem Throne ein Widerspruch gegen alle Grundsätze der Erblichkeit sein würde, welche die Monarchien in Europa beherrschen, und daß er in den Augen Englands nur ein anderer Napoleon sein würde, ohne dessen Ruhm, und ein Usurpator aus königlichem Geblüt.

IV.

Während dieser vergeblichen Versuche zum Unterhandeln zog der König langsam hinter den Heeren Wellington's und Blücher's her. Bevor er das fran=

zösische Gebiet betrat, hatte er sich endlich von Herrn von Blacas getrennt, von diesem treuen aber gefürchteten Günstling, dessen Unbeliebtheit eine ungelegene Spannung zwischen Frankreich und dem Könige hervorgerufen haben würde. Herr von Chateaubriand und dessen Freunde, Talleyrand, Fouché und deren Agenten, Lord Wellington selbst, setzten es nur mit Mühe durch, daß er der Nothwendigkeit dieses Opfer brachte. Die für den König so schmerzliche Trennung wurde dem Günstling durch Titel und Geschenke versüßt, die sich auf sieben bis acht Millionen beliefen. Herr von Blacas zeigte sich dieser Wohlthaten seines Herrn würdig, als er dieses Vermögen, ein Geschenk der königlichen Huld, dem entthronten und verarmten Karl X. in seinem letzten Exile zu Füßen legte.

Kaum befreit von der gefährlichen Anwesenheit des Herrn von Blacas in seinem Rathe, erließ Ludwig XVIII. in Cateau-Cambrésis eine königliche Proklamation, welche sein Volk zu ihm rief.

„Seit dem Tage," sagte der König, „wo das frevelhafteste Unternehmen, unterstützt durch die unbegreiflichste Abtrünnigkeit, Uns gezwungen hat, auf einige Zeit Unser Reich zu verlassen, haben Wir Euch vor den Gefahren gewarnt, die Euch drohten, wenn Ihr Euch nicht beeiltet, das Joch des tyrannischen Usurpators abzuschütteln.

„Wir haben nicht Unsere Arme noch die Unserer Familie mit den Werkzeugen vereinigen wollen, deren die Vorsehung sich bedient hat, um den Verrath zu bestrafen. Aber jetzt, wo die mächtigen Anstrengungen Unserer Verbündeten die Schildträger des Tyrannen zerstreut haben, eilen Wir, in Unsere Staaten zurückzukehren, um hier die Verfassung wieder herzustellen,

die Wir Frankreich gegeben haben, um durch Alle Uns zu Gebote stehenden Mittel die Wunden der Empörung und des Kriegs zu heilen, welche die nothwendigen Folgen davon gewesen sind, um die Guten zu belohnen und die bestehenden Gesetze gegen die Schuldigen in Ausführung zu bringen, endlich um die ungeheure Mehrzahl der Franzosen, deren Treue, Muth und Hingebung süßen Trost in Unser Herz gestreut haben, um Unsern väterlichen Thron zu versammeln.

„Gegeben zu Cateau-Cambrésis, den 25. Juni 1815, und im einundzwanzigsten Jahre Unserer Regierung.

„Unterzeichnet **Ludwig.**"

Der Geist des Herrn von Blacas war noch bemerklich in dieser unklugen Proklamation, die der König und sein Kanzler Dambray abgefaßt hatten. Der Groll, der sich in den Worten aussprach, konnte die Kammern, die Armee und die zahlreichen Genossen des 20. März durch die Aussicht auf die Züchtigungen, mit denen der König so unpolitisch ihnen drohte, zur Verzweiflung bringen. Eine Amnestie ist die erste Bedingung der Aussöhnung zwischen einem Könige und seinem Volke. Ein Sieger hätte kaum das Recht gehabt, so zu sprechen. Ludwig XVIII. war nur ein Besiegter, den ein fremder Sieg zurückführte. Seine Rolle war, als Mittler und nicht als Vollstrecker Europas aufzutreten. Diese unüberlegte Proklamation hemmte die Bewegung, die Alles zu ihm hinzog.

V.

Der König kam in Cambrai an, dessen Thore das Volk ihm geöffnet hatte ungeachtet des Widerstandes der Garnison. Er zog hier im Triumph durch die Bresche ein, welche die Liebe des Volks und das Entzücken der Frauen und Kinder ihm geöffnet hatten und welche junge Mädchen mit Blumen bestreuten. Hier fand er sein ganzes Ministerium wieder, das ihn den Erinnerungen an die Politik des Herrn von Blacas entriß und ihm eine väterlichere und geschicktere Proklamation an die Franzosen eingab.

„Die Pforten meines Reichs," sagte der König, „öffnen sich vor mir. Ich eile herbei, um mich zum zweiten Male zwischen die Franzosen und die verbündeten Heere zu stellen, in der Hoffnung, daß die Rücksichten, deren Gegenstand ich sein kann, zum Heile meiner Unterthanen ausschlagen werden. Das ist die Art und Weise, in der ich allein am Kriege habe Theil nehmen wollen. Ich habe nicht gestattet, daß irgend ein Prinz meines Hauses den fremden Heeren sich anschließe, und ich habe den Muth derjenigen meiner Diener gefesselt, die im Stande waren, sich um mich zu scharen.

„Auf den Boden des Vaterlandes zurückgekehrt, thut es mir wohl, mit Vertrauen zu meinen Völkern zu sprechen. Als ich in ihrer Mitte wiedererschien, fand ich die Gemüther erregt und durch entgegengesetzte Leidenschaften fortgerissen, meine Blicke stießen überall nur auf Schwierigkeiten und Hindernisse. Meine Regierung mußte Fehler machen; vielleicht hat sie deren gemacht. Es gibt Zeiten, wo die reinsten Absichten

nicht genügen, um zu leiten, wo sie irre führen. Die Erfahrung allein konnte warnen; sie wird nicht verloren sein. Ich will Alles, wodurch Frankreich zu retten ist.

„Meine Unterthanen haben durch grausame Prüfungen erfahren, daß das Prinzip der Legitimität der Souveräne einer der Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung ist, der einzige, auf den eine weise und gut geregelte Freiheit inmitten eines großen Volks sich stützen kann. Diese Lehre ist jetzt von ganz Europa anerkannt worden. Durch meine Karte habe ich sie im Voraus geheiligt, und ich beabsichtige, diese Karte mit allen den Bürgschaften zu versehen, die deren wohlthätige Folgen sichern können.

„Die Einigkeit des Ministeriums ist die stärkste, die ich zu bieten vermag; ich wünsche, daß sie bestehen bleibe und daß der offene und sichere Gang meines Konseils alle Interessen gewährleisten und alle Besorgnisse zerstreuen möge.

„In der letzten Zeit hat man von einer Wiedereinführung des Zehnten und der Lehnsrechte gesprochen. Diese Fabel, von dem gemeinsamen Feind erfunden, bedarf keiner Widerlegung. Man wird nicht erwarten, daß der König von Frankreich sich so sehr erniedrige, daß er Verleumdungen und Lügen bekämpft. Der Erfolg des Verraths hat die Quelle derselben nur zu sehr bloßgelegt; wenn in den Eigenthümern der Nationalgüter Besorgnisse rege geworden sind, so hätte die Karte genügen sollen, um sie zu beruhigen. Habe ich nicht selbst den Kammern vorgeschlagen, diese Güter zu verkaufen und den Verkauf angeordnet? Gegen diesen Beweis meiner Redlichkeit läßt sich Nichts einwenden.

„In der letzten Zeit haben mir meine Unterthanen aus allen Klassen zahlreiche Beweise von Liebe und Treue gegeben; ich will, daß sie wissen sollen, wie sehr ich dadurch gerührt worden bin und daß es mir eine Genugthuung ist, Diejenigen, welche in ein näheres Verhältniß zu meiner Person und meiner Familie treten sollen, aus der Zahl aller Franzosen zu wählen.

„Aus meiner Nähe will ich nur diejenigen Personen verbannen, deren Ruf ein Gegenstand des Schmerzes für Frankreich und des Schreckens für Europa ist. In dem Komplot, das sie geschmiedet haben, finde ich viele von meinen Unterthanen, die dazu verführt worden sind, und wenige Schuldige.

„Ich verspreche, ich, der ich nie leere Versprechungen gemacht habe, — ganz Europa weiß es, — den verführten Franzosen Alles zu verzeihen, was seit dem Tage, wo ich unter einem Strom von Thränen Lille verlassen habe, bis zu dem Tage vorgefallen ist, wo ich unter unendlichem Jubel in Cambrai eingezogen bin.

„Aber das Blut meiner Kinder ist geflossen in Folge eines Verraths, der in den Jahrbüchern der Weltgeschichte ohne Beispiel ist. Dieser Verrath hat die Fremden in das Innere Frankreichs gelockt. Jeder Tag offenbart mir ein neues Mißgeschick. Ich bin es daher der Würde meines Throns, dem Interesse meiner Völker und der Ruhe Europa's schuldig, die Anstifter und Urheber jenes scheußlichen Komplots von der Verzeihung auszuschließen. Sie werden der Rache der Gesetze überantwortet werden durch die beiden Kammern, die ich unverzüglich zu versammeln gedenke.

„Franzosen! Dies sind die Gesinnungen, mit denen Derjenige wieder unter Euch tritt, den die Zeit nicht zu ändern, das Unglück nicht zu ermüden, die Ungerechtigkeit nicht zu beugen vermocht.

„Der König, dessen Väter seit Jahrhunderten über die Eurigen geherrscht, kehrt zurück, um seine Tage Eurem Schutze und Troste zu weihen.

„Gegeben zu Cambrai, am achtundzwanzigsten Tage des Monats Juni im Jahre der Gnade 1815 und Unserer Regierung im einundzwanzigsten.

„Unterzeichnet **Ludwig**."

VI.

In diesem Manifest erkannte man den einschmeichelnden Geist Talleyrand's, die royalistische Seelengröße Chateaubriand's und den majestätischen Styl des Königs. Auch Fouché, dessen Sendboten unter verschiedenen Verkleidungen bei dem Könige der Reihe nach sich einfanden, war dabei zu Rathe gezogen worden; es machte einen ungeheuern Eindruck auf die öffentliche Meinung zu Gunsten des Königs. Seine Versprechungen verleideten aller Welt den Widerstand, ausgenommen drei oder vier Hauptschuldigen des 20. März, um derentwillen die erzürnte Nation nicht geneigt war, ihre Existenz zu opfern oder den Frieden hinauszuschieben.

Die Marschälle und Generale, die während der zweiten Regierung Napoleon's der Sache des Königs treugeblieben waren, eilten zu ihm. Macdonald, Oudinot, Gouvion Saint-Cyr waren schon in Cambrai.

Die Ueberreste der Armee, die sich um Paris gesammelt hatten, und die Kammern, die in der Hauptstadt eingeschlossen waren, widersetzten sich allein der vollständigen Wiederherstellung des Bourbonenthrons. Fouché, der sich fortwährend stellte, als wenn er mit den Feinden unterhandelte, unterhandelte in Wirklichkeit mit den Kammern. Jedoch rechnete er, durch seine Kollegen in der Regierung beengt, auf den Druck der öffentlichen Gefahren, der ihm helfen sollte die Hindernisse zu überwinden, von denen er umgeben war, und den Royalistenruf erschallen zu lassen, den die Furcht vor der Armee in Paris noch unterdrückte. Wenn dieser Minister, von so vielen Gefahren umringt, auf der einen Seite vor Ungeduld brannte, den letzten Resten der Napoleonischen Herrschaft ein Ende zu machen, so war er doch auf der andern nicht ungehalten darüber, daß das Fortbestehen und die Verwicklung jener Schwierigkeiten, die sich aus der Natur der Dinge selbst unter den Schritten Ludwigs XVIII. entwickelten, mehr Glanz, Gewicht und Werth den Diensten verliehen, die er ihm leisten wollte, um seine unverzeihliche Theilnahme am Königsmorde in dem Herzen eines Königs zu sühnen und um nach dessen zweiter Thronbesteigung einen beträchtlichen Antheil an der Gewalt zu erlangen.

VII.

Er forschte mehrmals den Regierungsrath wegen einer Proklamirung der Bourbonen aus. Die schlechte Aufnahme, die seine Einflüsterungen bei der Mehrzahl seiner Amtsgenossen und namentlich bei Carnot fanden,

der Freiheitsbürgschaften als Ersatz für die Rückgabe des Throns an den König verlangte, nöthigte Fouché, bis zum Eintritt eines noch ungewöhnlicheren Zeitpunkts zu warten.

Die erste Freiheitsbedingung war für Paris die Entfernung der Armee, die aus den Kreaturen Napoleon's bestand und, indem sie mit den Kammern, den Föderirten und den Vorstädten sich verbrüderte, Paris unter ihren eigenen Trümmern begraben konnte. Fouché, von der Festigkeit, Mäßigung und Klugheit des Marschalls Davoust überzeugt, ließ ihn zum Generalissimus der um Paris versammelten Armee ernennen. Davoust war zu sehr Soldat, als daß er den Argwohn der Armee erregen konnte, und zu sehr Patriot, um diese Armee und die Hauptstadt einem Anfall von Wuth gegen die Bourbonen und einem verspäteten Diensteifer für Napoleon zu opfern.

Er schlug sein Hauptquartier in la Villette auf. Hier scharten sich Grouchy sowie sämmtliche Führer und Korps der Nordarmee um ihn, während die Zahl der Feinde vor ihm immer mehr wuchs und Paris in seinem Rücken bearbeitet und wankend wurde, eine Lage, die zu unterhandeln, nicht zu kämpfen gebot. Fouché gab dies dem Marschall jeden Augenblick mehr oder minder deutlich zu verstehen. Dieser war selbst dazu entschlossen und die Generale, seine Untergebenen, waren es nicht minder. Die scheinbar am schwersten zu überzeugen waren, suchten offenbar nur bessere Bedingungen auszuwirken. Die zahlreichen Wechselfälle ihres militärischen Lebens hatten sie zu sehr an Nachgiebigkeit gegen die Ereignisse gewöhnt, als daß irgend Einer von ihnen, sobald einmal die Ehre gerettet war, sich auf einen verzweifelten Widerstand gegen das

Schicksal einließ. Sie wurden nur durch jene stumme Scham zurückgehalten, die unter gebieterischen aber schmerzlichen Verhältnissen Jeden hindert, mit einem im Stillen von Allen gewünschten Entschluß hervorzutreten und die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen. Das Hauptquartier war belagert von diensteifrigen Räthen, von geheimen Agenten, von befugten oder unbefugten Unterhändlern des Königs, von Herrn von Talleyrand und von Fouché, die sich in die Gespräche der Generale mischten und sich bemühten, sie der Kapitulation geneigt zu machen. Zu diesen gesellte sich noch Herr von Vitrolles, der sich überall geschickt einzuführen verstand und vortrefflich wußte, was man mit Charakteren wagen kann, die durch Interessen wankend geworden sind, und Ouvrard, einer der größten Glücksritter unter dem Direktorium, der den Einfluß der öffentlichen Angelegenheiten auf das Geld und die Macht des Geldes über die öffentlichen Angelegenheiten kannte. Alle diese Männer, die Einen aus Eigennutz, die Andern um einer Meinung willen, drängten die Generale, sich den Umständen zu fügen. Die Masse der guten Bürger führte die nämliche Sprache der Armee gegenüber. Was nütze es, bei einer militärischen Abneigung gegen die Bourbonen eigensinnig zu beharren, da Napoleon geschlagen, gestürzt, flüchtig sei und vielleicht schon nach der neuen Welt segele, und da die Hauptstadt und das Vaterland dem Fanatismus für diesen Namen nur noch ihre Trümmer bieten könnten?

VIII

Carnot hatte Fouché im Verdacht, daß er durch den Mund dieser Männer den Namen Ludwig's XVIII. einblase und so die Zugeständnisse zerstöre, die er der Monarchie immer noch abzuzwacken hoffte. Aufgefordert von einigen bonapartistischen Mitgliedern der Abgeordnetenkammer, die dem Könige den Einzug in Paris streitig machen wollten und Fouché heimlich des Verraths beschuldigten, trat endlich Carnot im Konseil gegen die Umtriebe auf, deren Heerd das Hauptquartier war, und gegen die Einmischung des Herrn von Vitrolles, der, anerkannt ein Agent der Royalisten, der Unruhestifter in Toulouse und als solcher zur Haft gebracht, jetzt auf freien Füßen sei und straflos die Generale verführe, während er doch in das Gefängniß von Vincennes gesteckt werden müßte. „Ja," rief er, „dieser Mensch konspirirt für Ludwig XVIII. und er ist vielleicht nicht der Einzige," setzte er hinzu, indem er auf die Augen seines Kollegen einen jener Blicke heftete, die das Uebrige sagen. — „Wollen Sie etwa sagen, daß ich mit ihm verschworen bin?" versetzte Fouché, indem er sich den Schein einer Sicherheit gab, die durch jene Drohung einen Augenblick getrübt worden war. „Wohlan, sagen Sie es öffentlich und klagen Sie mich vor der Kammer an! Nichts hindert Sie. Aber ich werde mich vertheidigen!" Carnot, der sich ebenso beeilte seinen Verdacht zu leugnen, wie er gewagt hatte, ihn an den Tag zu legen, erklärte, daß er seinen Kollegen eines strafbaren Einverständnisses mit diesem Agenten des Royalismus nicht beschuldige, daß jedoch dieser Mensch sogar den Generalissimus verführe

und daß es daher dringend nothwendig sei, ihn von Neuem zur Haft zu bringen. „Wie," erwiederte darauf Fouché höhnisch, „selbst der Marschall Davoust ist Ihnen verdächtig? Der wird wenigstens schwer zu verhaften sein; lassen Sie ihn doch in seinem Hauptquartier greifen, wenn Sie es wagen!" Fouché widersetzte sich der Verhaftung des Herrn von Vitrolles. Coulaincourt, durch persönlichen Verkehr mit diesem Agenten Ludwig's XVIII. verbunden, begab sich seiner Stimme; die Mehrheit beschloß die Verhaftung. Fouché ließ seinen Unterhändler warnen, der auf diese Weise einer Gefangenschaft von einigen Tagen entschlüpfte. Carnot, lässig und schweigsam, schien sich mit dieser kindischen Genugthuung zu begnügen, die seinem Argwohn zu Theil geworden war, und beugte sich von Neuem, wenn auch murrend, vor dem Ansehn Fouché's und der Macht der Ereignisse.

IX.

Eine geringe Anzahl exaltirter Generale ereiferte sich allein in der Armee gegen die scheinbaren Unterhandlungen, die sichtlich zwischen Davoust, Grouchy und den fremden Heeren angeknüpft wurden. Die Generale Dejean, Freissinet und etliche von den Obersten und Offizieren der Armee unterzeichneten eine Adresse an die Kammern, um gegen den Einzug der Bourbonen zu protestiren. Diese Adresse, die Davoust mitgetheilt und an die Repräsentantenkammer geschickt wurde, las Dupont (von der Eure) vor. Die Generale Pajol, Freissinet, d'Erlon, Roguet, Harlet, Pelet, Christian, Brunet, Casteau, Vandamme und Ambert

hatten sie unterzeichnet. Selbst Davoust hatte, um nicht mit seinen Generalen zu brechen, eingewilligt, seinen Namen darunter zu setzen. „Die Bourbonen bieten Frankreich durchaus keine Bürgschaft, wir werden im Kampfe gegen sie zu sterben wissen," hieß es in dieser Adresse, die gewissermaßen eine Erneuerung des Eides vom 20. März war.

Sie wurde mit einigen leeren Beifallsbezeugungen von der militärischen oder bonapartistischen Partei der Versammlung aufgenommen und änderte Nichts an den drückenden Verhältnissen, die auf Worte nicht mehr hörten. Die Ereignisse gingen ihren Gang und ließen die Kammern hinter sich. Der Marschall Davoust hatte diese Verwahrung nur deshalb unterzeichnet, um nicht sein Ansehen bei seinen Kriegskameraden einzubüßen. Grouchy unterhandelte wegen eines Waffenstillstandes auf seinen und auf Fouché's Befehl. Niemand wollte als Unterhändler erscheinen; alle Welt unterhandelte. Man schloß die Augen bei den Besprechungen zwischen den beiden Heeren und den beiden Parteien. Der Marschall Ney, der Marschall Grouchy und der Marschall Mortier antworteten, als sie von der Pairskammer wegen der Möglichkeit einer längern Vertheidigung von Paris um Rath gefragt wurden, daß eine Uebergabe durch die civilisirten Gesetze des Kriegs unabweisbar geboten sei, wenn man die Hauptstadt der Erstürmung und Verheerung durch einen unwiderstehlichen Feind nicht wolle preisgeben. Die Kammer, hierdurch überzeugt, aber noch immer zurückgehalten durch die Protestationen einiger Generale, die weniger aufrichtig oder verzweifelter in ihrem Anliegen waren, wartete nichtsdestoweniger das Ergebniß einer

andern Unterhandlung ab, welche Bignon eingeleitet hatte.

Dieser Minister, der die Täuschungen der Diplomatie auf die wirklichen Verhältnisse des Kriegs übertrug, hatte an Wellington und Blücher Bevollmächtigte gesendet, die nach La Fayette's und Sébastiani's erfolglosem Versuch einen Waffenstillstand auswirken sollten. Diese bevollmächtigten Diplomaten, Andréossy, Valence, Boissy d'Anglas, Flaugergues und Labesnardière, hatten die Weisung erhalten, eine zwanzig Stunden von der Hauptstadt entfernte Linie als unüberschreitbare Grenze für die beiden Heere in Vorschlag zu bringen. Diese Demarkationslinie, die der Minister in seinem Kabinet willkürlich auf der Karte gezogen hatte, wurde nur durch den Finger dieses Diplomaten vertheidigt. Blücher überschritt sie mit Verachtung und weigerte sich, Bevollmächtigte zu empfangen, die zweimalhunderttausend siegreichen und erzürnten Kämpfern nur Worte entgegenzusetzen hatten. Kaum erlaubte er ihnen und nur aus Rücksicht für England, seine Vorposten und einen Theil seines Heeres zu passiren, um sich in das Hauptquartier Wellington's zu begeben.

X.

Dieser General berichtete an seine Regierung folgendermaßen über die mit ihnen gehabte Konferenz: „Ich habe die fünf Kommissare empfangen, die von Paris abgesandt worden sind, um von mir einen Waffenstillstand zu verlangen. Ich habe ihnen erklärt, daß ich bei dem jetzigen Stande der Dinge jeden Versuch, mit uns zu unterhandeln, nur als eine Falle betrachten

könne, und daß eine Einstellung meiner Operationen ein Verrath an unsern Verbündeten wäre. Sie erwiederten mir, sie hätten gute Gründe zu glauben, daß Napoleon Paris bestimmt verlassen habe, und daß es, falls er hartnäckig in la Malmaison bliebe, mehrere Mittel gebe, um sich seiner zu entledigen, indem man ihn entweder nach England schicke, oder der Obhut seines Schwiegervaters, des Kaisers von Oesterreich, anvertraue. Ich habe darauf geantwortet, ich hätte keinerlei Vollmacht, unter diesen verschiedenen Plänen zu entscheiden, aber wenn man ihn nach England schicke, so zweifelte ich nicht, daß der Prinzregent es für seine Pflicht halten würde, ihn seinen Verbündeten zur Verfügung zu stellen.

Sie versetzten darauf, sie glaubten, er sei schon in Rochefort oder nach Amerika abgesegelt, und fragten mich, ob ich, falls seine Abreise sich bestätigte, mich dazu verstehen würde, meinen Marsch auf Paris zu unterbrechen. Ich entgegnete, es gebe, abgesehen von der Anwesenheit Napoleon's, Anhänger seiner Sache, die den Verbündeten den Krieg erklärt hätten, und die Klugheit geböte mir, ehe ich meine Operationen einstellte, abzuwarten, ob nicht wenigstens ein Versuch gemacht würde, in Frankreich eine Regierung aufzurichten, die einige Bürgschaften für die Sicherheit des Friedens in Europa gewähre. Sie baten mich, ihnen die Meinung der Verbündeten über diesen Gegenstand anzudeuten; ich erklärte ihnen, ich hätte in dieser Beziehung durchaus keine Befugniß zu reden, weder im Namen Englands, noch im Namen seiner Verbündeten, aber meine persönliche Privatansicht wäre die, daß es für Europa und für sie keine Sicherheit gebe, außer in der Wiedereinsetzung des Königs, jedes andere System würde un-

vermeidlich neue Kriegseventualitäten zur Folge haben, und sie bewiesen weit mehr wahrhafte Würde, wenn sie ihren flüchtigen König ohne Bedingung zurückriefen, als wenn sie ihm Fesseln aufnöthigten, die den Frieden verzögern und seinen konstitutionellen Absichten hinderlich sein würden. Sie gestanden mir sämmtlich, daß sie persönlich überzeugt seien, die Wiederberufung des Königs könne allein das Unglück der Zeitverhältnisse abwenden. Sie erklärten mir, daß die Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. im Grunde der Wunsch der provisorischen Regierung selbst sei, und daß diese Regierung und die Kammern nur deshalb Napoleon II. für den Augenblick proklamirt hätten, um die Soldaten zu beruhigen und zu gewinnen, die nach der Schlacht bei Waterloo in so großer Anzahl nach Paris geflüchtet seien, da man ihre Empörung und den Bürgerkrieg fürchte. Sie wollten von mir wissen, ob eine Regentschaft, die im Namen Napoleon's II. regiere, geeignet wäre, die Verbündeten zufrieden zu stellen. Ich antwortete entschieden, daß ich es nicht glaubte. Endlich drangen sie noch in mich, um meine Meinung über die Berufung eines andern Prinzen statt des rechtmäßigen Königs auf den Thron Frankreichs zu erfahren. Ich weigerte mich, auf diese Hypothesen näher einzugehen, indem ich mich auf meine früheren Antworten bezog.

„Sie folgten mir darauf in mein Hauptquartier. Hier erneuerten sie ihre Fragen in Betreff der Berufung eines andern Prinzen als ihres Königs auf den Thron. Ich antwortete noch kategorischer, daß ich nur in Ludwig XVIII. ein Pfand des Friedens für Frankreich und der Sicherheit für Europa sehe. Sie erklärten mir, daß sie mich vollständig verstanden hätten; Einige setzten hinzu, indem sie auf die Meinung an-

spielten, die ich eben geäußert hatte: Sie haben vollkommen Recht!"

„Zwei Tage später endlich, als sie mir Napoleon's Abreise nach den Vereinigten Staaten gemeldet hatten und mich fragten, was sich vorläufig für den Frieden thun ließe, erklärte ich ihnen, da das Haupthinderniß für einen Waffenstillstand beseitigt sei, so wäre es meines Erachtens die zweckmäßigste Maßregel, die man nur treffen könne, die französische Armee hinter die Loire zurückzuziehen und Paris der Nationalgarde anzuvertrauen. Ich setzte hinzu, wenn sie in diese Punkte willigten, so würde ich bei meinem Kollegen Blücher Schritte thun, um ihn zu bewegen, seinen Marsch und die Feindseligkeiten einzustellen. Sie machten Einwendungen gegen den Rückzug der Armee hinter die Loire, obwohl sie mir zwei Tage zuvor gestanden hatten, daß die Anwesenheit der Armee in Paris der einzige Grund gewesen sei, der die Regierung und die Kammern bewogen habe, Napoleon II. zu proklamiren. Ich erwiederte, so lange noch ein Soldat in Paris sei, würde ich meine Operationen nicht einstellen, und, was die Hauptsache sei, wenn sie Ludwig XVIII. wieder auf den Thron erheben wollten, so würde er ja von der Armee und den Kammern in Paris umgeben, den Kreaturen Napoleon's schonungslos preisgegeben und ein Werkzeug für ihre Pläne werden."

XI.

Die Bevollmächtigten Bignon's trafen in dem Augenblick wieder in Paris ein, wo Blücher die Hauptstadt umging und auf das linke Ufer der Seine über=

setzte. Die Stadt, auf beiden Ufern schwach befestigt, hatte zu ihrer Vertheidigung nur die Ueberreste von Waterloo, die durch Fahnenflüchtigkeit und Muthlosigkeit auf etwa zwanzigtausend Mann von allen Waffengattungen zusammengeschmolzen waren, die Grouchy'sche Armee, die nur noch dreißigtausend Mann zählte, einige Ersatzmannschaften, die den Feldzug nicht mitgemacht hatten, etliche Häuflein Freiwillige und Föderirte, die nur zum Kampf hinter den Verschanzungen geeignet waren, eine Menge Geschütze, aber wenige Artilleristen zu ihrer Bedienung, Generale, durch Eigennutz und Gesinnung entzweit und mißtrauisch untereinander, Marschälle, von denen die Einen eilten, dem Könige sich wieder anzuschließen, die Andern im Stillen unterhandelten, während sie sich das Ansehen gaben, als wollten sie noch kämpfen, um ihren Soldaten zu gehorchen, und von denen die berühmtesten in ihren Unterredungen und Berichten an die Kammern laut gestanden, daß der Kampf, seit der Abdankung des Kaisers ohne Zweck, nur die Einäscherung von Paris und die Niedermetzelung der letzten französischen Bataillone zur Folge haben werde, und nur eine vergebliche und hoffnungslose Hinopferung der Hauptstadt und des Landes für einen dahinschwindenden Schatten von Herrschaft sei, den selbst der Sieg nicht aufzuhalten vermöchte.

Die Geschichtsschreiber des 20. März, die aus Gefälligkeit später die ansehnlichen Streitkräfte um Paris berechnet haben, die sie auf hundertundzehntausend Mann veranschlagen, haben in den Kriegslisten, die sie zu Rathe gezogen, Zahlen für Menschen genommen. Die Armee bestand nur noch aus einem Kerne von funfzig bis sechszigtausend Kämpfern um

Paris, der die Regierung und die Kammern in der Stadt schützen, die Mauern vertheidigen und das flache Land gegen dreimalhunderttausend Mann, die schon die beiden Seineufer bedeckten, und gegen viermalhundertundfünfzigtausend Mann, die von den Alpen und vom Rheine durch Burgund und die Champagne heranrückten, halten sollte.

Der Süden erhob sich überall für die Bourbonen, die Abgötter der Bevölkerung in jenen Provinzen. Der Westen eilte zu den Waffen und ordnete sich unter royalistischen Führern, um gegen die Truppen Bonaparte's zu kämpfen und zugleich den fremden Heeren den Zugang zu seinen Gauen zu verwehren. Der Norden öffnete seine festen Plätze sämmtlich dem Könige selbst. Paris erwartete ihn mit Ungeduld. Was vermochten einige tausend Mann, selbst wenn sie Sieger gewesen wären, gegen drei Viertel von Frankreich und gegen ganz Europa, das sich auf Paris stürzte? Sie konnten die Sieger nur erbittern und dem Schatten Napoleon's ein Opfer mehr bringen. Jene Geschichtsschreiber haben nur zu dem Zwecke geschrieben, um eine Partei zu trösten, nicht um für die Thatsachen Zeugniß abzulegen. Die Armee mußte sich im Interesse des Vaterlandes für Frankreich und den König erhalten, indem sie sich hinter der Loire in Sicherheit brachte und aufhörte der Nation den Frieden und Ludwig XVIII. den Thron streitig zu machen. Die heldenmüthigsten, bewährtesten und am meisten kompromittirten Kriegsmänner der damaligen Zeit, Soult, Davoust, Grouchy, Oudinot, Masséna und selbst Ney urtheilten einstimmig ebenfalls so. Mit welchem Rechte beschuldigen Parteischriftsteller diese Meister in der Kriegskunst der Unerfahrenheit, diese Tapfern der Feig-

heit? Dem Fanatismus für den Kaiser opfern sie sogar seine unerschrockensten Generale.

XII.

Davoust, der zwar zum Unterhandeln entschlossen war, aber der Unterhandlung selbst durch die Waffen Nachdruck verleihen wollte, benutzte einen kecken Streich Blücher's, der eins von seinen Reiterkorps bis nach Versailles vorgeschoben hatte, nachdem er bei Saint-Germain über die Seine gegangen war, um sich bei den Preußen einige Tage länger in Respekt zu setzen. Er befahl dem General Excelmans, der nach Thaten dürstete, selbst nachdem seine Hoffnungen zerstört waren, mit fünfzehnhundert Mann Reiterei das Blücher'sche Korps in Versailles anzugreifen und nach der Seine zurückzudrängen, wo es seinen Untergang finden konnte. Dieses kühne Reiterstückchen säuberte für einige Tage das linke Ufer von Feinden, gab Zeit zu Unterhandlungen und flößte dem Feinde Achtung ein.

Daß man es durch Excelmans ausführen ließ, war eine treffliche Wahl. Er war der Murat der Pariser Armee. Ein Schüler des Königs von Neapel, hatte sich dessen Schnelligkeit und Ritterlichkeit dem Arm und dem Herzen seines Freundes Excelmans mitgetheilt. Davoust hatte ihm versprochen, durch zwei Infanteriekorps ihn zu unterstützen, die er zu diesem Behufe über die Seine zurückgehen ließ. Nachdem Excelmans seine Reiterei in zwei Kolonnen getheilt hatte, rückte er an der Spitze der ersten gegen Versailles vor. Die zweite, vom General Vichery befehligt, marschirte nach Roquencourt, um den Preußen, die

Excelmans auf der Fronte angreifen wollte, in die Flanke zu fallen. Die Preußen, welche Versailles schon verlassen hatten, um sich auf dem linken Seineufer in den Ebenen von Paris zu verbreiten, begegneten der Excelmans'schen Kolonne in den Hohlwegen des Waldes von Verrières. Der Zusammenstoß war furchtbar. Excelmans' Regimenter, durch einen Führer angefeuert, der selbst an der Spitze seiner Geschwader focht, säbelten die Preußen bis in die Straßen von Versailles nieder, warfen sie nach Roquencourt zurück, wo Vichery's Kolonne sie erwartete und vernichteten sie bis auf den letzten Mann.

Excelmans, der nun Herr seiner Bewegungen geworden war und den Vortrab der beiden von Davoust ihm versprochenen Infanteriekorps zu bilden glaubte, sprengte mit seinen beiden wieder vereinigten und siegreichen Kolonnen nach Saint-Germain, um den Ueberrest des Blücher'schen Korps in die Seine zu treiben. Aber bei Merly stieß er allein auf Blücher'sche Infanteriemassen, welche die dortigen Höhen besetzt hielten. Die Infanteriekorps, welche Davoust am Morgen hatte ausrücken lassen, hatten Gegenbefehl erhalten. Fouché, in Kenntniß gesetzt von diesen Angriffsoperationen gegen die Heere, mit denen er in Unterhandlung stand, hatte energisch diese für die Vertheidigung nutzlose, für den Frieden verhängnißvolle Keckheit getadelt. Excelmans' Heldenthat hatte nur bewirkt, daß ein letzter Glanz und ein letzter blutiger Sieg die unvermeidliche Kapitulation zierte.

XIII.

Carnot, das militärischste Mitglied der Regierung, nahm selbst die Befestigungen und die Truppen in Augenschein. Er erklärte vor dem Kriegsrath, der sich mit dem Regierungskonseil versammelt und vereinigt hatte, daß es allerdings möglich sei, für einen Augenblick das linke Ufer von den Preußen zu säubern, die anfingen sich auf demselben zu verbreiten, dieser Erfolg würde jedoch nur ein augenblicklicher sein, und mit der englischen Armee vereinigt, würden sie bald wieder über den Fluß kommen, durch Zahl und Stärke unwiderstehlich. Die Schlußfolgerungen seines Berichts waren entmuthigend, obwohl sie sich bitter gegen die militärischen Chefs aussprachen. Fouché, von Dupont von der Eure über den Stand der Unterhandlungen befragt, erklärte, die Verbündeten beständen auf Ludwig XVIII.; Europa wolle um jeden Preis die Bourbonen; sträube man sich dagegen, so helfe man nur das eiserne Joch herbeiführen, das jene Fürsten, durch Europa gegen die machtlose Armee unterstützt, dem Lande auferlegen wollten; empfange man sie hingegen unter nationalen und konstitutionellen Bedingungen, so rette man gleichzeitig die Hauptstadt, Frankreich und die Freiheit; man werde mit ihnen wegen Bedingungen zu Gunsten der Armee, der Kammern und der durch den 20. März kompromittirten Männer unterhandeln, die somit eine in der Kapitulation enthaltene Amnestie schützen würde. Diese Worte, von Masséna und Soult unterstützt, die einstimmig behaupteten, daß die Vertheidigung von Paris die menschlichen Kräfte übersteige, überzeugten vollständig die Minister, Repräsen-

tanten und Militärpersonen, welche dieser Berathung beiwohnten.

Ein Einziger, ein alter Soldat, der Marschall Lefebvre, schüttelte bedenklich den Kopf, daß es nicht möglich sein sollte, das linke Ufer wenigstens ein Paar Tage länger zu vertheidigen. Fouché, der sich das Ansehen gab, als stimme er dem ehrenhaften Bedenken des Marschalls bei, befahl einen Kriegsrath in la Villette bei dem Generalissimus zu halten, um in letzter Instanz über den Vertheidigungszustand von Paris zu entscheiden.

XIV.

Dieser Kriegsrath, den sämmtliche in Paris anwesende Marschälle bildeten, versammelte sich des Nachts im Hauptquartier von la Villette. Soult setzte auseinander, daß die politische Lage die militärische Frage beherrsche; eine Fortsetzung der Vertheidigung von Paris während einiger Tage würde nur den fremden Heeren Zeit geben, sich noch mehr auf dem französischen Gebiete und um die Hauptstadt auszubreiten. Er erkannte offen und bestimmt die Nothwendigkeit an, daß man sich Ludwig XVIII. anschließen müsse, wenn man verhindern wolle, daß der Sturz Napoleon's den Untergang und die Zerstückelung des Vaterlandes nach sich ziehe. Davoust, Grouchy und selbst Vandamme bestätigten im Tone schmerzlicher aber strenger Ueberzeugung die weisen und politischen Worte des Marschalls Soult. „Der gesunde Menschenverstand ruft uns und Frankreich zu, daß der König die einzige Rettung ist," sagten sie nach der Reihe; „seine Mäßi-

gung und Weisheit sind der beste Vertrag." Etliche junge Generale aus der Zahl derer, die sich mit aller Gewalt an Napoleon II. klammerten aus Fanatismus für den Vater, und um ihre vor Kurzem an den Tag gelegte Begeisterung nicht zu verleugnen, setzten leere Einwürfe entgegen. In Frankreich sind die Militärs heldenmüthige Soldaten der geltenden, selten Märtyrer der gefallenen Parteien. Der Kriegsrath gab zur Antwort, an eine Schlacht sei nicht zu denken, man könne für Paris nicht stehen, falls die Vertheidigung unter seinen Mauern fortgesetzt würde.

Gestützt auf diesen Beschluß der Heerführer, der ihre Verantwortlichkeit vor der Kammer schützte, ermächtigten Fouché, Carnot, Garnier, Coulaincourt und Quinette in derselben Nacht Davoust, eine Kapitulation abzuschließen. Vergebens murmelten napoleonische Redner in der Kammer einige Verwünschungen gegen die Nothwendigkeit und spielten leise auf den Verrath Fouché's an. Fouché, durch das revolutionäre und militärische Ansehen Carnot's und durch die Marschälle geschützt, trotzte diesen Gerüchten.

Davoust sandte Parlementäre an die Armee Blücher's. Dieser General antwortete mit der Rohheit eines Barbaren, daß er auf kein Friedenswort hören würde, so lange die Armee die Waffen nicht niedergelegt hätte. Er beleidigte Davoust in seinen Antworten durch kränkende und verleumderische Anspielungen auf die Verschwendungen, die man ungerechter Weise diesem General in Hamburg schuld gegeben hatte, während er die von Napoleon gegen die Marine und den Handel der Hansestädte angeordneten Maßregeln vollstreckte.

XV.

Fouché, der mit dem englischen General durch Vermittlung eines Italieners, des Oberst Macerone, der sein Vertrauter und ein ehemaliger Adjutant Murat's war, brieflich verkehrte, forderte Wellington auf, bei Blücher Schritte zu thun, um ihn zum Unterhandeln zu bewegen. Wellington schrieb dem preußischen General, es wäre eine Tollkühnheit, wenn sie allein Paris von allen Seiten einschlössen; ein Waffenstillstand sei die beste Kriegsmaßregel, um den russischen und österreichischen Heeren Zeit zu geben, zu ihrer Hülfe herbeizueilen. Blücher gab den Rathschlägen seines Kollegen und eines andern Unterhändler Fouché's, des Generals Tromelin, nach und willigte in einen Waffenstillstand unter der Bedingung, daß die französische Armee sich zwanzig Meilen von Paris zurückzöge. Wellington ging bei Argenteuil auf das linke Seineufer, um Blücher während der Unterhandlungen zu verstärken. Das Schloß Saint-Cloud, dieser Ruhesitz Napoleon's nach seinen Triumphen, wurde von den beiden Generalen als Ort für die Konferenzen bestimmt. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Bignon, der Präfekt von Paris, Herr von Bondy, und der General Guilleminot, Generalmajor der Davoust'schen Armee, kamen hier am 23. Juli um vier Uhr Abends mit Blücher und Wellington zusammen.

Dies war just die Stunde, wo Napoleon endlich von la Malmaison flüchtete, und inkognito in einen Gefolgewagen stieg, um das Gestade des Oceans zu erreichen. Die Räumung von Paris Seitens der französischen Armee und ihr Rückzug hinter die Loire,

bildeten den ersten Artikel der Uebereinkunft. Der zweite bestimmte, daß die englische und die preußische Armee die zur Zeit in Paris bestehenden Autoritäten schützen sollten, so lange dieselben bestehen würden. Die Artillerie wurde mit ihren sämmtlichen Vorräthen an die Verbündeten ausgeliefert.

Dies war eine wahrhafte Uebergabe, der man umsonst den Schmucktitel Uebereinkunft gab, um die Ehre zu retten. Die Stadt und der Thron, Alles fiel den Mächten in die Hände; aber Waterloo hatte unglücklicher Weise Alles preisgegeben.

XVI.

Das bestürzte Paris bot auf seinen Boulevards und Plätzen den nämlichen Anblick wie im Jahre 1814; umherschweifende Scharen von Landleuten, welche die Annäherung der fremden Heere aus ihren Dörfern verjagt hatte, und die mit ihren Weibern, ihren Greisen, ihren Kindern, ihren Heerden, ihren mit Hausrath beladenen Karren in den Straßen und den öffentlichen Spaziergängen der Hauptstadt lagerten. Fouché, dem alle Hülfsmittel der Polizei zu Gebote standen, benutzte sie, um Schrecken und gegenseitiges Mißtrauen in die Gemüther zu streuen, damit der Armee alle Lust zu einem Militäraufstand und den Kammern jeder Gedanke an ein nachträgliches energisches Auftreten verginge. Er beherrschte die Krise in der Straße, wie er sie im Kabinet des Kaisers und im Regierungskonseil beherrscht hatte. Die Uebereinkunft, die auf solche Weise geschickt vorbereitet war in den niedergeschlagenen Gemüthern des Volks, rief kein

Murren hervor, als sie bekannt wurde; die Kammer nahm sie mit pflichtmäßiger Ergebung und mit einer geheimen Genugthuung auf. Der ehemalige Minister der Republik, Garat, bestieg die Rednerbühne und erkannte öffentlich an, daß der Ehre genügt sei. Er verlangte nur, man solle dieses Interregnum benutzen, um nach dem Muster der Engländer eine von den Regierungen für ewige Zeiten anerkannte Grundtheorie der Menschenrechte zu verkünden, die Frankreich annehmen würde. Dem widersetzte sich Manuel, welcher verlangte, daß die Kammer die Berathung über eine Verfassung in hundert Artikeln, deren Berichterstatter er war, wieder aufnehme. Vielleicht hieß es Fouché einen Dienst leisten, jedenfalls aber ihm eine Freude bereiten, wenn man einen langen und leeren Prinzipienstreit in einer Versammlung eröffnete, die den Feind vor den Thoren hatte und deren Aufflackern man verhindern, deren Thatkraft man zügeln wollte. Der General Solignac beantragte, daß man eine Danksagung an die Armee beschließe. Dieser Beschluß fand statt und wurde den Truppen durch eine Adresse bekannt gemacht.

XVII.

Unterdessen ging die Ausführung der Uebereinkunft seit dem vergangenen Abend ohne Schwierigkeit von Statten. Saint-Denis, von den Verbündeten besetzt, hatte die weiße Fahne aufgesteckt. Eine vorübergehende Aufregung gab sich in den Vorstädten und den letzten Bataillonen der Armee in dem Augenblicke kund, wo die Preußen erschienen, um die der Stadt zunächst-

gelegenen und von den Linientruppen verlassenen Posten zu besetzen. Leute aus dem Volk und auseinandergelaufene Soldaten riefen zu den Waffen, stießen Verwünschungen gegen die Verträge aus, feuerten auf den Wällen Gewehre in die Luft ab, wie um die Fremden herauszufordern und den Patriotismus der Stadt zu erwecken, und bewegten sich nach den Tuilerien hin, wo Fouché residirte. Masséna stellte sich an die Spitze der Nationalgarde, die sich auf seinen Ruf erhoben hatte, um die Regierung zu schützen und die Ordnung aufrecht zu halten. Alles beruhigte sich vor dem greisen Krieger und den Bayonetten des in seiner Stadt bewaffneten Bürgerthums.

Außerhalb der Stadt begrüßten einige auf Kampf versessene Bataillone mit drohendem Geschrei den Befehl, die Hauptstadt zu verlassen. Sie schrien über Verrath und beschworen das Volk, welches sie zurückhielt, ihren Anführern zum Trotz Paris zu vertheidigen. Etliche zerbrachen ihre Waffen und weigerten sich nach der Loire zu marschiren. In dem Lager war die Rede davon, den strengen Davoust militärisch abzusetzen und Vandamme als General und Soldatentribunen auszurufen. Die bonapartistischen Generale förderten heimlich diese Empörungen der Soldateska. Vandamme, ein beliebter aber zuchtliebender Soldat, der nahe daran war, der höchsten Würden in der Armee auf rechtmäßige Weise theilhaftig zu werden, weigerte sich, sie durch einen Aufstand zu erlangen. Hatte er doch selbst im Kriegsrath für einen nothwendigen Rückzug und für die Bourbonen, jetzt noch die einzigen Bürgen der Unabhängigkeit und des Friedens, gestimmt. Der General Drouot, Befehlshaber der kaiserlichen Garde bei Waterloo, zeigte sich den Truppen und überzeugte sie

durch seine Rathschläge und sein Beispiel. Die Armee begnügte sich ihren Sold zu verlangen, ganz wie die römischen Kohorten zu den Zeiten des sinkenden Kaiserreichs.

Die provisorische Regierung, die vor ihren Forderungen zitterte, leerte die öffentlichen Kassen, um sie zu befriedigen, und borgte selbst von den ersten Pariser Bankiers die nöthigen Millionen, um die Anführer und die Soldaten zum Schweigen zu bringen. Lafitte, ein beliebter und liberaler Bankier, zeichnete sich durch den edelmüthigen Beistand aus, den er an jenem Tage der Regierung anbot. Er lieh ihr sein Geld und seinen Kredit, um die Stadt vor den Drangsalen zu bewahren, denen die Bürger durch einen Armeeaufstand ausgesetzt werden konnten. In der traurigen Lage, welche die Wiederkehr Napoleon's Frankreich bereitet hatte, fanden Lafitte und alle dem höheren Bürgerstande angehörigen Männer, die sich neuerdings aufgeschwungen hatten, mehr Patriotismus in einem ehrenvollen, unter liberalen Bedingungen mit den Bourbonen geschlossenen Frieden, als in einer Verlängerung der Leiden des Landes durch die Halsstarrigkeit der Anhänger Napoleon's.

Ganz Frankreich fühlte in diesem Augenblicke ebenso, seine Haltung bewies es seit drei Monaten. Bestürzt, aber unbeweglich, sah es Napoleon fallen, wie es ihn von der Insel Elba hatte zurückkommen sehen. Die Nation hatte seit langer Zeit ihre Sache von der der Armee getrennt. Dieser Zwiespalt zwischen der Armee und dem Volke, der sich vom 18. Brümäre herschrieb, liefert allein den Schlüssel zu Allem, was die Geschichtsschreiber der Militärpartei später durch die Verrätherei der Marschälle und durch das sittliche

Verkommen der Nation haben erklären wollen. Sie lügen; Nichts läßt sich durch die Feigheit bei einem Volke erklären, das eben erst die Welt unterjocht hatte und das sich zweimal unterjochen ließ, ohne sich bei dem Wehruf seiner vernichteten Heere und seiner vom Feinde besetzten Hauptstadt zu erheben. Die Nation, bekümmert und gedemüthigt, protestirte durch ihre Regungslosigkeit gegen eine Sache, die sich auf ihrem eigenen Gebiete das Urtheil sprach, die aber nicht mehr die ihrige war, seitdem der Militäraufstand des 18. Brümäre und der kaiserliche Aufruhr am 20. März sie zur Sache eines Mannes und einer Partei gemacht hatten. Die Stadt und das Heer hatten beide ihr eigenes Vaterland.

XVIII.

Die Truppen Blücher's und Wellington's waren in Paris eingerückt, und die Deputirtenkammer glaubte noch über die Verfassung berathschlagen zu müssen: eine kindische Nachahmung des römischen Senats, der die Gallier auf seinen kurulischen Stühlen erwartete. Als die Senatoren den Soldaten des Brennus den Hals darreichten, hatte man bis zur Thüre des letzten Hauses von Rom gekämpft. Die Abgeordnetenkammer hatte weder gekämpft, noch den Kämpfern Waffen geliefert. Sie hatte, unentschieden zwischen der Tyrannei und der Freiheit, Sitzungen und Reden gehalten bis zu dem Augenblicke, wo sich das Schicksal gegen den Mann entschied, den sie weder zu stürzen noch zu halten gewagt hatte. Sie war weder die Kammer des Landes, noch die Kammer Napoleon's. Ein verworrenes und ungleichartiges Gemisch aus allen Halb-

parteien, war sie nur durch eine kleine Zahl von Wählern ernannt worden, um die Ereignisse mehr zu beobachten als zu beherrschen. Sie hatte weder die Nation noch die Armee hinter sich. Ihre Rolle war dem siegreichen Auslande gegenüber kindisch. An den rein militärischen Unterhandlungen in Saint-Cloud hatte sie nicht theilgenommen. Der Geist Frankreichs hatte sich von ihr zurückgezogen. Fouché, der sich ein Paar Tage ihrer bedient hatte, um dem Kaiser seine Diktaturgelüste zu benehmen, war jetzt ihretwegen in Verlegenheit. Er fühlte, daß er nach Beseitigung des Kaiserthums vor den neuen Herren auch schleunig dieses leere Schattenbild einer Volksvertretunng beseitigen müsse.

XIX.

Nach einer Berathung von wenigen Stunden beschloß die Kammer voller Begeisterung eine Erklärung der Grundrechte und eine Erklärung der Grundsätze, die der Rauch der Blücher'schen Geschütze eine Stunde später mit sich fortnehmen sollte. Sie erhob sich wie Ein Mann vor dem abwesenden Feinde, der ihrer nicht achtete, als wollte sie den leeren Raum herausfordern, und schwor vier Schritte vor den Engländern und Preußen, die in den öffentlichen Spaziergängen lagerten, und bei dem Lärm ihrer eigenen Soldaten, die ihre Mauern preisgaben, daß sie für die Unabhängigkeit zu sterben wissen werde. Blücher und Wellington schoben ihren Einzug bis zur Ankunft imposanter Streitkräfte auf, um die Einbildungskraft der Pariser durch die Masse zu betäuben.

Am Vorabend ihres Einzuges begab sich Fouché im Auftrage seiner Kollegen in das Hauptquartier Wellington's nach Neuilly. Er schilderte dem englischen Generalissimus die Lage von Paris und Frankreich mit den düstersten Farben; er übertrieb absichtlich die Kräfte der napoleonischen und der republikanischen Partei; er verkleinerte die Stärke der Royalisten; er bezeichnete die Nation als einen nur scheinbar erloschenen Vulkan, der im Begriff sei, unter dem Throne der Bourbonen und selbst unter den Tritten der Heere Europa's Feuer zu speien und Alles unter seiner Lava zu begraben, wenn ihn nicht eine beim Volke beliebte und an Revolutionen gewöhnte Hand in Schranken zu halten und zugleich im rechten Augenblicke verdampfen zu lassen wisse. Er gab sich selbst damit Lord Wellington deutlich genug als den Mann der Zeit und den Genius der Vermittlung zwischen dem revolutionären Geist und einer zweiten Restauration zu erkennen.

Lord Wellington, durch Fouché's Agenten schon bezaubert und durch Talleyrand selbst, welcher that, als wenn er Fouché ganz laut für unentbehrlich erklärte, zu seinen Gunsten eingenommen, wurde durch diese Unterredung mehr als je überzeugt, daß der König sich hinsichtlich seiner Rückkehr nach Paris und seiner darauf folgenden Regierung in Allem der unvergleichlichen Gewandtheit eines Mannes anvertrauen müsse, der soeben mit einer solchen Ueberlegenheit in der Intrigue und Kühnheit sein Spiel mit den verwickeltsten Ereignissen getrieben hatte. Er sah in diesem Manne den Bändiger der Revolution, den die Revolution selbst zu dieser Rolle herangebildet hatte. Fouché war entzückt über den Eindruck, den er auf den einflußreichsten Mann der Koalition und durch ihn

auf das britische Kabinet, den eigentlichen Schutzherrn Ludwigs XVIII. in diesem Kriege, gemacht hatte. Er bat Wellington, den König, der bereits im Schlosse Arnouville unter den Mauern von St. Denis angekommen war, zu den freisinnigsten Amnestie- und Pacifikationserklärungen zu vermögen. Er schilderte ihm, wie gefährlich es sei, Paris länger den Zufälligkeiten, den Veränderlichkeiten der öffentlichen Meinung, den Bewegungen des Volks oder der Soldateska, den Debatten der Kammer preiszugeben, und beschwor ihn, diesen Unsicherheiten mit einem Schlage ein Ende zu machen, indem er am folgenden Tage keck in Paris einzöge.

Als er Neuilly verließ, fühlte sich Fouché zum Minister des Königs und zum Herrn der Restauration erhoben. Ein vertrauliches Schreiben Talleyrand's meldete ihm, daß der König darein willige, ihn am folgenden Tage, den 6. Juli, heimlich im Schlosse Arnouville, dem Haltepunkt und Hauptquartier Ludwigs XVIII. und seiner Familie, zu empfangen. Um stets mit beiden Parteien auf gutem Fuße zu stehen, ließ Fouché von seinen Kollegen sich ermächtigen, als Präsident der provisorischen Regierung bei dieser Zusammenkunft zu erscheinen, unter dem Vorwande, den König von der Nothwendigkeit nationaler Einrichtungen zu überzeugen und ihm die beruhigendsten Bürgschaften für die Prinzipien und Personen abzuzwacken. Es fiel ihm nicht schwer, Männer zu überzeugen, die bereits durch die Nothwendigkeit überzeugt waren, und denen daran liegen mußte, selbst einen so kompromittirten Vermittler zwischen sich und dem Fürsten zu haben, der bald ihr Gebieter sein würde. Carnot selbst hatte den König im Jahre 1814 gesprochen. Coulaincourt

hatte die Erlaubniß nachgesucht, an seinem Hofe zu erscheinen. Fouché begab sich am 6. nach Arnouville.

XX.

Alles war bereits im Geiste des Königs, in seinem Rathe, an seinem Hofe beschlossen, um Fouché denjenigen Empfang zu bereiten, den ein dankbarer Fürst dem Manne schuldig ist, der ihm sein Volk wiedergibt und den Rückweg zum Throne ebnet. Die Royalisten, die während der hundert Tage der Herrschaft Bonaparte's in Paris geblieben waren, drängten sich schon seit zwei Nächten auf der Straße nach Arnouville. In ihrer Ungeduld, die Rückkehr des Königs zu sichern und die Wiederherstellung der Regierung zu beschleunigen, die sie für immer verloren gegeben, hatten sie alle Antipathien ihrer Geburt, ihrer Gesinnung, sogar ihrer Auswanderung gegen den Prokonsul der Schreckensherrschaft, den Mörder Ludwig's XVI., den Verschwörer vom 20. März, zum Schweigen gebracht. Die Parteien, welche Demjenigen Nichts verzeihen, der ihnen gedient hat, verzeihen Demjenigen Alles, der ihnen dienen wird. Der Vortheil ist für sie die Amnestie aller Verbrechen. Die Royalisten Karl's II. machten aus Monk einen Helden, die Royalisten Ludwig's XVIII. machten aus Fouché einen Monk, der die Revolution, das Volk und Napoleon zugleich beherrschte. „Die Parteien," riefen sie, „gehorchen nur ihren Mitschuldigen. Um zu nützen, hatte er verrathen müssen. Aber wurde der Verrath zu Gunsten einer so heiligen Sache nicht die geheimnißvollste Tugend? Man fühlte sich ergriffen, man verstieg sich bis zum Mystizismus

der Tugend, wenn man von einem Manne sprach, der ein so wundervolles Spiel mit Revolutionen trieb. Die Hofzeitung, die von den mit den Gedanken der Aristokratie und des Hofes am meisten vertrauten Schriftstellern redigirt wurde, die „Débats," demüthigte sich vor dem Schöpfergeiste dieses Mannes und schilderte Fouché als den obersten Lenker der Wechselfälle der Herrschaft. Er hatte am 20. März zu den Freunden des Königs, als er von ihnen Abschied nahm, gesagt: Retten Sie den König, ich nehme es auf mich, die Monarchie zu retten. Er hat mehr gethan, als er versprochen hat: „er hat die Monarchie gerettet und er führt den König zurück."

„Alles wirkte zusammen," schreibt selbst Herr von Chateaubriand, „die Religion wie die Gottlosigkeit, die Tugend wie das Laster, der Royalist wie der Revolutionär, der Fremdling wie der Franzose. Man schrie von allen Seiten, wenn Fouché nicht Minister des Königs sei, so gebe es weder Sicherheit für den König noch Heil für Frankreich; er allein habe eine Hauptschlacht verhütet; er allein könne sein Werk vollenden." Den Bonapartisten sicherte er Verzeihung, den Revolutionären Zugeständnisse, den fremden Mächten die friedliche Besetzung von Paris, den Royalisten den Thron, dem Könige selbst das Leben. Die noch warme Dankbarkeit, die Mitschuld, das Interesse, der Ehrgeiz, die Furcht, alle edeln und unedeln Leidenschaften des menschlichen Herzens verschworen sich in diesem Augenblicke für Fouché. Selbst die Intrigue seiner Nebenbuhler im Ehrgeiz war ohne ihr Wissen für ihn verschworen.

Talleyrand, der Chef des Ministeriums Ludwig's XVIII., der Mann des Kongresses, der Vertraute und

Rathgeber der Mächte, wurde nicht müde, das Genie Fouché's gegen den König, die Generale und die verbündeten Souveräne zu rühmen und im Tone der Ueberlegenheit, die einen Gleichbegabten anerkennt, seine Unentbehrlichkeit im Rathe des Königs einzuräumen. „Ich vermag nichts ohne ihn,“ sagte er; „Fouché ist in diesem Augenblick der Mann der Ereignisse. Ihn verkennen, heißt sich gegen die Evidenz der Verhältnisse auflehnen; er hat Frankreich in der Hand, man muß diese Hand nehmen oder lassen.“

XXI.

So sprach Talleyrand. Warum sprach er so? Und glaubte er, was er sagte? Nein. Er hatte in Fouché noch nie etwas Anderes gesehen, als einen untergeordneten, revolutionären Talleyrand, der aus der Hefe der Faktionen hervorgegangen, mit Blut befleckt und mit jenem Stempel des Königsmords gebrandmarkt war, der ihn für immer unfähig machte, mit den Höfen zu verhandeln und den Völkern im Namen einer Monarchie Ehrfurcht vor den Fürsten zu gebieten. Er beehrte seine niedere und gemeine Intrigue nicht mit dem Namen Politik; er betrachtete von der Höhe seiner Geburt ihn als einen Emporkömmling, er mochte ihn nicht als Seinesgleichen anerkennen, er haßte ihn als seinen Nebenbuhler, er ließ sich nur herab, ihn als Werkzeug zu gebrauchen.

Talleyrand war als revolutionärer Großherr, als Ueberläufer, der lange Zeit Bonaparte den Hof gemacht hatte, als Priester, der sein Priesterthum und seinen Glauben verleugnet hatte, im Jahre 1814 wie

ein Aergerniß des Schicksals am Hofe Ludwig's XVIII. und an der Spitze seines Raths erschienen. Er war mehr durch die Ereignisse aufgenöthigt, als vom Könige, von den Prinzen, den Prinzessinnen, den Höflingen und Europa selbst auf seinen Platz gestellt worden. Scharfblickend, obwohl unempfindlich, fühlte er sehr wohl die drückende Verlegenheit dieser Stellung und fürchtete für die Fortdauer seines Ansehens in der Zukunft. Er war zu einsichtsvoll, um Fouché nach der Waterlooschlacht und während Paris von den französischen Truppen schon geräumt und von fünf Heeren, die zusammen eine Million Menschen zählten, eingeschlossen war, dem Könige für unentbehrlich zu halten. Aber während er den Glauben an Fouché's Unentbehrlichkeit heuchelte und dem Könige täglich erklärte, daß er ohne diesen Kollegen für Nichts bürge, rächte er sich auf eine schlaue Weise an dem Könige, den Prinzessinnen, den Höflingen, den Emigranten. Er nöthigte sie, mit ihren eigenen Händen an ihrem eigenen Hofe einen gräulichen Menschen zu erheben, vor dem die Unziemlichkeit seiner eigenen Erhebung verschwand. Was war in der That Talleyrand, der vom Papste seiner Gelübde entbundene Bischof, der gemäßigte Anhänger der Konstitution und Freund Mirabeau's im Jahre 1790, der Mann, der im Jahre 1793 nach Amerika ausgewandert war, der sich vom Blute rein erhalten hatte, der sich einer hohen Abkunft rühmte, der sich während des Kaiserthums durch Leitung von Unterhandlungen und durch Talente ausgezeichnet hatte, neben dem Prokonsul und Königsmörder Fouché, an dem das Blut des Bruders und Vaters der Prinzen und Prinzessinnen klebte, die ihm ihren Hof und ihr Herz zu öffnen im Begriff waren? Nachdem sie

der Nützlichkeit eines derartigen Menschen ein solches Opfer gebracht hatten, worüber konnten sich die Bourbonen und ihre Freunde beklagen, wenn sie Talleyrand in ihrem Rathe herrschen sahen? Indem er sie selbst befleckte, benahm er ihnen jedes Recht, über seine Gegenwart sich zu entsetzen und ihn in Zukunft zu brandmarken; er verstrickte Ludwig XVIII. in eine tausendmal größere Mitschuld, als seine eigene war; er erniedrigte ihn unter Fouché, und wenn einmal das allgemeine Geschrei gegen das Aergerniß dieses widernatürlichen Ministers losbrach und Fouché verabschiedet wurde, so hatten der König und der Hof seiner eigenen Herrschaft in der Regierung nichts mehr entgegenzusetzen. Die Berührung mit Fouché hatte ihnen das Recht geraubt, über irgend etwas Anderes Scham an den Tag zu legen.

XXII.

Dies waren ohne Zweifel die wahren Gedanken Talleyrand's, als er Fouché zu Arnouville in seinen Armen empfing, um selber seinen Nebenbuhler vor das Angesicht des besiegten Königs zu führen. Ludwig XVIII. mußte einen langen Kampf gekämpft haben, ehe er sich unter diese Schmach des Schicksals beugte. Zwanzig Jahre lang fern vom Palaste seiner Väter zu schmachten, war nur ein Unglück, das er mit vielen Königen theilte; vor dem unwiderstehlichen Zauber eines Eroberers und in Folge des Abfalls seiner eigenen Armee von einem schlecht befestigten Throne zu stürzen, war nur eine Schicksalswendung, die sich bei einer noch wankenden Restauration nicht vermeiden ließ;

aber die vom Blute eines Königs und eines Bruders triefende Hand zu fassen, um wieder auf diesen Thron zu steigen; jene königlichen Verwünschungen und europäischen Seufzer Lügen zu strafen, womit dieser Fürst die Höfe erfüllt hatte; seiner geliebten Nichte, der Tochter Ludwig's XVI. den entsetzlichen Anblick des Mannes aufzuzwingen, der ihren Vater und ihre Mutter der Revolution geopfert hatte! dies war das schlimmste Unglück, was ihn treffen konnte, denn es war die Verleugnung seines Ranges, die Verleugnung seines Blutes. Indem er sich zu Dank verpflichtet erklärte, wurde er in den Augen der Geschichte scheinbar mitschuldig. Wenn er den Königsmörder amnestirte, vollstreckte er nur das Testament seines Bruders Ludwig's XVI.; wenn er ihn in die Reihe seiner Minister, an die Spitze seines Rathes stellte, erklärte er sich zum Vasallen Dessen, was er sein ganzes Leben lang Verbrechen genannt hatte. Selbst der Thron war zu theuer um diesen Preis, wenn eine solche Herabwürdigung des königlichen Charakters nothwendig war, um ihn zu besteigen.

Der König fühlte dies Alles, wenn auch nicht in seiner Seele, doch wenigstens in seinem Königsstolze; allein er glaubte, wenn er nicht schnell wieder nach seiner Krone greife, so könnten die Umtriebe Fouché's, La Fayette's, Sébastiani's, die Verachtung Preußens, die Schwäche des Kaisers Alexander für die revolutionäre Popularität einiger Pariser Salons, und das selbstsüchtige und versteckte Interesse Oestreichs dieselbe Andern aufsetzen. Lord Wellington, Talleyrand, Fouché's zahlreiche Klienten an seinem Hofe, vielleicht Herr von Vitrolles selbst, der gewandte Vermittler zwischen den Royalisten und Arnouville und

zwischen Arnouville und dem Kabinette Fouché's, hatten ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß die Verbündeten, mit Ausnahme Englands, bereit seien, ihn seinem Schicksale zu überlassen und ein anderes Haus zu krönen.

Es läßt sich annehmen, daß selbst der Graf von Artois, den der Einfluß des Herrn von Vitrolles beherrschte, und sein besonderer Hof von Edelleuten und Bischöfen, die unter jeder Bedingung aufs Schleunigste zurückkehren wollten, insgeheim eben so sehr zu dieser mit dem Namen Nothwendigkeit bemäntelten Hofschwäche hinneigten, und daß sie den König nicht ungern unter seiner ausschließlichen Verantwortlichkeit eine erniedrigende Regierungshandlung begehen sahen, die sie später zu brandmarken und zu verdammen gedachten. Den König, der auf den Charakter eines Staatsmannes Anspruch machte, schmerzte ohne Zweifel dieser moralische Zwang, der ihn einem Königsmörder unterwarf; aber in der Schule Macchiavell's erzogen, gab er sich das Ansehn, als verachte er die Bedenklichkeiten des gemeinen Haufens um des Besten seines Throns und seines Volks willen und trotzte mit einem gewissen Stolze seinem eigenen Gefühle. Es hatte den Anschein, als wenn er zu Talleyrand und zu den Staatsmännern, um deren Bewunderung er buhlte, sagen wollte: Ich bin euch ebenbürtig in der Gleichgültigkeit gegen die Mittel; und zu den kleinmüthigen Männern seines Hofes: Ich bin über eure ängstlichen Bedenken erhaben, der Thron hat eine Moral, die ihr nicht kennt. Er vergaß, daß, wenn ein Souverän über persönliche Abneigungen sich erheben muß, keiner sich ungestraft über die Natur erheben kann. Die Natur verbot ihm, durch die Hand Fouché's Frankreich sich

vorstellen und auf den Thron erheben zu lassen. Zwischen dem Minister und dem Könige war Blut.

Die Herzogin von Angoulême fühlte dies lebhaft. Sie warf sich mehrmals ihrem Oheim zu Füßen und beschwor ihn, ihr diesen Kummer und diese Schmach zu ersparen. Sie erklärte, daß keine menschliche Rücksicht, nicht einmal der Gehorsam gegen den König, sie zwingen werde, im Palaste einem der Mörder ihres Vaters zu begegnen. Sie benetzte die Hände des Königs mit ihren Thränen. Er war zärtlich, bewegt, liebevoll, aber unbeugsam. „Meine Tochter," sagte er zu ihr, „die Politik hat andere Gesetze als die Natur; Sie müssen weinen, ich muß meine Völker retten und für Sie meinen Thron bewahren; nicht der König von Frankreich ist es, der sich vergißt, der Königsmörder ist es, der sich vor dem Rechte der Krone demüthigt, und der König ist es, der große Fehltritte vergibt, die durch große Dienste gesühnt werden." Die Prinzessin mußte ihre Demüthigung und ihren Schmerz verschlucken, doch sie blieb am Hofe ihres Oheims. Es wäre vielleicht kindlicher und würdiger von ihr gewesen, wenn sie durch ihre Entfernung gegen einen Zwang protestirt hätte, den kein ehrsüchtiges Streben nach dem Throne dem Herzen einer Tochter auferlegen konnte.

XXIII.

Fouché kam mit Talleyrand nach Arnouville. Der König erwartete ihn. Als jedoch der Fürst von Poix, aus dem Hause Noailles, und der Hauptmann seiner Leibgarde ihm meldeten, daß der Minister an

der Thüre seines Kabinets auf die ihm bewilligte Audienz warte, gerieth der König in Verwirrung und erblaßte. Der Schatten seines Bruders stellte sich in seinem Geiste einen Augenblick zwischen ihn und den Mörder Ludwig's XVI. Bald aber gewann er seine Majestät und Ruhe wieder, verabschiedete den Fürsten von Poix und ließ nur die beiden Staatsmänner in sein Kabinet treten. Diese geheime Zusammenkunft, diese Konferenz zwischen drei Männern, die drei so verschiedene Epochen, das alte Regime, die Revolution und das Kaiserthum vorstellten, und die ein dreifacher Ehrgeiz zur Aussöhnung zusammenführte, hatte keine andern Zeugen, als die handelnden Personen selbst. Ludwig XVIII., redselig wie das Alter, theilte später die Einzelnheiten derselben einer vertrauten Person mit.

Talleyrand stellte Fouché vor. Der König und der Königsmörder sahen sich lange Zeit an, ohne zu sprechen; der König, indem er seinem Blick die Majestät und Autorität eines Ueberlegenen verlieh, der es zugibt, daß man ihm Dienste leistet; Fouché, indem er die Aengstlichkeit und Verlegenheit eines Schuldigen zeigte, der es zufrieden ist, daß man ihm Verzeihung angedeihen läßt, der aber fühlt, daß seine Dienste die Verzeihung mehr erzwingen als erflehen. Talleyrand verbarg unter seiner unbeweglichen Miene die geheime Freude, die er darüber empfand, daß er seinen Herrn demüthigen und seinen Nebenbuhler in Schutz nehmen konnte. Er beherrschte in diesem Augenblick Beide.

Er kam Beiden zu Hülfe, indem er das Ceremoniel verkürzte und die Erinnerungen und Erklärungen abschnitt. Er sagte zu dem Könige, daß er in Fouché den unentbehrlichen und diensteifrigen Mann ihm vorstelle, der die Ereignisse, denen Frankreich seinen König

verdanke, am meisten gefördert habe und der Einzige sei, der unter so schwierigen Verhältnissen den Rath der Krone erleuchten und die Pläne seiner Feinde vereiteln könne. Fouché, der eine Aufregung fühlte und heuchelte, die ihm alle Geistesgegenwart und Sammlung vor der königlichen Majestät raubte, verneigte sich und stammelte einige verlegene Worte von Dankbarkeit und Ergebenheit gegen den Fürsten und die Monarchie, die wieder das einzige Heil Frankreichs und die einzige Pflicht jedes Franzosen geworden.

„Ich schätze, mein Herr," sagte Ludwig XVIII. mit der Majestät des Ranges, die sich vor dem Verdienste beugt, „ich schätze die Dienste sehr hoch, die Sie in der letzten Zeit mir und meiner Sache geleistet haben, ich habe eine hohe Meinung von den Diensten, die Sie mehr als je in dem Ministerium der Polizei, welches sie bekleiden, leisten können, und ich habe Sie in meinen Gedanken für diesen Posten, einen der wichtigsten meiner Regierung, im Voraus bestimmt. Geben Sie mir Ideen über die besten Mittel an, die meinem Volke den Frieden geben, meinen Thron befestigen und die verirrten Gemüther zu der legitimen Monarchie, der einzigen Bürgschaft für die Sicherheit, Unabhängigkeit und Freiheit meiner Unterthanen, zurückführen können."

Fouché, der noch nicht ganz seine Fassung wieder gewonnen hatte, verneigte sich zum Zeichen der Dankbarkeit und der Annahme des königlichen Vertrauens und entwarf ein düsteres, aber übertriebenes Gemälde von der Erbitterung der Parteien, den Hülfsquellen des Bonapartismus, den nur halb eingeschläferten Aufregungen des revolutionären Geistes und sprach ihm von der Rolle Heinrich's IV., der sein Volk nur da-

durch gewonnen, daß er sich für die zu seiner Zeit herrschenden Ideen habe gewinnen lassen, und weniger der König seiner Freunde, als der König seiner Feinde geworden sei. Er bestand darauf, daß es durchaus nothwendig sei, die Vergangenheit zwischen Frankreich und den Bourbonen durch eine so vollständige und wirkliche Amnestie auszulöschen, daß sie weniger der Verzeihung, als der Vergessenheit gleiche.

„Es ist nöthig, daß Jedermann unter der Regierung des Königs nicht nur wegen dessen, was er während der verschiedenen Revolutionen gethan, die das Interregnum Ihres Hauses ausgefüllt haben, wegen der Nationalgüter, die er angekauft, wegen der Grade, der Aemter, der Würden und Titel, die er besitzt, sondern auch wegen der Beibehaltung dieser Auszeichnungen und Aemter ruhig sein dürfe, damit er glauben könne, die Dienste, die er den aufeinander folgenden Regierungen Frankreichs geleistet, seien dem Könige geleistet worden. Mit einem Worte, es ist nöthig, daß Eure Majestät Frankreich adoptire, wenn Sie wollen, daß Frankreich Ihr Haus unwiderruflich adoptire. Die unvergleichliche Weisheit Ihres Hauses," setzte er hinzu, „hat es zu allen Zeiten über die Vorurtheile, die Schwächen, die Rachegefühle seiner eigenen Partei erhoben. Europa und die Nation wissen, daß der Mann, dem die Vorsehung den Thron zurückgibt, weniger ein König, denn ein großer Staatsmann ist; die ganze Welt wird in Eurer Majestät den Genius der Versöhnung der Interessen und der Wiederherstellung der Throne sehen; es ist nothwendig, daß Eure Majestät Ihre Weisheit denjenigen aufnöthigen, die Sie umgeben und die Krone auf's Neue zu Grunde richten würden, wenn man sie ihrer geringen Einsicht

und ihren kleinlichen Leidenschaften überließe. Die Zeit will Zugeständnisse, Paris wird nur um diesen Preis ruhig werden. In diese Hauptstadt einziehen ist leicht, aber schwer, darin zu bleiben. Der Augenblick ist da, diese Zugeständnisse zu machen, später werden sie vielleicht durch die Ungeduld und Aufregung der öffentlichen Meinung entrissen scheinen; heute wird Frankreich erkenntlich, morgen wird es anmaßend und undankbar sein. Man muß die Thatsachen als Rechte gelten lassen und sich hüten, den Kammern und der öffentlichen Meinung die Bürgschaften für die Sicherheit und Würde zu verweigern, die sie in ihrer Erklärung als die Bedingungen ihrer Kapitulation bezeichnen, ohne deren Annahme Ehre und Grundsätze ihnen die Unterwerfung verbieten."

XXIV.

Talleyrand schien durch sein Schweigen und seine Gebehrden allen Rathschlägen Fouché's beizustimmen. Der König sprach sich in gemessener und zurückhaltender Weise aus. Stolz auf die hohe Meinung, welche selbst die Revolution in der Person Fouché's von seiner Mäßigung und Weisheit hatte, hörte er ihn nichts desto weniger mit einem unter scheinbarer Anerkennung verhülltem Mißtrauen an. Er wollte zwar den Bonapartismus ruhig im Besitze des Ministeriums, der Regierung und der Kammern lassen, aber er wollte keinen Vergleich mit ihm eingehen. Der Entschluß, den allgemeinen Interessen der Revolution und den neuen Meinungen, welche die Mehrheit im Lande

hatten, Alles zu gewähren, drang sich mit Gewalt und aus vernünftigen Gründen seinen Ideen auf; aber sich der Armee, den Beamten Napoleon's, den Verschwörern vom 20. März und den von Napoleon oder unter seinem Einflusse ernannten beiden Kammern in die Hände geben, hieß in den Augen des Königs abdanken.

Er verhehlte seinem neuen Minister nicht, daß er die wirklichen Bedürfnisse der Nationalmeinung nie mit dem Ehrgeiz und der Anmaßung der bonapartistischen Partei verwechseln werde, und daß man die Lage der Regierung, der Armee und der Kammern von den Verlegenheiten des 20. März befreien müsse. Fouché übernahm diese Aufgabe. Er war zu weit gegangen, um wieder zurücktreten zu können; nach dem, was er für den König gethan hatte, konnte er noch Rath ertheilen, aber Nichts mehr ablehnen.

Talleyrand schlug dem Könige in Gegenwart des neuen Polizeiministers mit ehrfürchtiger Unterwerfung unter sein Urtheil die Mitglieder des neuen Ministeriums vor, das wegen der Entlassung des Herrn von Blacas und des Uebergangs vom Exil zum Throne nothwendig neu gebildet werden mußte. Talleyrand behielt das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, die Leitung Europa's und die Ueberlieferungen des Wiener Kongresses; Fouché blieben neben dem Ministerium der Polizei sämmtliche Hebel der öffentlichen Meinung und der hohen Politik im Innern; der Baron Louis bekam die Finanzen; Herr von Jaucourt, der gleichfalls Talleyrand ergeben war, das Seewesen.

Pasquier, früher Mitglied des Pariser Parlaments und Polizeipräfekt unter dem Kaiser, aber rein von

jedem Verrathe und Abfall bei der Rückkehr Napoleon's, wurde Justizminister.

Der Marschall Gouvion=Saint=Cyr, einer der tüchtigsten Generale Napoleon's, der wie Macdonald dem Eide treu geblieben war, dem er dem Könige geschworen hatte, erhielt das Kriegsministerium.

Der König und Talleyrand behielten mit Fouché's Billigung das Ministerium des königlichen Hauses Herrn von Richelieu, dem Adjutanten und Freunde des Kaisers von Rußland, vor, um dem russischen Hofe ein Unterpfand zu geben.

Molé, der vom Kaiserthum zu den Bourbonen, von den Bourbonen zum Kaiserthum übergegangen war und sich bereit erklärte, vom Kaiserthum wieder zu den Bourbonen überzugehen, wurde von Fouché für ein Ministerium vorgeschlagen. Der König bestimmte ihn aus Rücksicht für seinen monarchischen Namen, seine vielversprechende Jugend, seine zum Staatsdienst und zur Zierde aller Gewalten geeigneten Talente für die Leitung der öffentlichen Arbeiten.

Ein anderer Adjutant des Kaisers von Rußland, Pozzo di Borgo, ein Mann, der in einer konstitutionellen Regierung, wo das Wort nothwendig ist, Alles zu verstehen, Alles zu leiten, Alles zu sagen wußte, wurde insgeheim für das Ministerium des Innern erkoren. Pozzo di Borgo hatte den König während seiner Verbannung in Gent nicht verlassen. Er vertrat bei ihm die Freundschaft des Kaisers Alexander. Entschlossen, mit einem so wichtigen und von so großem Vertrauen zeugenden Amte wieder in den Dienst Frankreichs, seines Vaterlands, zu treten, wollte er nichts desto weniger die Ankunft seines Souveräns, des Kaisers von Ruß=

land, und seine Ermächtigung zur Annahme des Vertrauens Ludwigs XVIII. abwarten.

Bis Pozzo di Borgo sich entschieden hätte, sollte Pasquier, der sich wegen seines Benehmens wie seiner Fügsamkeit gegen die Umstände zu Allem eignete, das Ministerium des Innern leiten.

Ein bisher unbekannter junger Mann, dessen glänzende Laufbahn an diesem Tage sich öffnete, Decazes, wurde zum Polizeipräfekten ernannt; die muthige Entschlossenheit, die er, dem Beispiele Lainé's folgend, während der hundert Tage in Paris und in Bordeaux bewiesen, hatte ihn dem Könige und dem Konseil für diesen Vorposten der Regierung empfohlen. Fouché, dessen Autorität in dieser seiner Oberleitung untergebenen Verwaltung kein anderer Royalist von Bedeutung sich unterwerfen wollte, billigte seine Ernennung.

Es ward beschlossen, daß dieses Ministerium noch denselben Abend insgeheim in Paris sich versammeln sollte, um alle Anstalten für den folgenden Tag zu dem unerwarteten Einzuge des Königs zu treffen.

XXV.

Nach dieser Unterredung im Kabinette des Königs, die zwei Stunden dauerte, und nachdem man die ministeriellen Angelegenheiten geordnet hatte, durchschritt Fouché, stets von Talleyrand geführt, die mit den alten und neuen Höflingen Ludwigs XVIII. angefüllten Gemächer des Schlosses Arnouville. Hier wurde er von Einigen mit Abscheu, von Mehreren mit zuvorkommendem Eifer, von Allen mit Erstaunen empfangen. Er gewann seine Heiterkeit und Sicherheit wieder.

„Herzog von Otranto," sagte Talleyrand vor einigen der höchsten Kronbeamten lächelnd zu ihm, „Sie kennen nicht den Zauber eines legitimen und durch seinen Geist seinem Throne gewachsenen Königs; gestehen Sie, daß Sie von ihm ergriffen waren." Fouché fühlte zu sehr die Nothwendigkeit, dem Fürsten und seinem Hofe durch seine Verwirrung zu schmeicheln, um es nicht einzuräumen. Er trug als Preis so vieler Ränke und so großer Kühnheit eine Gewalt davon, durch die er den Freunden und zugleich den Feinden der Bourbonen imponiren wollte. Er sah, ohne der Rolle eines Ministers und Schiedsrichters aller Parteien untreu zu werden, drei Monarchien unter seinem Schutze zurückkehren, vorübergehen und wiederkommen. Er hatte einer Restauration den Laufpaß gegeben, ein Kaiserthum gegängelt und geleitet, eine zweite Restauration zurückgerufen. Er wollte seine Kollegen wie Untergebene und die Kammern als abgenutzte Werkzeuge bei Seite schieben. Durch die Taktik und das Gleichgewicht der Parteien hatte er das Genie und das Mißtrauen Napoleon's gebändigt. Er hatte so eben den König des alten Regimes genöthigt, sein Schicksal einem Prokonsul des Konvents und einem Minister Bonaparte's in die Hände zu legen. Er spielte mit drei oder vier Geschicken, allen überlegen durch die Verachtung, die er gegen sie hegte. Er beurtheilte diese Verhältnisse nur nach den Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, um ihnen Trotz zu bieten und sie zu beherrschen. Ohne Zweifel fühlte er die geheime Niederträchtigkeit, die darin lag; allein in diesen Niederträchtigkeiten sah er so viel Kühnheit und so viel Ueberlegenheit über den gemeinen Haufen, daß er die Mittel pries, indem er den Zweck erreichte,

und daß er sich für größer hielt, als die Menschen und die Parteien, weil er die Parteien und die Menschen getäuscht hatte.

Unter dem Schleier der Nacht kehrten sie nach Paris zurück.

XXVI.

Indessen gab es einen Mann unter den vertrauten Genossen der Verbannung Ludwigs XVIII. und unter den bereits verabschiedeten Rathgebern von Arnouville, der in dieser Zusammenkunft und in diesem Bunde des Königs mit Fouché die nahe Herabwürdigung des Königthums voraussah. Dieser Mann war Chateaubriand. Von der Poesie, welche die Intelligenz und das Gefühl adelt, empfing er fast allein die Offenbarung der Ehre; das Genie zeigte ihm in der Ferne das Urtheil der Nachwelt über diese Entwürdigung der Krone.

Kaum hatte er erfahren, daß Fouché durch Talleyrand vor Kurzem Ludwig XVIII. vorgestellt und von demselben empfangen worden sei, und daß er seine geheime Ernennung zum Polizeiminister durchgesetzt habe, als er an der Thüre des königlichen Kabinets erschien und dringend Einlaß begehrte. Der König, der diesen Schriftsteller nicht leiden konnte und seine Gegenwart scheute, weil er fürchtete, über das so eben gegebene Wort vor ihm zu erröthen, weigerte sich lange, ihn zu empfangen. Doch die zudringliche Beharrlichkeit Chateaubriand's, seine Eigenschaft als Mitglied des königlichen Raths, seine Treue, seine freiwillige Verbannung und seine in Gent geleisteten

Dienste zwangen den König zu den äußersten Rücksichten gegen diesen berühmten Diener, und er öffnete ihm endlich sein Gemach.

Chateaubriand sagte ihm mit allen Zeichen ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit an seine Person und sein Haus, was er so eben gehört hatte und was er nicht glauben konnte. Er beschwor ihn bei den Manen seines Bruders, bei der Ehre seines Hauses, bei der Sorge für sein Andenken, die Geschichte seiner Regierung vor einem Zugeständnisse zu bewahren, das seine Feinde eine Schmach nennen würden. Er stellte ihm die Bestürzung der Royalisten vor, wenn sie erführen, daß der Richter, der Ludwig XVI. zum Schaffot verurtheilt habe, in den Rathsversammlungen und in den Palästen seines Opfers dem Könige, einem Bruder Ludwigs XVI., gegenübersitze. Er erschloß ihm das Herz der Herzogin von Angoulême, damit er den Schrei der Entrüstung und des Schmerzes vernehme, den die Ehrfurcht zweifelsohne in seiner Gegenwart darin erstickte, der aber vor dem Schatten ihres Vaters und vor Gott sich Luft machte. Alles was er erlangte, war ein unempfindliches Schweigen und Zeichen eines unerschütterlichen Entschlusses in den Zügen und Gebehrden des Königs.

„Das ist nothwendig, mein Herr," sagte der Fürst streng; „kein guter Franzose kann so anmaßend sein die Nothwendigkeit und den durch die Pflicht gegen sein Volk überwundenen Schmerz tiefer fühlen zu wollen, als der König!" — „Ach!" rief Chateaubriand, „wenn wirklich der Thron selbst der Preis eines solchen Opfers wäre, so würde es vor Allem einem so erleuchteten und so edeln Fürsten, wie Sie sind, geziemen, der Tugend einen Thron zu opfern!" Er wollte

noch weiter sprechen; aber der König, von Unwillen über die unzeitige Störung getrieben und gleich sehr in Verlegenheit, wie er ihn zurechtweisen sollte, wies ihm mit der Hand die Thüre und rief: „Gehn Sie, mein Herr!" Chateaubriand verneigte sich schmerzerfüllt und ging mit einem Wehe im Herzen, das nie wieder gestillt wurde.

XXVII.

Nach Paris zurückgekehrt, setzte Fouché in einer Abendsitzung mit seinen neuen Amtsgenossen die geheimen Maßregeln fest, welche während der Nacht für die Rückkehr des Königs am folgenden Tage getroffen werden sollten. Paris war in großer Aufregung, wie bei den Herannahen einer Entwickelung, die über das Loos Aller entscheidet. Die Vorstädte waren mit Volkshaufen angefüllt, welche die nach Arnouville gehenden Royalisten beschimpften und die Hauptstadt einem durch Truppen, die gegen ihre Brüder gekämpft hätten, zurückgeführten Könige zu verschließen drohten. Man pflanzte die weiße Fahne auf, man riß sie herab und beschimpfte sie. Banden, die sich in die Straßen zerstreuten, forderten den Kopf der Verräther. Die Nationalgarde, geduldig aber nicht eben zahlreich, hielt diese Aufregungen mit Mühe in Schranken.

Die Kammern schworen, auf ihrem Posten zu sterben, wenn die königlichen Proklamationen nicht die Bürgschaften enthielten, welche Fouché täglich versprach, um sie einzuschläfern. Der Regierungsrath fühlte die Unmöglichkeit, Widerstand zu leisten und der Schmach zu weichen; er sympathisirte scheinbar mit diesen For-

derungen der kriegerischen Bevölkerung und der Kammern und überließ Fouché alle Gefahren, alle Verantwortlichkeit und alle Schuld der Entwickelung. Er übernahm sie mit einer Unerschrockenheit, einer Doppelmiene und einer Zuversicht, die einer bessern Sache und eines erhabenern Charakters würdig gewesen wären. Er ließ sie seufzen und murren, um die Glorie ihrer Lage zu retten. Er wußte, daß sie wollten getäuscht und durch die Macht der Ereignisse zu einer Abdankung gezwungen erscheinen die ihnen weniger demüthigend vorkam, wenn sie dieselbe dem Verrath und der Gewalt schuldgeben konnten. Er diente ihnen, wie sie bedient sein wollten.

Die Rolle Carnot's und seiner Amtsbrüder war an dem Tage ausgespielt, wo sie ihre Sache an die Sache Napoleon's geknüpft hatten. Mit ihm bei Waterloo geschlagen, ein zweites Mal durch seine gezwungene Abdankung in Paris besiegt, waren sie nur noch Parlamentäre zwischen zwei Revolutionen, die sich bei ihrem Zusammentreffen auflösen sollten. Sie gaben sich das Ansehen, als verließen sie sich auf Fouché, als erwarteten sie von ihm, daß er Bedingungen für die Freiheit auswirken, oder Bürgschaften und eine Amnestie dem Kaiserthum gewährleisten werde. In Wirklichkeit hofften sie Nichts, als um jeden Preis von einer Bürde befreit zu werden, die auf ihnen lastete. Sie hätten bei mehr Entschlossenheit der Armee an die Loire folgen oder eine Schlacht bei Paris versuchen können: sie hatten weder das Eine, noch das Andere gethan. Die numerische Schwäche der Armee hatte ihnen den Krieg mit den fremden Mächten verboten, der Patriotismus und die Ueberzeugung verboten ihnen den Bürgerkrieg. Sie konnten nur zwischen zwei Parteien in den Hän-

den eines Kollegen sterben, der verderbter, aber entschlossener und gewandter war als sie.

XXVIII.

Gedrängt, ihnen den Abschied zu geben, um den Tuilerienpalast Ludwig XVIII. überantworten zu können, ließ Fouché sie am Morgen des 9. Juli zusammenkommen. Er erzählte ihnen von seinen Konferenzen mit Lord Wellington und mit Ludwig XVIII. Er versicherte, daß er von jenem alle Zugeständisse und Bürgschaften erlangt habe, für welche Regierung und Kammern äußerlich so viel Interesse an den Tag legten. Darunter verstand er die Amnestie und die freisinnigen Staatseinrichtungen; denn es handelte sich schon nicht mehr um die Person Napoleon's. Ein neuer Fürst verwickelt seine Nachkommenschaft in seinen Sturz; nur die alten Herrschergeschlechter haben Wurzeln und Sprößlinge nach ihrem Falle.

Während Fouché mit dieser scheinbaren Unbefangenheit und Sicherheit zu seinen Amtsgenossen sprach, als wollte er sie auffordern, der Staatsgeschäfte sich endlich zu begeben und sich zurückzuziehen, ließ der General Blücher, der am Abend zuvor zwischen ihm, Fouché und Wellington getroffenen Verabredung gemäß, den Garten und den Palast der Tuilerien ohne Widerstand durch seine Truppen besetzen. Die Mitglieder der Regierung protestirten vergeblich gegen diese Verletzung des Artikels der Kapitulation, der das Innere der Stadt, die Paläste und Denkmäler der Nationalgarde anvertraute. Der preußische General antwortete, er kenne nur die Befehle seines Vorgesetzten.

„Gut!“ sagte Fouché mit wirklichem oder erheucheltem Zorn, „so ziehen wir uns zurück, melden aber in einer letzten Botschaft den Kammern, welche Gewalt uns angethan worden;“ und er schrieb:

„Herr Präsident!

„Bis jetzt mußten wir glauben, die verbündeten Souveräne stimmten nicht überein hinsichtlich der Wahl des Fürsten, der über Frankreich herrschen soll. Unsere Bevollmächtigten haben uns bei ihrer Rückkehr dasselbe versichert. Indessen haben die Minister und Generale der verbündeten Mächte gestern in den Konferenzen, die sie mit nns gehabt, die Erklärung abgegeben, daß sämmtliche Souveräne sich verpflichtet haben, Ludwig XVIII. wieder auf den Thron zu setzen, und daß er diesen Abend oder morgen seinen Einzug in die Hauptstadt halten soll.

„Die fremden Truppen haben so eben die Tuilerien besetzt, wo die Regierung tagt.

„Bei diesem Stande der Dinge können wir nur noch unsere Wünsche für das Vaterland darbringen, und da unsere Berathungen nicht mehr frei sind, so glauben wir uns trennen zu müssen.

„Paris, den 7. Juli 1815.

„Unterzeichnet: **Fouché, Carnot, Coulaincourt, Quinette, Grenier.**“

XXIX.

So zogen sich ohne Murren vor einer scheinbaren Gewaltthat, die sie weder zu verhüten, noch zu fliehn, noch zurückzuweisen gewußt hatten, und auf den Rath

eines ihres Kollegen, der in diesem Augenblicke bereits Minister einer neuen Regierung war, Männer zurück, die genöthigt worden waren die Rolle von Betrogenen zu spielen, obwohl sie die Manöver Fouché's vollkommen kannten, um den Verdacht der Feigheit oder des Verraths von sich abzuwenden. Noch nie hatte eine Regierung von Frankreich ihre Laufbahn so schmachvoll beschlossen. Und doch war es weder persönlicher Muth, noch Vaterlandsliebe, noch Ehrgefühl, was diesen Männern fehlte; aber mit Ausnahme Quinette's und Greniers aus den Reihen der Männer gewählt, die dem 20. März fremd waren, befanden sich die drei Uebrigen als Mitglieder einer Regierung, welche geschaffen war, um Napoleon den Laufpaß zu geben und ihn zu ersetzen, in einer so falschen Stellung, daß ihren Handlungen bei ihrem Rücktritte von der Gewalt alle Würde und Konsequenz abgehen mußte. Coulaincourt, ein Geschöpf und Unterhändler Napoleon's, und Carnot, der in Folge einer durch seine Freunde erklärten, der Geschichte unerklärlichen Inkonsequenz, aus Patriotismus ein Ministerium und einen Hoftitel neben seinem republikanischen Namen angenommen hatte, waren aus dem geheimen Rathe Napoleon's im Elysée hervorgegangen, um im Namen der Kammern ihn zu überwachen, zu täuschen und zu ächten. Hatten sie diese widernatürliche Rolle einmal übernommen, so konnten sie nur noch die Spielbälle der Ereignisse und die Träger der hohlen offiziellen Namen sein, mit denen Fouché seine Politik maskirte.

Zu erleuchtet, um nicht so gut wie er einzusehen, daß es eine reine Unmöglichkeit war, in Paris mit einer Handvoll Soldaten den Heeren Europas Widerstand zu leisten, aber zu redlich, um die Ueberreste der

bonapartistischen Partei, die sie in der Regierung vertraten, selbst zu verrathen, gestatteten sie den Verrath und schauten ihm zu.

Als er vollbracht war, unterzeichneten sie mit eigener Hand ihre Täuschung und Demüthigung in diesem Akte. Sie hatten ihre Rollen für die Republikaner, für die treuen Freunde Napoleon's, für die Anhänger Napoleon's II., für die Konstitutionellen, deren Garantien sie preisgaben, für die ganze Welt ausgespielt. Es blieb ihnen nur noch übrig, vom Schauplatze gänzlich zu verschwinden.

Ihr letztes Auftreten glich einer Lustspielszene: die Triumvirn der Republik, des Kaiserreichs und Napoleon's II. aufgelöst und entlassen von Figaro. Die Geschichte hat Phasen, bei deren Schilderung Tacitus die Feder an Terenz, an Molière, an Beaumarchais abtreten muß.

XXX.

Cambcérès, Bonapartist wider Willen während der hundert Tage, ein Günstling, der über seine Gunst erschrak und nach der Dunkelheit seufzte, wie ein Anderer nach den Hauptrollen sich sehnt, um seine Schüchternheit und sein Glück in ihrem Schatten zu bergen, führte den Vorsitz in der Pairskammer, als ihr die Botschaft der Regierung überbracht wurde. Er las sie im Tone der Ergebung seinen Kollegen vor. Man nahm sie mit Stillschweigen auf; der Saal wurde leer,

da die Senatoren ihn verließen, die schon so manche Regierung zu Grabe geleitet und sich gewöhnt hatten, der aufgehenden Sonne jeder Gunst und Augendienerei sich zuerst zuzuwenden.

In der Abgeordnetenkammer protestirten die Bonapartisten, die Republikaner und Diejenigen, die unter Fouché's Leitung eine zuwartende und hoffende Haltung zur Schau trugen, durch einiges Murren und ein Paar leere Ausrufungen gegen die ihrem Mandate widerfahrene Gewalt. Manuel unterbrach die spekulative Besprechung der Konstitution, um die Kammer zu versichern, daß selber die fremden Heere, aus Scheu vor der Heiligkeit der Nationalvertretung, ihre Berathung bei dem Lärme der Waffen feierlich würden fortdauern lassen, und daß sie, im Falle die Gewalt Eingriffe in ihre Funktionen wagen sollte, wie Mirabeau einst in der konstituirenden Versammlung sprechen würden: „Wir sind hier durch den Willen des Volks; wir werden nur vor der Gewalt der Bayonnette von hinnen weichen!"

Als jedoch Fouché Abends in der Zusammenkunft der Minister bei Herrn von Talleyrand von der Verlegenheit sprach, in die er sich durch die Aufgabe versetzt sehe, die Abgeordnetenkammer, deren Gegenwart Regierung gegen Regierung zu stellen drohe, ohne Anwendung der fremden Bayonnette und mit Vermeidung jener blutigen Auftritte zu verabschieden, die durch Worte sich rächen, deren Wiederhall in der Geschichte eine gefährliche Protestation gegen eine Regierung bildet, trat Decazes, von seinem Royalismus und seinem Eifer gedrängt, zu ihm hin und sagte mit Zuversicht:

„Ich werde Sie, wenn Sie wollen, von der Versammlung befreien; Sie brauchen mir nur den nöthi-

gen Befehl zu geben, ich stehe für Alles." Außer sich vor Entzücken schrieb Fouché augenblicklich den Befehl auf dem Tische des Herrn von Talleyrand nieder und reichte ihn Decazes, indem er ihm zu seinem Selbstvertrauen Glück wünschte.

Der junge Mann ging, ließ einige vertraute Nationalgardisten zu sich kommen, deren Royalismus ihm bekannt war, gab ihnen den Auftrag, während der Nacht die Nationalgardisten der Legion, deren sie sicher seien, um sich zu sammeln, vor Tagesanbruch des Kammergebäudes sich zu bemächtigen und den Abgeordneten im Namen der königlichen Regierung die Thüren zu verschließen. Dieser Befehl wurde mit dem Eifer vollstreckt, den die öffentliche Meinung und der nahe Triumph einer im Entstehen begriffenen Regierung in Frankreich stets ihren Anhängern einflößen. Als die Abgeordneten am andern Tage in der Frühe an den Thoren des Palastes erschienen, fanden sie dieselben verschlossen und abgesperrt. Sie zogen sich mit einem Murren zurück, das bei den Einen der Form, bei den Andern der Ehre, bei einer kleinen Anzahl der Freiheit galt. Das Volk, das weder Napoleon, noch die Republik, noch das Vaterland, sondern nur einige hohle Schönredner in ihnen erblickte, die mitten unter stürzenden Trümmern noch auf Kammergeschwätz versessen waren, während die feindlichen Heere die Hauptstadt besetzt hielten, beantwortete ihr Murren nur mit Gleichgültigkeit.

XXXI.

La Fayette war seinem Namen und seiner Vergangenheit eine mehr persönliche und Aufsehen erregende Protestation schuldig. Er machte den Versuch hierzu, indem er vor den Pallisaden mit ausgestreckten Armen eine Rede an das Volk hielt. Das Volk, das ihn nicht mehr kannte, war so taub gegen seine Stimme, wie die Thore. Alles hatte sich während dieser kurzen Bewerbung um eine große Rolle, die er wieder übernehmen zu müssen glaubte, vor ihm verschlossen. Nachdem er Napoleon verabscheut, die Rückkehr der Bourbonen im Jahre 1814 als einer der Ersten willkommen geheißen und den Grafen von Artois in den Tuilerien begrüßt hatte, buhlte er am 20. März um einen Platz in der Abgeordnetenkammer. Argwöhnisch gegen Napoleon, während er ihn nach dem 20. März Scepter und Schwert ergreifen ließ, erbitterte er die Versammlung gegen den Diktator und erspähete den Augenblick seiner Schwäche, um ihn stürzen zu helfen. Waterloo bot ihm die Gelegenheit dazu; er ergriff sie mit einer Bitterkeit des Hasses, die vielleicht zu wenig Achtung gegen das Unglück verrieth. Nach der Abdankung in der Hoffnung betrogen, die neue Regierung zu leiten und Richter zu werden zwischen einer Restauration und der Freiheit, sah er sich auch bei dem Versuche getäuscht, im Namen der Kammer mit den Souveränen zu unterhandeln. Bei seiner Rückkehr nach Paris behauptete er, daß er und Sébastiani bei den Verbündeten die freie Wahl eines beliebigen Fürsten für Frankreich ausgewirkt hätten. Er träumte sich, wie man sagte, den Herzog von Orléans als eine

weitere Abweichung vom monarchischen Prinzip, das er sein ganzes Leben zu schwächen versucht hatte, ohne den Freimuth und die Energie zu besitzen, es gänzlich unterdrücken zu wollen; die Verbündeten verleugneten auch diese angeblichen Unterhandlungen, indem sie die Kammern sprengten und die Bourbonen einmüthig wieder in die Tuilerien einführten. Da La Fayette kein Echo im Volke gefunden hatte, so trat er still in die Menge zurück und war am Abend ein unbekannter und unbemerkter Zuschauer bei der Vertreibung einer Nationalvertretung, die er aufgeregt, und bei dem Untergang einer Sache, der er die Waffen genommen hatte, indem er sie Napoleon nahm.

Fouché allein triumphirte über alle diese Menschen, von denen die Einen an ihrer Verschwörung, die Andern an ihrem Fanatismus, Diese an ihrem Ehrgeiz, Jene an ihrer Inkonsequenz, Alle aber an ihrer Unfähigkeit zu Grunde gegangen waren. Es blieb ihnen nur noch ein Murren. Fouché bot ihm Trotz; denn da er kein Gewissen hatte, so wurde er auch nicht von Gewissensbissen geplagt.

Als Carnot erfuhr, daß er Polizeiminister Ludwigs XVIII. sei und Verbannungslisten selbst gegen seine Mitschuldigen und seine Kollegen anfertigen solle, machte er ihm seine Aufwartung, warf einen Blick auf ihn, worin sich die Verachtung einer ehrlichen Seele gegen den Erfolg der politischen Schurkerei malte und sagte zu ihm, indem er Gebrauch machte von jener rauhen, dem Alterthum und der Revolution entlehnten Gewohnheit, sich zu dutzen, welche diese beiden Republikaner im Konvent angenommen hatten: „Wohin soll ich gehen, Verräther?“ — „Wohin Du willst, Dummkopf,“ antwortete

Fouché. Es schien, als achtete oder verachtete er Carnot zu sehr, um ihn zu ächten.

Dieses Zwiegespräch, mag es ächt oder falsch sein, verbleibt der Geschichte. Es kennzeichnet vortrefflich diese aus einem gewandten und verschmitzten und einem schlichten und betrogenen Manne bestehende Regierung. Fouché war gebrandmarkt, Carnot gerichtet.

Dreißigstes Buch.

Urtheil über die hundert Tage. Einzug Ludwig's XVIII. in Paris. — Rede des Herrn von Chabrol. — Antwort Ludwig's XVIII. — Ludwig XVIII. in Paris. — Jubel der Bevölkerung. — Politische Lage des Königs. — Haltung Fouché's. — Verordnungen in Betreff der Neugestaltung der Pairschaft und wegen Einberufung der Abgeordnetenkammer. — Die Loirearmee. — Tagesbefehle des Marschalls Davoust. — Die Armee unterwirft sich Ludwig XVIII. — Die Armee nimmt die weiße Fahne an. — Blücher will die Jenabrücke in die Luft sprengen. — Plünderung des Museums und der Bibliotheken. — Gewaltthaten der Preußen. — Requisitionen. — Verhaftung der Präfekte. — Kriegssteuern. — Besetzung von Paris und Frankreich durch die verbündeten Heere. — Entlassung der Loirearmee. — Ersetzung des Marschalls Davoust durch den Marschall Macdonald. — Diplomatische Unterhandlungen bei Lord Castlereagh. — Ultimatum der Mächte. — Erkaltung Ludwig's XVIII. gegen Talleyrand. — Der Hof Ludwig's XVIII. — Seine Familie. — Gunst des Herrn Decazes. — Decazes. — Sein Charakter. — Rückblick auf sein Leben. — Seine Unterredung mit dem Könige. — Bericht Fouché's. — Achtserklärungen. — Schwäche des Königs.

I.

So endigten die hundert Tage der zweiten Kaiserherrschaft Bonaparte's, die mit einer Landung am Gestade des Vaterlandes, ausgeführt mit bewaffneter Hand und im tiefsten Frieden begonnen, durch die Verführung und den Aufstand der Armee triumphirt, durch den Verrath einiger Anführer ein Brandmal sich

aufgedrückt, durch die demüthige Unterwerfung der Nation unter die Soldaten sich fortgesetzt, durch die Gleichgültigkeit und Abneigung der guten Bürger alle Kraft verloren, durch die Niederlage bei Waterloo und die Vernichtung jener Heldenarmee, durch das Zögern Napoleon's und durch seine dem Drängen der Kammern zu früh oder zu spät bewilligte Abdankung sich zu Grunde gerichtet, die der Ehrgeiz Fouché's und die Trägheit seiner Kollegen ausgebeutet und ohne Freiheitsbedingungen den Bourbonen verkauft, und die endlich mit einer zweiten Invasion Europas und mit der vorübergehenden Unterjochung Frankreichs durch das Ausland geendigt hatte.

Dies war das zweite Kaiserthum. Dies war für Frankreich das Resultat jenes Angriffs seines ehemaligen Oberhaupts auf seine Ruhe, seine Unabhängigkeit und seine Sicherheit. Bei diesem Versuche bewies Napoleon wenig Theilnahme für das Loos seines Vaterlandes, das sich in seiner Sache blosstellte, wenig Sorge für seinen Ruf, der nur verlieren konnte, wenig Kenntniß der Geschichte, die nie wieder von vorn anfängt. Seine Landung bei Cannes und sein Zug nach Paris waren heroisch und triumphartig, aber es war der Heroismus der Persönlichkeit und der Triumph des Aufruhrs. Die Kriegsrüstungen erhielten durch jenes Zaudern zwischen der Rolle des Diktators und der Rolle des konstitutionellen Fürsten, die die Volkssouveränetät wiederherstellt, einen schlaffen, schwankenden, verlegenen Charakter. Der Feldzug war kühn, die Schlacht verzweifelt, aber kein Ganzes, ein Stückwerk ohne Einheit und Leuchten des Genies. Weil er nicht Alles aufs Spiel setzte, wie Ney und die Umstände riethen, verlor er Alles. Die Niederlage entthronte ihn gleichzeitig an der Grenze und in seiner

Hauptstadt. Seine Drohungen gegen die Repräsentanversammlung waren verwegen, seine Zugeständnisse erzwungen, seine Abdankung demüthigend, sein Rückzug nach la Malmaison unerklärlich bei einem Manne, der das Schicksal kannte, seine Anerbietungen, wieder Dienste zu nehmen, kindisch, seine Flucht nach dem Meere verspätet, seine Einschiffung, bei der er mit einem Fuße auf dem Lande blieb, um das Unmögliche zu erwarten, chimärisch, seine Uebergabe an ein feindliches Schiff, ohne Bedingungen gestellt zu haben, thöricht, seine Gefangenschaft im Voraus entschieden. Mit Ausnahme seines Zuges nach Paris, des unerschrockensten und persönlichsten seiner sämmtlichen Feldzüge, trägt während dieser Periode seines Lebens Alles an ihm den Stempel des Verfalls und der Verblendung. Er stürzte sich, ohne vorwärts oder rückwärts zu blicken, auf den Thron. Sobald er ihn erreicht hatte, wurde er vom Schwindel der Schwierigkeiten befallen, denen er Trotz geboten hatte, und er stürzte sich wieder von ihm herunter. Napoleon kostete durch diese Launen von Ueberdruß, Heldensinn und Ehrgeiz Frankreich über zwei Milliarden an Rüstungen, Tributen und Kriegsentschädigungen für Europa; das erste und verhängnißvolle Beispiel einer Auflehnung gegen die Gesetze, welches seine Armee gab; die Ehre seiner Generale und Marschälle, die, von der militärischen Popularität eines Mannes bezaubert, unwillkürlich die Eide vergaßen, die sie dem Vaterlande geschworen hatten; die letzte kriegsgeübte Armee, die ihm nach der Invasion von 1814 geblieben war; seinen Ruf als eine auf dem Schlachtfeld unüberwindliche Nation; den Zauber seines Ruhms; die Schmälerung seines Gebiets durch das Schwert des Siegers; die Eroberung seines Bodens; die Verwüstung

seiner Stärke, die Entweihung seiner Hauptstadt, die Plünderung seiner Denkmäler durch Repressalien; die dreijährige Besetzung seiner Provinzen und festen Plätze bis zur Abzahlung seines Lösegeldes; endlich die Entlassung und Entwaffnung der bei Waterloo übriggebliebenen Armee. Er kostete überdies der Regierung der Bourbonen, die auf dieses Ungemach folgen sollte, die Unabhängigkeit, die Freiheit und die Popularität des Throns, dem man mit Unrecht die Folgen des Frevels dieser zweiten Invasion zur Last legte. Es gehörte von Seiten des Königs ein großer Durst nach Herrschaft oder ein gewaltiger Herrschermuth dazu, um einen Thron zu besteigen und ein Volk zu regieren, die unter zahllosen Trümmern begraben waren.

In der Geschichte Frankreichs gab es vielleicht nie eine verzweifeltere, demüthigendere und schmerzlichere Epoche für das Land, als diese hundert Tage und die unmittelbar darauf folgende Periode. Vaterland, Monarchie, Freiheit, die Treue der Armee, der Patriotismus des Volkes, der Charakter der Kammern, das Vermögen des Staats, der alte Waffenruhm, Alles litt, selbst die Ehre der Nation. Eine furchtbare Lehre für die Soldaten, die Alles wagen, eine noch furchtbarere für die Völker, die von diesen Tribunen des Kriegsruhms sich Alles gefallen ließen. Frankreich hatte am 20. März nicht verstanden, bei seiner Armee sich in Achtung zu setzen. Die Armee und Frankreich büßten ihre Schuld, jene durch den Verlust ihres Bluts und ihrer Herrschaft, dieses durch den Verlust seiner Würde und Unabhängigkeit. Man konnte nur noch über das Vaterland weinen.

II.

Unter diesen trüben Verhältnissen zog der König in Paris ein. Daher ließ man auch entweder aus Scham vor seinem Volke, oder weil seine Minister eine verzweifelte Bewegung hervorzurufen und den König durch die Kugeln oder Dolche des letzten Schwärmers für das Kaiserthum persönlich in Gefahr zu setzen fürchteten, seinen Einzug in die Hauptstadt erst in dem Augenblicke, wo er bereits durch die Vorstädte und über die Boulevards fuhr, um sich nach seinen Palast zu begeben, durch das Geschütz der Festungswerke und der fremden Truppen ankündigen. Decazes, der die Vorstadt St. Denis fürchtete, die mit der Vorstadt St. Antoine einer der geräuschvollsten Heerde der Föderirten gewesen war, hatte dem Könige gerathen, gegen Abend von Clichy aus seinen Einzug zu bewerkstelligen.

„Nein," antwortete Ludwig XVIII., indem er auf den nächtlichen Einzug Napoleons am 20. März anspielte, „ich will durch Paris am hellen Tage und inmitten meines Landes ziehen. Wenn man seinen König in Frankreich sieht, giebt es keinen Verschwörer mehr."

III.

Der König zog in der That um die Mittagszeit ein. Ungeachtet der Vorkehrungen, welche die Regierung getroffen hatte, um die Menge abzuhalten, war diese in ungeheurer Masse auf seinem Wege versam-

melt. Jede Lösung ist eine Erleichterung für ein Volk. Die Partei Napoleon's, die fast ausschließlich aus Hof- oder Kriegsmännern bestand, war seit vier Tagen verschwunden; sie war der Loirearmee gefolgt, oder hielt sich in ihren Wohnungen versteckt, wo sie das Unvermeidliche erwartete und mit Fouché wegen ihrer Amnestie, ihrer Würden und Güter unterhandelte. Das Volk, zuerst entzückt über die wunderbare Rückkehr seines Kaisers und mitschuldig durch sein Jubelgeschrei bei dem Militäraufstand am 20. März, hatte weder die Armee in ihrer Niederlage, noch den Kaiser in seiner Unentschlossenheit, bei seiner Flucht nach Paris, in seiner Unthätigkeit im Elysée, in seiner Abdankung und in seiner sorglosen Zurückgezogenheit zu la Malmaison mehr erkannt. Seine Popularität war abgenützt; in den Massen war Nichts zurückgeblieben, als Erbitterung über so viele Täuschungen und Schmerz über die Hinopferung des Vaterlandes und der Hauptstadt, die durch eine einzige Schlacht den fremden Mächten preisgegeben worden. Der Adel und die Mehrzahl der Bürger, Jene aus Liebe zu den Bourbonen und um die am 20. März erlittene Niederlage zu rächen, Diese aus Liebe zum Frieden, zu ihren Gewerben und ihrer Sicherheit, stimmten in dem Wunsch überein, Ludwig XVIII. zurückzurufen, zu sehen und willkommen zu heißen.

Dieser Fürst hatte während seiner kurzen und so unglücklich unterbrochenen Herrschaft keine Zeit gehabt, seine Regierung beim Volke verhaßt zu machen. Seine Herrschaft war durch die Gewaltthat der Bonapartisten noch in der ersten Blüthe ihrer Hoffnungen geknickt worden. Diese Hoffnungen erwachten wieder bei seiner Rückkehr. Fast einstimmig verwünschte man Napoleon,

seine Höflinge, seine Soldaten, und legte ihnen ausschließlich die Drangsale des Vaterlandes zur Last. Diese Verwünschungen, die man noch nicht in Repressalien gegen die bürgerlichen und militärischen Verschwörer der hundert Tage zu verwandeln wagte, gaben Zeugniß von der Begeisterung und zärtlichen Theilnahme für die Bourbonen. Die weiße Fahne, die schon am Morgen als Friedenszeichen auf den Zinnen der Tuilerien aufgesteckt worden war, hatte im Nu unzählige Fahnen mit den königlichen Farben an alle Fenster der Vorstädte, der Straßen und der öffentlichen Plätze gerufen, durch die der Zug kommen mußte. Ganz Paris schien sich von selbst mit dem Lilienbanner zu schmücken. Der Anstoß wurde diesmal weder von einigen umherschweifenden Gruppen gegeben, noch von Fouché begünstigt. Dieser Minister wünschte im Gegentheil einen kältern Empfang, um in den Augen der Bourbonen den Widerwillen und die Erbitterung von Paris größer erscheinen zu lassen. Aber die Begeisterung für den Frieden spottete dieser eitlen Vorsichtsmaßregeln der Schlauheit. Diesmal kehrte der König, noch mehr als im Jahre 1814, als Vergeltung für die Einen, als Reue für die Andern, als Rettung für Alle zurück.

IV.

Die Nationalgarde, die seit Kurzem unter dem Oberbefehl des Generals Dessolles stand, eines ehemaligen Unterbefehlshabers Moreau's, der bei der Armee beliebt und den Bourbonen wegen des Widerwillens der Männer seiner Partei gegen das Kaiserthum genehm war, füllte die Straßen, durch die der

Zug kommen muße, mit ihren neutralen und friedlichen Bayonetten. Zahllose Scharen unbewaffneter Bürger, royalistischer Jünglinge und schlichter Handwerker zogen nach der Vorstadt St. Denis und stürzten aus eigenem Antrieb unter dem Rufe: „Es lebe der König!“ und unter Absingung des Volksliedes: „Hoch lebe Heinrich IV.!“ Ludwig dem Achtzehnten entgegen. Das Volk schien durch sein Zusammenströmen, durch seine Masse und seine Kundgebungen dem Fürsten und sich selbst den Anblick der fremden Heere rauben zu wollen, der diese Rückkehr zu einem Gegenstande der Demüthigung und Trauer machte. Es wollte beweisen, daß zwischen Paris und dem Könige nur Ein Mann mit seinen Satelliten gestanden hatte, und daß, nachdem dieser Mann verschwunden und seine Armee entfernt war, Volk und König sich umarmten, dem natürlichen Drange nachgebend, der einen Vater zu seinen Kindern und Kinder zu ihrem Vater hinzieht. Die Bevölkerung von Paris, die sich am 20. März so kalt, so stumm und so theilnahmlos gezeigt hatte, rächte sich für jenen Tag und protestirte nachträglich gegen den Druck, den die Armee sie hatte fühlen lassen.

V.

Der König erschien um drei Uhr an der Barrière Saint-Denis. Seine Begleiter waren der Graf von Artois, der neben dem einen, der Herzog von Berry, der neben dem andern Schlage seines Wagens ritt, die Marschälle Marmont, Oudinot, Victor, Macdonald, Gouvion-Saint-Cyr, der Herzog von Feltre, die Generale Maison, Villate, Dessolles, theils Gefährten seiner

kurzen Verbannung in Gent, theils Männer, die während des Interregnums ihren Pflichten und Eiden treu geblieben waren. Die Haustruppen des Königs und der Prinzen, die Leibgardisten, die Musketiere, die Chevaulégers der Garde, die königlichen Freiwilligen, die Grenadiere Larochejaquelein's, welche die kleine Armee des Fürsten in Alost bildeten und sich seit der Rückkehr des Königs unterwegs verstärkt und umgebildet hatten, folgten ihm und begrüßten die Nationalgarde, die aus ihren Freunden, Vätern und Brüdern bestand und sie ihrerseits als ungeduldig am Heerde des Vaterlands erwartete Gäste wieder begrüßte. Dieses durchaus französische Gefolge gab dieser Rückkehr wenigstens ein nationales Aussehn. Weder das Ausland, noch der Bürgerkrieg feierte einen Triumph in dieser Umarmung zwischen Paris und den Bourbonen; die diesmal triumphirten, waren Männer, die sich freiwillig geächtet, die das Schwert nicht gegen ihr Vaterland gezogen hatten, die aber, einen Augenblick durch ihre Treue von ihm entfert, den Lohn dafür in dem freien und herzlichen Empfang ernteten, den ihnen das vom Druck der Soldaten befreite Volk bereitete. Im Jahre 1814 hatte man den König mit mehr Neugierde empfangen, diesmal war der Empfang ergreifender und rührender. Aus vielen Augen flossen Thränen. Man war auf beiden Seiten so unglücklich gewesen, man fühlte einen so heftigen Drang, das große Elend gemeinschaftlich abzustellen und zu vergessen. Der König verdeckte das Ausland; man flüchtete sich zu ihm, um das Vaterland in ihm wiederzufinden.

VI.

Fouché hatte die Präfektur von Paris wieder Herrn von Chabrol übertragen, einem Manne von großer Popularität, der im Jahre 1814 Ludwig XVIII. die Schlüssel von Paris überreicht und die Stadt während der ersten Restauration verwaltet hatte. Obwohl Chabrol kaiserlicher Beamter gewesen war, hatte er doch sich selbst und sein Vaterland hinreichend geachtet, um sich bei der Rückkehr des Kaisers mit den Bourbonen zurückzuziehn. Fouché wünschte, daß Chabrol in die Worte, die er im Namen der Stadt Paris an Ludwig XVIII. richten mußte, Bedingungen einfließen lassen und dem Monarchen Rathschläge oder Winke geben möchte. Chabrol lehnte jedoch diese Zumuthung als eine Unziemlichkeit in einem solchen Augenblick ab. Der Abfall, die Flucht, die Verbannung, das bei Waterloo vergossene Blut, die Rückkehr nach Provinzen, die von fremden Truppen besetzt waren, und in eine Hauptstadt, die von vier fremden Heeren erdrückt wurde, waren dies nicht an sich schon Warnungen von hinreichender Beredtsamkeit, und geziemte es sich, diese Aussöhnung des Königs mit dem Volke durch Erinnerungen oder düstere Ahnungen zu trüben? Und abgesehen davon, durfte man wohl die Rollen auf diese Weise vertauschen und auf den König allein den Schein aller Verwirrungen wälzen, während Volk und Armee mindestens ebenso tadelnswerth gehandelt hatten? Kam es Denen zu, die Hauptstadt und Thron Napoleon preisgegeben hatten, Genugthuung von Ludwig XVIII. zu fordern, den sie damit selbst verlassen, entthront und geächtet hatten? Chabrol begnügte sich, die Noth

zu schildern, welche die hundert Tage der Anwesenheit Napoleon's und der Entfernung der rechtmäßigen Regierung über das Land gebracht hatten, und für alle Verirrungen die Vergebung zu erflehen, die in der Seele eines Königs und Vaters wohnt, und für alles Elend die Vergessenheit und den Trost, die zu einer völligen Abstellung nothwendig sind.

Ludwig XVIII. antwortete mit einem Takt, den er der Natur und den Eingebungen seiner Politik verdankte, ohne den leisesten Vorwurf oder nur im Geringsten Rache merken zu lassen, dem Organe der Stadt Paris: „Ich habe mich nur mit dem lebhaftesten Schmerze von meiner Hauptstadt entfernt, ich kehre voller Rührung in dieselbe zurück: ich hatte die Uebel, von denen sie bedroht war, nur zu deutlich vorausgesehen; ich komme, um ihnen zu begegnen und abzuhelfen.“ In diesen Worten war die ganze Lage klar ausgesprochen. Es lag ein Vorwurf darin, aber er war durch den Schmerz gemildert; es lag ein Versprechen darin, das Versprechen, zwischen Frankreich und dem Feinde zu vermitteln, um womöglich den Sieg zu mäßigen; es lag eine Hoffnung, die Hoffnung auf eine gute Regierung darin.

Aber wenn Ludwig XVIII. auch den Ausdruck des Grams und der Demüthigungen mildern wollte, die eine solche Wiederkehr mitten unter fremden Heeren über die Nation brachte, so wollte er doch nicht allzu gefällig sein und dem Volke den herben Schmerz und die patriotische Entrüstung verhehlen, die er fühlte, als er eine Hauptstadt und Provinzen durchzog, die in Folge der Empörung der Einen und der Schwäche Aller vom Feinde besetzt und erobert waren. Er schloß rasch das Fenster seines Wagens, das er nur geöffnet hatte, um

dem Präfekten von Paris Gehör zu schenken, und nahm für den ganzen übrigen Theil der Stadt eine majestätische und regungslose Miene an, worin sich ein Anstrich von Zorn mit hoher Würde paarte. Das Volk sollte begreifen, daß er ohne Haß, aber nicht ohne Erinnerung an die ihm widerfahrene Unbill zurückkehrte. Er verbannte jede Thräne aus seinen Augen, jedes Lächeln von seinen Lippen, jede gewöhnliche Vaterhuld aus seinen Mienen. Man sah, daß er weder den Willkomm erflehen, noch den Thron erbetteln, sondern daß er mit vollem Rechte und einer strengen Autorität eine durch Parteiungen unterbrochene Herrschaft wieder antreten wollte. Das Volk, welches den Stolz liebt, selbst wenn er ihm feindlich entgegentritt, begriff dieses Gefühl, das auf seinem Gesichte sich aussprach. Je mehr Zurückhaltung der König bewies, um so mehr Begeisterung und Zärtlichkeit legte die Menge an den Tag. Es war, als wollte ihm die Bevölkerung von Paris den Schmerz, der sein Herz verschloß, und die Verzeihung, die daraus hervorquellen sollte, aus der Brust reißen.

VII.

Als er über den Karousselplatz nach dem Palast hinfuhr, wurde der Triumphzug durch die Anwesenheit der preußischen Truppen getrübt, die in den Höfen und im Garten lagerten. Dieser Palast eines Volkes glich dem Kerker Europa's. Die Nationalgarde und die Haustruppen des Königs eilten sich der Thore, der Treppen, der Waffensäle zu bemächtigen, um Frankreich und dem Fürsten den Anblick einer im Herzen der

Hauptstadt von Soldaten des Nordens bewachten königlichen Residenz zu verbergen. Der König stieg aus dem Wagen auf die nämliche Freitreppe, von der er hundert Tage früher beim Fackelscheine herabgekommen war, um zu flüchten, und an der Napoleon am folgenden Tage aus dem Wagen gehoben und auf den Armen seiner Grenadiere wieder auf den Thron getragen worden war. Hier empfingen ihn seine Diener, die sich ihm zu Füßen warfen und seine Rockschöße mit Freudenthränen benetzten. Sie führten ihn auf den Balkon des Marschallsaales, der nach dem Tuileriengarten hinausgeht, und hier erntete er in dem einmüthigen und begeisterten Jubelgeschrei einer zahllosen Menge den Dank für seine Rückkehr und den rührendsten Ersatz für seine Verbannung. Dieses Geschrei, das bei jeder seiner Bewegungen von Neuem ausbrach und, solange der Tag dauerte, sich wiederholte, fesselte den König und die Prinzen bis zum Eintritt der Nacht an die Fenster seines Palastes.

Das Entzücken dieser auserlesenen Menge, die hauptsächlich aus dem Adel, den reichen und vornehmen Bürgern bestand, die das an den Palast grenzende Aristokratenviertel bewohnten, steigerte sich dermaßen, daß selbst jedes Schicklichkeitsgefühl und die Rücksicht auf die Nationalwürde aus den Augen gesetzt wurde. Die Freuden eines Volks haben etwas Cynisches, wie seine Wuthausbrüche. Gesang, Geschrei, Thränen, Gebehrden reichten nicht mehr hin, seinen Fanatismus auszudrücken; man sah nach dem Beispiel wilder Völkerschaften Frauen und Männer aus den höchsten Ständen, Träger der berühmtesten Namen der französischen Geschichte, wie die Israeliten vor der Bundeslade

bachantische Kreise schließen und beim Fackelschein vor dem König und seinem Hofe rasende Tänze aufführen. So oft der Fürst, der sich glücklich fühlte, aber dieser Kundgebungen überdrüssig war, vom Balkon sich zurückzog, um mit seinen Ministern und Offizieren sich zu unterhalten, rief ihn ein fanatisches Gebrüll dahin zurück, damit er neue Rasereien der öffentlichen Freude wiedersehe. Durch die Energie dieser Aufforderungen und den Anblick der zahllosen nach ihm ausgestreckten Hände selbst mit fortgerissen, sah sich der König genöthigt, die Freitreppe des Palastes hinabzugehen und den unersättlichen Durst nach Royalismus in der Nähe zu stillen.

Dieser Jubel erzeugte eine düstere Stimmung. Die denkenden Köpfe erkannten in diesen skandalösen Liebesbeweisen der feinen und aristokratischen Gesellschaft von Paris das Schicklichkeitsgefühl eines Volks nicht wieder, das unlängst, am 20. März, sein Souveränetätsrecht, bei Waterloo seinen Ruhm und erst gestern in Paris seine Nationalunabhängigkeit verloren hatte. Eine traurige Ergebung, ein zärtlicher und genugthuender, aber stiller und zurückhaltender Empfang wäre Frankreichs würdiger gewesen seinem Könige und dem in Waffen stehenden Europa gegenüber. Aber dieser Freudentaumel war zugleich eine Repressalie. Der König, welcher Zeuge desselben war, sollte auf den Gedanken kommen, daß Parteien, die solche Freuden ersinnen, bald noch ganz andere Rachethaten ausbrüten und Befriedigung ihres Hasses von ihm verlangen könnten, die er ihnen schwerlich versagen dürfte.

VIII.

Seine erste Nacht wurde bis zum Morgen durch das Getöse dieser tollen Manifestationen gestört. Er war mehr König als jemals, denn er war König in den Herzen dieses Volks. Aber dieses Volk gehörte nicht mehr ihm selbst. Es war zum zweiten Male der Invasion und Rache des bewaffneten Europa preisgegeben. Er mußte Europa besänftigen, entwaffnen, abfertigen und zugleich dieses Volk regieren, in dessen Schooß die hundert Tage so eben erst den Keim einer Spaltung gelegt hatten, die aus der zweiten Restauration nicht mehr eine Regierung allein, sondern auch eine Partei und einen Kampf machen konnte.

Der König fühlte diese Schwierigkeiten tief, aber er fühlte auch bei seinem durchdringenden Verstande die Vortheile seiner damaligen Lage vor der frühern.

Bei seiner ersten Thronbesteigung, ein Jahr zuvor, war er in Frankreich noch unbekannt. Er trat als ein Thronbewerber auf, der unter dem Schutze des Auslandes stand. Er stellte in der Einbildungskraft Frankreichs eine verworfene und verjährte Regierungsform vor, die sich vielleicht mit den Ideen und Interessen nicht versöhnen ließ, die seit seiner Auswanderung aufgetaucht waren. Er folgte auf einen Kriegshelden, der Frankreich durch seine glorreichen und stolzen Eroberungen berauscht hatte und dem der Sieg und der Thron zum ersten Male entschlüpft waren. Die Armee dieses Eroberers, ihres Führers beraubt, aber noch unversehrt und von einem Zauber umgeben, war ein Staat im Staate, ein Prätorianervolk, mit dem er sich abfinden mußte, wenn er sich nicht zurückziehen wollte. Ihre

Führer, Würdenträger, Marschälle, Generale, Offiziere, Diplomaten, Senatoren, selbst ihre Höflinge standen aufrecht, waren einig und solidarisch verbunden. Sie hatten der Restauration Bedingungen gestellt und konnten sie beherrschen oder zwingen, wenn sie über dieselbe auch nicht unbeschränkt geboten. Die alte oder königliche Partei wurde von der überlebenden Partei des Kaiserthums nur aus Gnade und mit eifersüchtiger Gastfreundschaft als zum Gefolge des Königs gehörig aufgenommen. Diese beiden Parteien machten einander den Vorzug im Palast, in der Gunst, in den öffentlichen Aemtern, in der Armee streitig. Den Royalisten den Vorrang einräumen, hieß die Ehrgeizigen am Hofe im Lager, in der Verwaltung Bonaparte's vor den Kopf stoßen; den Bonapartisten die Oberhand gönnen, hieß die Freunde des alten Königthums beleidigen und dem hohen Adel, der Geistlichkeit, der Emigration, Europa ein Zetergeschrei über den schwarzen Undank auspressen. Diese Lage des Königs im Jahre 1814 war von Schlingen und Abgründen umgeben, denen er beinahe unmöglich ausweichen konnte. Der König war gewissermaßen nur der Bevollmächtigte des Kaiserreichs, der Vicekönig der Revolution, der gebildete Schiedsrichter zwischen den Parteien; er war durch sich selbst nur ein Mittler, ein Gast des Landes; er war nicht Herr, nicht König.

IX.

Der Blitzstrahl des 20. März hatte zwar seinen Thron getroffen, aber er hatte zugleich seine Lage an den Tag gebracht. Durch einen offenen und unversöhnlichen

Angriff hatte er das royalistische und das Napoleonische Element klar von einander geschieden. Er hatte mehr gethan; durch Mißbilligung des Attentates vom 20. März und durch die Erbitterung über die Drangsale der Nation, — die Folgen dieses Attentates, — hatte er die Meinung der bisher gleichgültigen und unentschiedenen Massen auf die Seite des Königs geworfen. Der König, dem man sich im Jahre 1814 nur aus Zwang unterworfen, wurde jetzt beinahe einstimmig von der Nation gerufen und willkommen geheißen. Er allein konnte sich diesmal mit Erfolg zwischen das besiegte Frankreich und das herausgeforderte Europa stellen. Die Dienste, die er allein leisten konnte, heiligten ihn in den Augen der Nation. Er war unschuldig an ihrem Unglück; er hatte Bonaparte nicht gerufen; Europa hatte sich für seine eigene Sache, nicht für die Sache des Königs bewaffnet, die ihm gleichgültig war. Er hatte den Bürgerkrieg in Frankreich nicht entzündet; er hatte sich nicht nach der Vendée zurückgezogen; nicht in seinem Rücken die eine Hälfte Frankreichs gegen die andere aufgewiegelt. Er hatte sich nach Belgien geflüchtet; er war im Bereiche der Ereignisse und seines Volks geblieben, ein bekümmerter und ohnmächtiger Zuschauer, aber ein unbewaffneter Zuschauer des Kampfes Bonaparte's mit Europa. Bonaparte war durch sich selbst unter der Last seiner eigenen Schuld und Ohnmacht zusammengestürzt. Ein Nothschrei der Nation hatte Ludwig XVIII. nach Paris zurückgerufen, um die Trümmer zu räumen, die sein Widersacher aufgehäuft hatte. Die Armee hatte auf die Vertheidigung der Nation verzichtet, die ihr Abfall dem Ausland in die Hände geliefert hatte; die Kammern, die nun geschlossen waren, vertraten nur noch

eine besiegte und durch ihre Niederlage ihres Ansehens beraubte Partei; das Land übergab sich dem Könige aus vollem und freiem Willen. Es war weniger eine Regierung, als eine Diktatur zum Besten des Landes, was die damalige Lage dem Könige bot. Er fand darin das Recht, Denjenigen sein Vertrauen zu entziehen, die ihn unlängst so treulos und so auffallend hintergangen hatten. Er konnte der Freund seiner Freunde, der König seiner Feinde, der unumschränkte Schiedsrichter über die Parteien sein; er war nicht mehr der verlegene Mittler zwischen den beiden Gegnern. Mit einem Worte, er hatte im Jahre 1814 vermittelt; im Jahre 1815 sollte er regieren. Drei Monate des Schmerzes und der Verbannung gaben ihm die Fülle der Herrschaft wieder, von der er nur den Schatten gehabt hatte.

X.

Nur zwei Gefahren drohten ihm: die schamlose Anmaßung des siegreichen Europa, das seine Gewaltthaten und Plünderungen mit dem Namen des Königs deckte, und dadurch den Haß, welchen eine unterjochte Nation gegen das Ausland empfand, auf diesen Namen mit übertrug; und die maßlose Anmaßung der unklugen royalistischen Rückschrittspartei der Emigration, die an seinem Hofe von seinem Bruder, dem Grafen von Artois, vertreten und in den Kammern und den Prinzen von dem Adel und der Geistlichkeit unterstützt wurde, deren ausschließlichen Einfluß das Land fürchtete. Allein er hoffte die erste dieser Schwierigkeiten durch den Schutz Englands, durch die zwar

erkaltete, aber leicht wieder zu gewinnende Freundschaft des Kaisers Alexander und durch die vollendete Gewandtheit des Herrn von Talleyrand zu überwinden, und der zweiten durch die Entfernung des Herrn von Blacas, durch das Vertrauen, welches er Fouché bewies, — das Opfer, von dem die Nation Zeuge war, — und endlich durch seine persönliche Diplomatie und sprichwörtliche Weisheit, die Frucht der Jahre, zu begegnen. Er hatte einen starken Glauben an seine eigene Gewandtheit; er besaß das natürliche Talent, unter schwierigen Verhältnissen zu regieren, sowie den bei einem so hohen Range natürlichen Ehrgeiz, zu herrschen. Zuschauer und Opfer der Revolutionen und geraume Zeit durch dieselben geprüft und hin- und hergeworfen; Zeuge der Mißgriffe und des Untergangs seines Bruders Ludwig's XVI.; von der politischen Unfähigkeit seines andern Bruders, des Grafen von Artois, fest überzeugt; Herr über seine beiden Neffen und seine Nichte vermöge der Ueberlegenheit seines Geistes, seines Alters und seiner Stellung, glaubte er zuversichtlich alle Parteien seine unbeugsame Oberherrschaft fühlen lassen und die Einen durch Einschüchterung der Andern im Zaume halten zu können.

Dies war die Meinung, welche Ludwig XVIII. von den Andern und von sich selbst hatte, und diese Meinung verdiente auch Entschuldigung, wenn man sein Naturell und seinen Verstand berücksichtigte. Er that, was die erste Bedingung für einen König ist, er gab sich das Ansehen, als glaubte er an die Göttlichkeit seines Rechts, und er glaubte in Wahrheit an sich selbst.

XI.

Aber obgleich der zweite Sturz Napoleon's und die zweite Vernichtung Frankreichs die Schwierigkeiten der Regierung für den König außerordentlich erleichtert hatten, und obwohl Frankreich, um sich von der Katastrophe des 20. März zu erholen, dazumal nur zwischen den Bourbonen und dem gänzlichen Untergange wählen konnte, so lag doch Etwas in ihrer Wiederberufung, was die Unverträglichkeit verrieth, die seit dem Jahre 1789 zwischen dem neuen Frankreich und der Dynastie des alten Regime bestand. Ludwig XVIII. kehrte in den Palast seiner Väter zurück; aber er stützte sich bei dieser Rückkehr mit der einen Hand auf einen, aus der Kirche in die Welt übergetretenen, verheiratheten Bischof, der im Jahre 1792 Unterhändler der Revolution, später Minister, Günstling, vielleicht Mitschuldiger Napoleon's gewesen war, und mit der andern auf einen Königsmörder, der ihm gestern noch als Empörer gegenüber gestanden und ihm die Pforten seines Palastes nur unter der Bedingung öffnete, daß er selbst die Freunde seiner Jugend daraus vertreibe und die Revolution unter seinem Namen wieder zur Herrschaft bringe.

Seitdem Herr von Blacas entfernt war, sagten Talleyrand und Fouché, die der König für unentbehrlich hielt, damit sie die Bürgen der Revolution in seinem Rathe vorstellten, selbst in einem von einer Million Feinde besetzten und beherrschten Lande deutlich genug, wer der Sieger und wer der Besiegte sei, der alte Geist oder der neue. Vom Schicksal wie ein lebendiger Hohn an die Seite des rechtmäßigen Fürsten gestellt, erniedrigten diese beiden Männer den

Triumph. Sie glichen den Spottrichtern des Alterthums, die in Rom den Ovationen folgten, um den Sieger zu erinnern, daß er Mensch, und den König, daß er amnestirt sei. Ludwig XVIII. besaß Verstand genug, um dieses Sinnbild zu begreifen, Stolz genug, um es zu fühlen, Ehrgeiz genug, um es zu ertragen, Weisheit genug, um es in seiner neuen Regierung zu deuten. Sein Rath wurde in seiner Gegenwart am folgenden Tage eröffnet.

XII.

Drei Männer verschworen sich bereits in diesem Rathe der königlichen Regierung gegen einander, während sie sich für einen Augenblick durch die Nothwendigkeit einer scheinbaren Ideeneinheit mit einander verbanden: Talleyrand gegen Fouché, Fouché gegen Talleyrand und der König gegen beide. Talleyrand besaß zu viel natürlichen Scharfblick, um nicht zu begreifen, daß er durch die Einführung Fouché's in den Rath des Königs diesen Minister in der Schlinge seines Ehrgeizes gefangen hatte, und daß ihn das Aergerniß seiner Stellung binnen kurzem verschlingen werde. Er überließ es der Zeit, ihn von diesem Nebenbuhler zu befreien.

Als Fouché nach der Rückkehr des Königs in das Ministerium sich drängte, beging er in der That eine Uebereilung des Ehrgeizes, die mehr von einem leidenschaftlichen Streben nach Gewicht, als von einer wahrhaft genialen Auffassung der Verhältnisse zeugte. Von welchem Gesichtspunkt man auch seine Rolle betrachten mag, so mußte sie ausgespielt sein, sobald er den

König wieder auf den Thron gestellt hatte. Eine großartige, von den Staatsgeschäften verbannte Persönlichkeit, die irgend ein leerer Titel zierte, oder die eine bedeutende Gesandtschaft an einem entfernten Hofe bekleidete, war die einzige Zukunft, die ihm noch gestattet war. Sein Lohn bestand in der Befriedigung der Eigenliebe, die er sich in drei Epochen durch seine Ueberlegenheit in der Kühnheit und Intrigue verschafft hatte: als Prokonsul unter dem Konvent, als Minister unter dem Zerstörer der Republik, als Schiedsrichter zwischen zwei Regierungen und als Gebieter über zwei Revolutionen unter dem zweiten Kaiserreich, der böse Geist Napoleon's, der Lenker der Krisis vom 20. März, der Wiederhersteller der Bourbonen, die er verworfen und geächtet hatte, der Mann, der dem Könige nothwendig war, nachdem er ihm furchtbar gewesen, der vom Schauplatz trat, auf dem er nichts mehr zu thun hatte, als sein Spiel mit der Geschichte zu treiben.

Aber um die Geschichte durch die Unerschrockenheit einer neuen Inkonsequenz aus der Fassung zu bringen, wollte er Minister der Bourbonen ohne einen Uebergang der Epoche und der Verhältnisse sein, und der Fouché von heute warf frech seine Revolutionstracht weg und kehrte sich in der Hoftracht gegen den Fouché von gestern. Abgesehen davon, daß dieser gemeine Wankelmuth den Mann entehrte und Jedem, der ihn ansah, nur die Wahl zwischen Lachen und Entrüstung ließ, war die Stellung, in welche Fouché sich hineinwagte, selbst für das Genie der Unverschämtheit und Intrigue eine unmögliche. Sie mußte in wenigen Tagen unter ihm zusammenbrechen.

Wenn er sich die Zufriedenheit der Bourbonen erwerben wollte, indem er ihrer Rache diente und sich

zum Werkzeug ihrer Politik machte, so mußte er seine eigenen Mitschuldigen ächten und dadurch alle Popularität und alles Ansehen bei der Revolutionspartei verlieren, und wenn er die Revolution, das Kaiserthum und seine Mitschuldigen von 1793 und vom 20. März schonte, so wurde er auf der Stelle dem Könige und dessen Partei verdächtig. In beiden Fällen war er verloren. Er schmeichelte sich ohne Zweifel mit der Hoffnung, über beide Parteien, die um Frankreich zu streiten im Begriff waren, gleichmäßig sich zu behaupten, die Hofpartei durch die Furcht vor der Militärpartei zu beherrschen und die Militärpartei durch die Furcht vor dem Hofe zu lenken, indem er der einen mit dem Wiederausbruch der Revolution, der andern mit der todbringenden Rache der Royalisten drohte und sich dadurch das Ansehen gab, als halte er Alles bloß durch seine Gewandtheit im Zaum. Im Jahre 1814 wäre diese Rolle für einen Staatsmann möglich gewesen, da die fremden Heere sich zurückgezogen hatten und der König allein und ungekannt seinem Volke gegenüberstand. Im Jahre 1815 war sie nicht mehr möglich, da die fremden Mächte bewaffnet um den Thron standen und alle Punkte des Reichs besetzt hielten, dem König mithin für die Unterwerfung seines Volks und die Regungslosigkeit der Revolution bürgten. Für mehrere Jahre auf dem französischen Gebiete gelagert, benahmen sie den Royalisten jede Furcht vor den Bewegungen einer revolutionären öffentlichen Meinung oder Kundgebung und zerbrachen damit den vermeintlichen Hebel Fouché's in seinen Händen. Der König hatte ihn offenbar nur als augenblicklichen Parlamentär zwischen sich und den Ueberresten der bonapartistischen Insurrektion angenommen, dem er den Laufpaß geben

wollte, sobald er in seine Hauptstadt eingezogen wäre und die Armee entlassen, die Schuldigen geächtet und seinen Thron unter seinen Füßen befestigt hätte.

Durch welche Geistesverblendung ein Mann von so vielem natürlichen Verstande und so großer Erfahrung im Entwickelungsgange der Reaktion, wie Fouché, zu dem Glauben an die Dankbarkeit der Höfe, an seine eigene Unentbehrlichkeit und an die Dauer der Gewalt eines Mörders Ludwig's XVI. im eigenen Palaste dieses Königs und mitten unter dessen Brüdern, Neffen und Rathgebern verleitet werden konnte, läßt sich durch keine Berechnung der gesunden Vernunft erklären. Man kann dieses Räthsel nur lösen, wenn man annimmt, daß er von jenem Schwindelgeist befallen war, der zu gewissen Zeiten die Ehrsüchtigen wie die Könige ergreift, der ihren Augen verhüllt, was Jedermann deutlich neben ihnen sieht, der sie in ihren eigenen Schlingen fängt und durch ihre eigenen Erfolge straft. Große Laster haben ebenso wenig das Vorrecht der Unfehlbarkeit, wie große Tugenden. Auch die ruchlosen Menschen sind Menschen. Durch ihre Gier betrogen, verfehlen sie das Ziel bei ihren Intriguen, wie die Besten, bisweilen durch ihre Tugend getäuscht, das Ziel in ihrer Redlichkeit verfehlen. Alles endigt für Alle mit einem Versinken und Untergehen: so will es das Gesetz der menschlichen Dinge. Allein die Nachwelt hebt die Einen wieder in ihrer Achtung und läßt den Andern ihre Berühmtheit, weil sie sie verachtet.

XIII.

Der Stolz auf seinen Triumph berauschte ihn. Er fuhr fort, als wenn dies ihm Freude gemacht hätte, seinen Herrn herabzuwürdigen, vom Könige mit einer Geringschätzung und Verachtung zu sprechen, die diesem Fürsten nicht entgehen konnte. „Alles, was die Bourbonen bis jetzt gethan haben," sagte er, „ist nur den Interessen und dem Ruhme Frankreichs zuwider gewesen. Sie wollen die Kontrerevolution auf den Thron setzen, sie wollen es stets, aber ich bin da!... Ich werde mich mit allen Kräften dagegen stemmen. Man hat davon gesprochen, daß man einen fremden Fürsten an ihre Stelle setzen wolle. Gut! Das muß man sagen, ob fremder Fürst, ob Orleans, ob Regentschaft, gleichviel, es gibt Nichts, was die konstitutionelle Partei nicht lieber von den fremden Mächten annehmen würde, als jene; in diesem Falle hätte man wenigstens die Anerkennung der Rechte des Volkes gefordert. Man spricht von Bürgerkrieg. Wenn er ausbräche, so fänden die Bourbonen in sechzig Departements nur ein Häuflein Royalisten, die sie der Masse des Volks entgegenstellen könnten. Zieht aus meinen Worten die Schlüsse, welche ihr wollt," setzte er hinzu, indem er seine Zuhörer zur Indiskretion aufforderte, „das ist mir gleichgültig!"

Er glaubte zuversichtlich, in einer neuen Kammer, wenn auch nicht eine revolutionäre, doch wenigstens eine konstitutionelle Mehrheit zu erhalten, die ihm als Rückhalt gegen den Hof dienen könnte, eine Kammer, die er, wie er es mit den Kammern der hundert Tage gemacht hatte, durch seine Intriguen und seine Ver-

trauten lenken, und die ihm den Royalismus einschüchtern und den König nebst dem Hofe würde beherrschen helfen.

Talleyrand, der des nämlichen Rückhalts gegen die entferntere, aber eben so gewisse Ungnade bedurfte, von der er sich bei dem am Hofe herrschenden Geist bedroht sah, ohne ein Gegengewicht in der öffentlichen Meinung zu finden, setzte auf eine Landesvertretung die nämlichen Hoffnungen. Durch dieses gemeinschaftliche Interesse vereinigt, brachten diese beiden Minister sofort die Frage wegen schleuniger Einberufung der Kammern in Anregung. Der König selbst mußte sich beeilen, den Forderungen des Auslandes eine Nationalversammlung gegenüber zu stellen, um die Verantwortlichkeit und den Volkshaß für die Opfer und Lösegelder des Vaterlandes nicht allein zu tragen.

XIV.

Die bestehenden Kammern beibehalten, hieß mit der Revolution und dem Kaiserreich kapituliren. Die Kammern von 1814 wieder einberufen, die der 20. März gesprengt hatte, hieß die Autorität des Kaiserthums, der sie ihren Ursprung verdankten, wieder anerkennen und unter den Abgeordneten und den Pairs viele Anhänger Napoleon's wiederfinden, die, nach dem 20. März neugewählt, eine Achtserklärung gegen die Bourbonen erlassen hatten. Der König konnte sich nicht entschließen', mit eigener Hand seine Feinde wieder in den gesetzgebenden Körper und in die rein militärische und imperialistische Pairskammer einzuführen. Da die Karte keine Vorschriften über diesen Punkt

enthielt, so wurde Alles durch Verordnungen bestimmt, die sofort von den Kammern selbst nach ihrem Zusammentreten geregelt und zu Staatsgesetzen erhoben werden sollten.

Die Pairskammer von 1814 blieb für alle diejenigen Mitglieder bestehen, die während der hundert Tage nicht in der Pairskammer Napoleon's gesessen hatten. Die Abgeordnetenkammern von 1814 und 1815 wurden aufgelöst. Die Pairswürde wurde ungeachtet der Einsprache des Königs in Zukunft für erblich erklärt. Dieses Institut der englischen Lehnsaristokratie war eine leere Spielerei bei einem Volke, das eine Revolution gemacht hatte, um die Kasten zu unterdrücken, und das nun die Privilegien wiederherstellte, indem es eine Gesetzgebung schuf, die auf dem Rechte der Geburt und nicht auf dem Rechte einer Wahl durch König und Volk, noch auf dem Rechte der persönlichen Tüchtigkeit beruhte.

Fouché und Talleyrand sahen in dieser Einrichtung nur ein Mittel, dem Könige im Voraus die Hände zu binden und den zukünftigen, dem Hofe ergebenen Ministerien die Herrschaft über die Pairskammer abzuschneiden, die sie sich durch die Lockungen der Aussicht verschaffen konnten, daß die Pairswürde nach dem Willen des Königs vom Vater auf den Sohn übertragen werden sollte. Sie sahen vor Allem einen Vortheil für sich darin, daß sie die neuen Pairs selbst ernennen, sie unter den Männern der Revolution oder des Kaiserreichs wählen und sich auf diese Weise eine mächtige Klientschaft in dem politischen Körper schaffen konnten, der nach dem Könige am höchsten stand. Der König, der ohne Grund vor dem Schatten der Revolution zitterte, womit ihn Fouché und Talleyrand in den ersten Tagen seiner noch bestrittenen Herrschaft erschreckten,

gab Alles zu. Er veräußerte dadurch im Voraus einen Theil seiner Prärogative und seiner Freiheit.

Andere Verordnungen bestimmten die Art und Weise der Abgeordnetenwahl. Man theilte die Wähler in Departements- und Kreiskomitien. Die Departementskomitien schlugen die Kandidaten den Kreiskomitien vor, die unter diesen Kandidaten die Hälfte der Abgeordneten wählten. Diese doppelte, stufenweise Wahl sollte eine mehr örtliche und zugleich eine mehr allgemeine Vertretung sichern. Sie bürgte dafür, daß der Gewählte allgemein bekannt war, und daß seine Fähigkeit von Niemandem bezweifelt wurde, wie es das Gesetz von den Landesvertretern verlangte. Aber Besitz und Steuer waren stets die Bedingungen, ohne die man weder wählen noch gewählt werden konnte. Dreihundert Franken Steuer wurden von den Departementswählern gefordert. Um der Armee zu schmeicheln und ein neues nnd angeblich liberales Element in die Wahl zu bringen, hatten die Minister den mit dem Orden der Ehrenlegion dekorirten Männern, dieser Civil- und Militärmiliz des Kaisers, den Zutritt zu den Departementkomitien gestattet. Die Kammern wurden zum 24. September einberufen.

XV.

Die Armee, die unter dem Oberbefehle Davoust's stand, zog sich zurück und lagerte sich murrend aber friedlich hinter der Loire. In allen Departements, die sie durchzog und besetzte, hörte sie Reue über den in ihr besiegten und geächteten Patriotismus und Bonapartismus. Die Bevölkerungen, die vom Schauplatze

weiter entfernt waren und die Gefahren, welche Paris gedroht hatten, mit gleichgültigern Augen betrachteten, schrieben die Schläge und Unbilden des Schicksals dem Könige und den Royalisten zu, die sie nicht verschuldet hatten.

Als sie die schönen Regimenter sahen, die noch unversehrt waren und in ihrer Masse, ihren Pferden, ihrer Artillerie den Anblick einer unüberwindlichen, aber trauernden und durch den Verrath zur Unthätigkeit verurtheilten Streitmacht darboten, begriffen die Städte und Dorfschaften nicht, daß diese Tausende von Soldaten, unerschrockene Heerschaaren, die noch von Begeisterung für den Kaiser erglühten, von selbst vor der an Zahl zehnmal überlegenen Heeren der Koalition sollten zurückgewichen sein und Hauptstadt, Thron und Land dem Feinde preisgegeben haben. Sie glaubten oder schienen zu glauben, daß diese Kapitulation, welche die Armeen in ihre Provinzen verbannte, ein feiges Einverständniß der Bourbonen mit dem Ausland und ein Sühnopfer für den Ruhm Frankreichs sei, das ihm Diejenigen auferlegt hätten, die es erniedrigen, schwächen und wehrlos machen wollten, um es in Besitz zu nehmen.

In zwanzig Departements kamen unter den Schritten dieser Armee Symptome eines Militäraufstandes und einer Volksbewegung zum Vorschein. Jeden Augenblick schien die Armee bereit, die Bevölkerungen fortzureißen, oder sich von ihnen fortreißen zu lassen und den Krieg zu erneuern. Die Generale standen in Briefwechsel mit Paris.

Obgleich Davoust entschlossen war, der Nothwendigkeit sich zu fügen, gelang es ihm doch kaum, seine Unterbefehlshaber in den Schranken der Pflicht zu hal-

ten. Sein Hauptquartier war eine Art Militärregierung, die mit der Civilregierung unterhandelte. Durch die Einflüsterungen Fouché's und seiner Freunde insgeheim in seinen Forderungen bestärkt, stellte er in seinem und seiner Armee Namen Bedingungen. Bei seinem Rückzuge forderte er durch die Vermittelung dreier Unterhändler, die er in Paris ließ, die königliche Regierung auf, wegen der Interessen der Armee mit ihm zu unterhandeln, als wenn es den Sonderinteressen einer Provinz oder eines Staates im Staate gegolten hätte.

Diese drei Unterhändler waren die Generale Gérard, Kellermann und Haxo, alle drei berühmt wegen ihrer Talente und ihres Patriotismus. Sie brachten der Regierung die Forderungen und das Urtheil der Armee, der Armee mehr die Wünsche als die Befehle der Regierung. Man beobachtete, man fürchtete sich gegenseitig. Man erlangte Gehorsam auf dem Wege der Unterhandlung, nicht durch Befehl. Der Marschall Davoust glich jenen römischen Feldherren an der Spitze unentschiedener Legionen, die nur den Befehlen gehorchten, zu deren Ertheilung sie den Senat gezwungen hatten. Davoust fügte sich indessen mehr in diese Rolle, als daß er darnach strebte. Ergriffen von dem Unglück seines Vaterlandes und überzeugt, daß eine Erneuerung des Krieges, wenngleich von Vortheil für seine Popularität und seinen Ruf, nur eine Verlängerung des Todeskampfes Frankreichs wäre, bot er, während er den Schein rettete, mit aufrichtiger Selbstverleugnung Alles auf, um die Armee zu beschwichtigen und ihren Zorn durch Zugeständnisse zu dämpfen.

XVI.

Seine Tagesbefehle aus Orleans und Tours gaben Zeugniß von diesen Bemühungen, um die Erbitterung der Führer und der Soldaten zu besänftigen. „Die Kommissare," sagte er zu den Truppen, „geben die Versicherung, daß eine Reaktion nicht zu fürchten sei, daß die Leidenschaften beherrscht, die Personen geachtet, die Prinzipien gerettet werden, daß keine willkürlichen Absetzungen in der Armee stattfinden, daß ihre Ehre nicht angetastet werden soll. Man hat Bürgschaften dafür," setzte er hinzu, „in der Ernennung des Marschalls Saint-Cyr zum Kriegsminister und in der Ernennung Fouché's zum Polizeiminister. Diese Bedingungen sind annehmbar. Das Nationalinteresse muß die Armeen wieder offen mit dem Könige vereinigen. Dieses Interesse fordert einige Opfer, bringen wir sie mit bescheidener Energie. Die unversehrte, die einige Armee wird im Nothfall der Mittelpunkt werden, um den sich die Franzosen und selbst die Royalisten sammeln. Einigen wir uns, schließen wir uns eng aneinander, trennen wir uns niemals, seien wir Franzosen! Dies ist, wie ihr wißt, die Gesinnung, die mich von jeher beseelte. Sie wird mich nur mit meinem letzten Seufzer verlassen!"

Die Masse der Armee gab so hochherzigen Worten Gehör. Sie begann ihre Schuld zu fühlen und das Unglück zu beklagen, welches sie über das Vaterland gebracht hatte. Sie antwortete darauf mit einem großartigen Akt der Reue und Unterwerfung, mit einer Erklärung, welche die Korpsführer den Kommissaren und die Kommissare dem Marschall zustellten, um sie

durch den Generalissimus an den König gelangen zu lassen.

„Sire," heißt es in dieser patriotischen Thronentsagung der Armee, „im Vertrauen auf Ihre Großmuth und entschlossen, durch die Wiedervereinigung mit Ihnen den Bürgerkrieg zu verhüten, und diejenigen Ihrer Unterthanen, die durch die Verhältnisse von Ihnen entfernt worden sein sollten, durch ihr Beispiel zurückzuführen, schmeichelt sich die Armee, daß Sie ihre Unterwerfung mit Nachsicht aufnehmen und, indem Sie einen Schleier über das Vergangene breiten, keinem Ihrer Kinder Ihr Herz verschließen werden."

Dieser Akt war ehrenvoll für die Armee und rührte den König und Frankreich. Am folgenden Tage wagte der Marschall Davoust noch mehr und forderte von der unterworfenen Armee die freiwillige Aenderung ihrer Fahnen.

„Soldaten," sagte er, „Ihr habt nur noch den Akt der Unterwerfung zu vollenden, den Ihr so eben durch einen schmerzlichen, aber nothwendigen Beweis des Gehorsams begonnen habt... Pflanzt die weiße Fahne auf! Ich weiß, daß ich damit ein großes Opfer von Euch verlange... Seit fünfundzwanzig Jahren hängen wir Alle an diesen Farben, die wir getragen haben... Aber das Wohl des Vaterlandes fordert von uns dieses Opfer... Ich bin unfähig, Soldaten, Euch einen Befehl zu geben, welcher der Ehre zuwiderläuft. Erhaltet dem Vaterland eine zahlreiche und tapfere Armee!"

XVII.

Man verstand, was der Generalissimus mit den letzten Worten meinte, ohne daß er es sagte. Der König war durch die unverschämten Repressalien Blücher's in Paris bereits bedrückt und beschimpft worden. Die Jenabrücke dem Marsfeld gegenüber, auf welche dieser Barbar seine Soldaten aufmerksam gemacht hatte, wurde unterminirt und die Mine mit Pulver angefüllt, um mit dem Namen dieses Denkmals den Namen der Schlacht zu begraben, die Preußen vernichtet hatte. Der König rettete sie nur durch die Vermittelung des Kaisers Alexander, die er anrief, und durch die mehr theatralische als vernünftige Drohung, die er öffentlich aussprach, sich im Augenblicke der Explosion selbst auf jene Brücke zu stellen, um mit einem von seiner Majestät und seinem Leben geschirmten Denkmal seines Reichs zu Grunde zu gehn.

Die Denkmäler der Kunst, Erz- und Marmorblöcke, Gemälde, Bildsäulen, antike Wagen, eine den Nationen, den Hauptstädten, den Palästen, den Museen, den Bibliotheken Europas abgenommene Beute, die der Sieg im Louvre und auf den öffentlichen Plätzen von Paris aufgehäuft hatte, wurden von den Soldaten der Völker und Fürsten, denen die Eroberung sie entrissen hatte, am hellen Tage mit bewaffneter Hand zurückverlangt und wieder geraubt. Die Eroberung nahm wieder, was die Eroberung genommen hatte. Diese Trophäen wanderten von Paris nach Rom, nach Florenz, nach Wien, nach Berlin, nach Turin, nach Madrid zurück. Sie waren nicht Eigenthum, sie waren Beute. Der Wechsel des Schicksals machte allein das Recht des

Besitzers aus. Die unparteiische Gerechtigkeit konnte die frühern Eigenthümer dieser Meisterwerke nicht anklagen, wenn sie die Schätze, die ihnen entrissen worden, wieder an sich nahmen und ihren Hauptstädten und ihrem Vaterlande zurückgaben. Das Schwert war der einzige Rechtstitel gewesen; es war nicht Raub, — denn man achtete das Staatseigenthum und die Nationaldenkmäler der Franzosen, — es war eine gewaltsame Zurücknahme der Siegesbeute. Das Gewissen fühlte es, aber der Nationalstolz murrte gewaltig und man fürchtete einen verzweifelten Aufstand in Paris.

Der Genius Frankreichs, ebenso kunstliebend als kriegerisch, hatte sich an diese Leinwandstücke, diese Marmorbilder, diese ehernen Bildsäulen mit einer größern und edlern Leidenschaft geheftet, als an Schätze und Ländergebiete. Es war ihm weniger schmerzlich und schien ihm weniger demüthigend, Provinzen und Königreiche abzutreten, als Gemälde oder Bildsäulen. Das Volk glaubte, man plündere Haus und Hof, und sein Nationalgut werde, unter Barbarensoldaten versteigert, Europa für ewige Zeiten Zeugniß geben von seiner Niederlage und seiner Demüthigung. Maler und Bildhauer waren empört. Die Poesie beweinte in den wehmuthsvollen, aber zugleich racheathmenden Elegien Casimir Delavigne's, welche „Messéniennes" betitelt sind, die Verwüstung des Louvre und die Entfernung der steinernen Göttinnen und Götter.

Talleyrand hatte ein zu klares Bewußtsein von der Lage der Dinge und war zu sehr an die Erörterung der Fragen des öffentlichen Rechts gewöhnt, als daß er den Verbündeten diese Wiedererstattung streitig machte, die sie mit eigenen Händen ins Werk setzten. Vernunftgründen hätte er nur Trugschlüsse entgegenzusetzen ver-

mocht. Er drückte die Augen zu, während diese Beutestücke weggenommen wurden. Er verachtete das Murren des Volks und antwortete, als wäre es ihm zu gering, um solche Kleinigkeiten sich zu kümmern, denjenigen, welche ihm die Aufregung der Hauptstadt meldeten und ihn baten, im Namen Frankreichs und des Königs einzuschreiten: „das ist nicht meine Sache!" Er hatte Recht; Widerstand leisten war unmöglich, flehen war feig, seufzen erniedrigend; man konnte nur schweigen und die Augen abwenden.

XVIII.

So bald die Verbündeten erst massenhaft in Paris versammelt waren und die Provinzen allmälig mit ihren Armeekorps überschwemmten, forderten sie Subsidien, drückten Stadt und Land mit Requisitionen jeder Art, plünderten für den Bedarf ihrer Horden die öffentlichen Kassen, bedrängten, leerten und verwüsteten die Wohnungen der Reichen und Armen. Die Preußen besonders, sei es, daß sie mehr Zerstückelungen und Plünderungen ihres Vaterlandes zu rächen hatten, oder daß sie, kriegerischer als alle übrigen germanischen Stämme, mehr von jener Rohheit der Unterdrückung und Erpressung hatten, die man im Felde annimmt, die Preußen besonders, sagen wir, zeichneten sich, wie im Jahre 1814, durch Gewaltthaten und Brutalitäten aus, durch die sie ihre Herrschaft noch mehr gefürchtet und ihren Namen noch verhaßter in Frankreich machten. Am Tage ihres Einzuges hatten sie der Stadt Paris eine Kriegssteuer von hundert Millionen aufer-

legt. Die vom König ernannten Präfekten, die Bürgermeister der Städte und Dörfer waren nicht im Stande, ihre Departements und ihre Ortschaften vor den unersättlichen Erpressungen und Plünderungen zu schützen. Die Preußen behandelten Frankreich, troß der Versöhnung, welche die Uebereinkunft von Saint-Cloud und die Gegenwart des Königs gestiftet, als ein erobertes Land. Sie betrachteten es nicht als das Reich eines Königs, der ihr Verbündeter war, sondern als die Beute, die sie Napoleon, ihrem Feinde, abgenommen hatten. Sie legten Hand an mehrere Präfekten, die sich ihnen mit muthiger Unabhängigkeit zu widersetzen wagten; sie nahmen sie gefangen und führten sie aus ihren Provinzen hinweg.

Ein Schrei des Schmerzes, der Noth und Entrüstung erhob sich in vielen Provinzen, die von ihnen und von den wilden Oesterreichern besetzt waren, und drang zum König, um seinen Schutz zu erflehen oder mit einem verzweifelten Aufstand zu drohen.

Der Herzog von Wellington, bescheidener im Siege und schonender bei der Okkupation, hielt die Engländer außerhalb Paris in einer Mannszucht, die den Heerd der Bürger und das Ansehen des Königs achtete, dem er die Liebe des Volks verschaffen wollte, als er ihn wieder einsetzte. Er benahm sich als Bundesgenosse gegen Ludwig XVIII., nachdem er sich als Sieger gegen Napoleon benommen hatte. Er beschimpfte nicht die Regierung des Königs, er zog sie sogar häufig zu Rathe; er unterstützte sie gegen die Brutalitäten Blücher's. Aber trotz seiner Vorstellungen drohte dieser General, sich der Gelder des Schatzes zu bemächtigen und sich an den öffentlichen Kassen zu vergreifen, wenn Paris ihm die hundert Millionen nicht zahle, die er

ihm bei seinem Einzuge auferlegt hatte. Die Gegenwart seines Königs und des Kaisers von Rußland, die endlich in Paris eintrafen, bändigte die Repressalienwuth des preußischen Generals.

Die Kriegssteuer, welche Preußen Paris auferlegt hatte, wurde um zehn Millionen herabgesetzt. Allein Blücher hatte die Gewehrfabriken in Versailles und seine Soldaten hatten Privathäuser dieser königlichen Residenz geplündert.

XIX.

Während die Feldherren und die Souveraine in Paris sich versammelten, strömte Europa, das der 20. März insgesammt unter die Waffen gerufen und in Bewegung gesetzt hatte, fortwährend von allen Seiten über die Grenzen in das Innere Frankreichs. Die französischen Provinzen konnten diese Fluth von Nationen kaum fassen, die selbst noch nach Beendigung des Kampfes herbeieilten, um sich für den Schrecken zu rächen, den die Landung Napoleon's der ganzen Welt eingejagt hatte. Die Verbündeten theilten sich in den Raum auf dem französischen Gebiet. Die Engländer, die Belgier, die Holländer, die Hannoveraner hatten alle Städte und Provinzen besetzt, die zwischen Paris und der belgischen Grenze liegen. Die Preußen lagerten in Masse in Paris und überschwemmten von dort aus das Land zwischen der Loire und dem Ocean. Die Oesterreicher, die Baiern, die Würtemberger hatten ihre Kantonnirungen in Burgund, im Nivernais, im Lyonnais und in der Dauphiné. Die österreichisch-piemontesische Ar-

mee war in die Provence und die Champagne hinabmarschirt; die Russen bedeckten Lothringen und die Champagne mit ihren zahlreichen Armeekorps; die Sachsen und Badenser das Elsaß, die Ungarn das Gestade des Mittelmeers, die Spanier die Abhänge der französischen Pyrenäen und die Gebiete von Navarra und Roussillon.

Seit den großen Wanderungen der Barbaren, die sich nach Vertreibung der Eingebornen auf deren Boden festsetzten, hatte noch nie eine solche Fluth bewaffneter Nationen das französische Gebiet überschwemmt. Von allen Seiten erhoben sich die Klagen des Volks gegen den Mann, dessen Begierde, den Thron wieder zu erobern, diese Schleusen der Völker aufs Neue geöffnet und der Welt den Vorwand zu dieser allgemeinen Ueberfluthung gegeben hatte.

XX.

Wo das Landesgebiet auf solche Weise unter den Füßen weggenommen, wo das in seinem Urtheil getheilte, ausgebeutelte, ausgeblutete und entwaffnete Volk aus seinen Festungen vertrieben, in seiner Hauptstadt und auf den Hauptpunkten seiner Thätigkeit, in Lyon, Straßburg, Lille, feindlicher Besatzung preisgegeben, im Süden und Westen für die Sache des Königs aufgestanden, im Osten und hinter der Loire für die Sache seines Feindes begeistert war, konnte der König nur seufzen und schweigen.

Ein entschiedener Schritt der Verzweiflung konnte ihn, wie man meinte, selbst der Loirearmee in die

Arme werfen, die durch die Vendéer verstärkt und beide Fahnen zu einem einzigen Patriotismus vereinigend, den Verbündeten Achtung und Mäßigung geboten hätte. Allein dieser Plan, den einige Generale der Loirearmee und etliche Anführer der Vendéer träumten, die sich gedrungen fühlten, ihren Patriotismus in den Drangsalen Frankreichs zu beweisen, war nur ein Hirngespinnst, das bei der ersten Ueberlegung zerrann. Paris verlassen, hieß den Thron aufgeben. Nachdem er drei Viertel der französischen Provinzen und die Hauptstadt verlassen, hätte er sie mehr als einer Million Fremden, die über die festen Plätze, die Waffen, die Schätze, die Steuern verfügten, mit Gewalt wieder entreißen müssen. Mit welcher Streitmacht konnte der König ein solches Unternehmen wagen? Mit vierzig- bis fünfzigtausend Mann, den Ueberresten der Napoleonischen Armee, und mit einigen tausend Bauern aus der Bretagne als Hülfstruppen? Und einen unmöglichen Erfolg vorausgesetzt, in welchem Zustande hätte der König sein von Millionen Feinden verheertes und zerstückeltes Land wieder gefunden? Ganz Frankreich hätte sich in ein Schlachtfeld nach dem Kampfe verwandelt. Er hätte sein Land mit eigener Hand in Brand gesteckt, wenn er auf diesen Vorschlag eingegangen wäre. Nach der Waterlooschlacht und der Unterwerfung von Paris blieb dem Könige nichts übrig, als sich vom Throne zurückzuziehn, um die Unterjochung seines Reiches nicht mit anzusehen, oder mit den Verbündeten in seinem eigenen und in seines Volkes Namen zu unterhandeln, um eine Herabsetzung des Lösegeldes und eine Milderung der von der Besetzung unzertrennlichen Härten zu erzielen; eine traurige, aber nothwendige Rolle, deren Nothwendigkeit die Nation

fühlte, deren Härten sie entschuldigte und wofür sie im Grunde ihres Herzens ihrem unglücklichen Könige Dank zollte.

XXI.

Aber die Gegenwart dieser Armee Napoleon's, die zwar jetzt dem Könige unterworfen, aber hinter einem bedeutenden Strome auf einen einzigen Punkt des Reiches zusammengedrängt war und sich im Rücken an kriegerische Provinzen wie die Bretagne und Auvergne lehnte, beunruhigte nichtsdestoweniger die Mächte. Der Rath der Souveräne verlangte vom Könige ihre Entlassung.

„Der in Wien zwischen den Mächten geschlossene Bundesvertrag," schrieb der russische Bevollmächtigte, Herr von Nesselrode, an Herrn von Talleyrand, „ist gegen Bonaparte und dessen Anhänger, vor Allem aber gegen die französische Armee geschlossen worden, deren regelloser Ehrgeiz und unersättlicher Eroberungsdurst Europa mehrmals erschüttert hat. Durch das Bedürfniß eines allgemeinen Friedens bestimmt, verlangen der Kaiser von Rußland und seine Verbündeten gebieterisch die Entlassung dieser Armee sowohl im Interesse des Königs von Frankreich, als im Interesse der Ruhe der Völker."

Der König, der in der Armee Bonaparte's nur einen Ueberrest von Prätorianern erblicken konnte, in welchen der Fanatismus für seinen Mitbewerber um den Thron und die Widersetzlichkeit gegen sein Geschlecht und seine Regierung ewig sich fortpflanzen würden, mußte die Auflösung dieser Armee und ihre Umwand-

lung in eine territoriale und königliche Armee lebhaft wünschen. Er beeilte sich, einer Weisung der Mächte zu gehorchen, die in Allem mit seinen eigenen Interessen übereinstimmte.

Die Entlassung der Loirearmee wurde ausgesprochen. Die Regimenter wurden in sechsundachtzig Departementallegionen von je drei Bataillonen und in zweiundfünfzig Regimenter Reiterei und Artillerie eingetheilt. Um den Korpsgeist, diese nicht auszurottende Tradition der Truppen, zu zerstören, welche die Menschen überdauert und in der Fahne und im Namen der Regimentsstämme fortlebt, sollte jede Legion aus Soldaten gebildet werden, die in dem Departement geboren waren, das der Legion seinen Namen lieh; ein treffliches Mittel, um den Bonapartismus in diesen Korps zu ersticken und den Geist der Landschaft, der sie angehörten, an seine Stelle zu setzen. Dies war ein geschicktes Mittel, um wenigstens im südlichen und westlichen Frankreich royalistische Legionen zu bekommen, aber auch ein eben so sicheres Element des Bürgerkriegs im Fall eines Meinungskampfes zwischen den verschiedenen Parteien Frankreichs; endlich eine noch in anderer Hinsicht verderbliche Einrichtung, da sie ihrem Wesen nach mehr föderativ als national war, und da sie, indem sie den Provinzialgeist in den Mitgliedern der Armee erweckte, den Geist der Nationaleinheit schwächen mußte, in welchem die Stärke der Armee gegen die Parteien und das Ausland besteht.

Der Marschall Macdonald wurde mit der Auflösung und Reorganisation der Armee betraut.

XXII.

Vor Allem war es unerläßlich, die Lage Frankreichs und des Königs den Mächten gegenüber in einem endgültigen Friedesvertrage festzustellen. Bis zur Abschließung und Unterzeichnung dieses Vertrags war Frankreich nur ein erobertes Land, der König nur der offiziöse Kommissar zwischen seinem Volk und Europa. Talleyrand, der sich glücklich pries, den Schwierigkeiten der innern Regierung zu entschlüpfen, die er Fouché überlassen hatte, versenkte sich ganz in diese Unterhandlung, auf welche der König hauptsächlich sein Augenmerk gerichtet hatte. Man nahm in Paris den durch den 20. März unterbrochenen und durch die Katastrophe von Waterloo verschlimmerten Wiener Kongreß wieder auf.

Die diplomatischen Verhandlungen zwischen Herrn von Talleyrand und den Bevollmächtigten Europas wurden bei Lord Castlereagh, dem ersten Minister Englands, eröffnet, dem die Achtung der Souveräne vor dem Sieger von Waterloo den Vorrang bei der Leitung der Unterhandlungen überließ. Täglich versammelten sich bei ihm mehrere Stunden lang Herr von Talleyrand, der Herzog von Wellington, Lord Castlereagh, Herr von Metternich, Herr von Weißenberg, Herr von Hardenberg, Herr von Humboldt, Fürst Rasumowsky, Herr von Nesselrode, Herr Capo d'Istria, Herr von Gentz, ein deutscher Publizist, Herr Pozzo di Borgo und einige von den am meisten in das politische Geheimniß ihrer respektiven Kabinette eingeweihten Generalen.

Man regelte zuvörderst die bisher willkürlichen Forderungen durch Verträge und wies den verschiedenen

Armeekorps bestimmte Departements an. Hierauf berathschlagte man über das Loos Napoleon's, der sich damals noch auf den britischen Rheden befand, ohne daß sein Schicksal entschieden war. Er wurde zum Kriegsgefangenen Europas erklärt, seine Bewachung England anheimgestellt und zu seinem Aufenthalt die Insel Sankt Helena bestimmt. Der Friede zwischen Frankreich und England wurde sofort wieder hergestellt. Da Großbritannien nur an Napoleon allein den Krieg erklärt hatte, so war die Ursache des Kriegs mit ihm verschwunden.

Um einem edlen Menschlichkeitsgefühle zu schmeicheln, mit welchem England unter dem Einflusse der religiösen Begeisterung Wilberforce's vorangegangen war, stellte Talleyrand im Namen Frankreichs die Abschaffung des schändlichen Negerhandels als Grundsatz auf.

XXIII.

Man fragte sich sodann, ob die Verbündeten Krieg geführt hätten, um Eroberungen zu machen, oder bloß die durch Napoleon gestörte Ordnung Europa's wieder herzustellen. Die Großmächte, hochherziger gesinnt, bekannten sich zu diesem letztern Grundsatz. Die kleinen Mächte, habgieriger und ehrgeiziger, bestritten ihn. Die Niederlande verlangten die Zurückgabe des Elsasses, Lothringens, Flanderns, der Herrschaft Artois an ihre früheren Besitzer. „Die Eroberung," sagten sie, „hat das Recht, Eroberungen wieder zu nehmen."

Preußen unterstützte die Niederlande durch das Organ des Herrn von Humboldt. Es verlangte für

sich selbst die Abtretung von Montmédy, Metz, Saarlouis und Thionville.

Metternich forderte im Namen Oesterreichs eine Gebietsentschädigung, eine Bürgschaft für dauernde Sicherheit, eine mit den angrenzenden Staaten in Einklang stehende Staatsform und für den Augenblick militärpolizeiliche Maßregeln, um die Aufruhrgelüste der Armee zu unterdrücken.

Der König von Sardinien machte Anspruch auf das im Vertrage von 1814 an Frankreich überlassene Savoyen. England und Rußland verlangten nichts.

Auf ihre freundschaftlichen Vorstellungen beschränkte man sich darauf, die Schleifung Hüningens, eine Entschädigung von sechshundert Millionen für Kriegskosten, eine Summe von zweihundert Millionen zur Anlegung neuer Festungen gegen künftige Angriffe Frankreichs, einen Grenzkordon von hundertfünfzigtausend Mann Verbündeter, die auf Kosten Frankreichs unterhalten und unter einem von den Verbündeten ernannten General stehen sollten, auf sieben Jahre, endlich eine bedeutende Gebietsabtretung im Norden Frankreichs, die Herausgabe von Condé, Philippeville, Givet und Maubeuge an die Niederlande zu fordern.

XXIV.

Talleyrand stützte sich auf das unparteische Wohlwollen Lord Wellingtons, um die unbillige und schimpfliche Uebertreibung dieser Bedingungen zu bekämpfen. Der König selbst verwandte sich persönlich in Privatgesprächen bei dem Kaiser von Oesterreich, dem Könige

von Preußen, besonders aber bei dem Kaiser von Rußland, dem hochherzigsten und einflußreichsten unter den Fürsten der Koalition. Außerdem wirkte er auf das Herz dieses Monarchen durch den mystischen Einfluß der Frau von Krüdener, dieser christlichen Sibylle, die den menschlichen Ehrgeiz in der Seele des Kaisers von Rußland durch religiöse Bestrebungen zur Gründung einer intellektuellen und moralischen Ordnung in Europa verdrängte.

Lord Wellington und der Kaiser legten sich großmüthig ins Mittel, um Europa keinen zu argen Mißbrauch des Sieges gegen einen Fürsten, der am Attentate Napoleon's unschuldig war, und gegen eine Nation zu gestatten, die von seiner Armee unterjocht, dieses Attentat mehr geduldet als unterstützt hatte. Das Ultimatum der Mächte, welchem Rußland und England mehr aus Rücksicht auf ihre Verbündeten als aus eigener Habgier beitreten zu müssen glaubten, wurde zwischen ihnen heimlich verabredet und über einen Monat vor Talleyrand und dem Könige geheim gehalten.

Zu Anfang Septembers kam es endlich an den Tag. Es war niederschmetternd für den König. Es enthielt die oben erwähnten Bedingungen, die kaum gemildert waren: eine theilweise Gebietsabtretung, eine Geldbuße von einer Milliarde, eine Besetzung auf sieben Jahre, eine Loskaufung Frankreichs von der Theilung durch die Entwaffnung, den Untergang, die Schmach und die Vollziehung dieses Kaufs durch den König, der mit der Auslösung seines Landes so seinen Thron auf Kosten seines Volks zu erkaufen schien.

Ludwig XVIII. vergoß im Stillen bittere Thränen. Kaum vermochte er seine Verzweiflung vor seinen Vertrauten zu verbergen. „Mein Platz," rief er oft,

„wäre in Hartwell oder in der Loirearmee. Meine Verbündeten richten mich zu Grunde, während sie sich das Ansehen geben, als wollten sie mich retten.“ Hätte dieser Fürst jener edeln Verzweiflung seiner Seele Gehör gegeben, hätte er den Verbündeten einen um den verlangten Preis zu theuern Thron zurückgestellt, so würde er diesen Thron vielleicht auf einige Tage verloren, aber das verlegene Europa würde ihm seine Krone unter würdigern Bedingungen wiedererstattet haben. Die Eingebungen des Ehrgefühls sind unter so außergewöhnlichen Verhältnissen die einzig sichern. Sich für Gefangene Europas erklären, wäre für Ludwig XVIII. und seine Familie besser gewesen, als den Schein der Mitschuld an der Demüthigung und Brandschatzung seines Landes auf sich zu laden.

XXV.

Statt sich über sich selbst zu ärgern, faßte er einen tiefen Groll gegen die Ohnmacht oder Ungeschicklichkeit des Herrn von Talleyrand. Der Fehlschlag ihrer Unternehmungen wird für Staatsmänner wie für Kriegsmänner leicht zum Verbrechen. Zudem war Talleyrand eine Bürde, die im Stillen auf der Eigenliebe und Würde Ludwig's XVIII. lastete. Dieser Staatsmann war eine Nothwendigkeit, aber eine lästige und beschwerliche Nothwendigkeit. Die Ueberlegenheit Talleyrand's trat im Konseil zu sehr hervor, um die Ueberlegenheit des Königs nicht ein wenig in Schatten zu stellen.

Talleyrand war von hoher Abkunft; dieser Minister hatte Etwas von einem großen Herrn und zeigte bei

seinen Dienstleistungen eine gewisse Herablassung. Er vergaß nicht und ließ den König nicht vergessen, daß seine Hand ihn auf den Thron gehoben, daß die Hand des Herrn von Blacas ihn von demselben herabgezogen. Die Rathschläge, die er im Konseil ertheilte, waren kurz und gebieterisch. Er ließ sich auf keine Erörterungen ein, er gebot. Vertrauter mit den Menschen und Dingen der Neuzeit, als Ludwig XVIII., einflußreicher bei den fremden Souveränen und ihren Ministern, als der König, übte er durch seine aufgedrungene Ueberlegenheit mehr eine Schutzherrschaft, als die Gewalt eines Ministers aus. Seine Macht lag mehr in seinem Namen als in dem Titel Konseilpräsident, den er führte. Der König, der sich genöthigt sah, ihn wegen seiner vermeintlichen Geschäftstüchtigkeit zu schonen, war nicht ungehalten, diese Kapazität Fehler begehen zu sehen, da er nun in den Augen der Menge die Erfolglosigkeit der Unterhandlung auf den Unterhändler schieben und sich das Ansehn geben konnte, als sei er durch das Staatsinteresse gezwungen, einen Minister zu entlassen, der zu sehr an einen Majordomus erinnerte.

XXVI.

Ueberdies muß man gestehen, daß Talleyrand, der als Unterhändler auf dem Wiener Kongresse so nützlich gewesen war, weder im Jahre 1814, noch seit der zweiten Rückkehr des Königs im Jahre 1815 als Minister irgend eine von den hohen Fähigkeiten bewiesen hatte, die in konstitutionellen Ländern den Staatsmann ausmachen. Er besaß weder die Thatkraft, noch die

Rührigkeit, noch die Redegabe, welche die drei Grundbedingungen parlamentarischer Regierungen sind. Geschehnlassen, stolze Indolenz, kluges Schweigen waren seine Natur, seine Gewandtheit, seine Taktik. Allein diese drei Tugenden der Geistesträgheit, vortrefflich in Zeiten, wo das Staatsschiff in gehöriger Richtung von selbst durch die Wogen gleitet, waren unzureichend in jenen stürmischen Zeiten, wo man den Weg suchen und oft zwischen den Klippen und gegen die Winde laviren mußte. Es gibt Augenblicke, wo man die Zeit fassen und die Meinungen mit aller Gewalt fortreißen muß. Talleyrand liebte den Schlaf und zählte gern auf jene verborgene Macht der Verhältnisse, die viel vermag, aber nicht Alles. Der Sorglosigkeit, mit der er die günstige Gelegenheit abwartete, und der Gewandtheit, mit der er sie ergriff, verdankte er wenigstens zur Hälfte seinen staatsmännischen Ruf.

Niemand hatte seinen Ruf mehr der Vorsehung gestohlen. Als die Zeit für ihn durch die thätige Hand Napoleon's handelte, war es gut. Aber seitdem der Hofgeist im Palaste und der Parteigeist in den Parteien den Nationalgeist unter den Augen und unter der Hand einer schlaftrunkenen Regierung zersetzte, war es übel. Der Minister sah den Verfall des Throns und des Volks, aber er gab der Regierung durchaus keinen Anstoß zu einer entschiedenen Bewegung, sondern ließ sie durch innere Laster, die Alles vergifteten, und durch äußere Schwierigkeiten, die immer mehr wuchsen, unaufhaltsam zu Grunde gehen. Die Natur hatte ihm auch nicht den Muth und die Fähigkeit, vor einer Versammlung zu reden, verliehen. Er hatte stets eines Mannes bedurft, den er in den großen politischen Dramen, an denen er Theil genommen hatte, mehr als

Souffleur denn als handelnde Person vorschieben konnte. Ohne Feuer in der Brust, ohne Wärme in der Rede und ohne Leidenschaft, wie hätte er eine Versammlung anzufeuern, zu entflammen, zu begeistern vermocht? Die Parteilosigkeit ist niemals beredt, denn die Beredtsamkeit ist nur der Ausdruck der Ueberzeugung. Die Tribüne hätte ihn daher der Opposition oder den Parteien gegenüber nur noch unbedeutender erscheinen lassen. Aber die Stunde der Tribüne sollte bald schlagen, die Wahlen standen bevor, es bildeten sich Parteien, Frankreich war im Begriff, seine Stimme wiederzuerlangen. Der König fühlte, daß Talleyrand's Stimme vor den Interpellationen, die nicht ausbleiben konnten, verstummen würde. Talleyrand selbst mußte vor der neuen Rolle erschrecken, die ihm die Kammern auferlegen würden. Dieser Rolle war er in der Blüthe seiner Jugend und seines Ehrgeizes zur Zeit der konstituirenden Versammlung nicht gewachsen gewesen. Er war hinter Mirabeau verschwunden. Wie sollte er ihr jetzt gewachsen sein? Mußte er nicht fürchten, allen Nimbus zu verlieren? Er zog es vor, lieber bei Zeiten durch die Unzufriedenheit des Königs, als einige Tage später durch seine eigene Unzulänglichkeit zu fallen.

Dies waren die Gründe, aus denen der König den Rücktritt seines ersten Ministers wünschte und die auf Talleyrand selbst ihren lähmenden Einfluß äußerten. Dazu kam noch ein anderer Grnnd, der bereits stark auf das Herz des Königs wirkte, obwohl ihn der Hof noch nicht kannte. Dies war die plötzliche, lebhafte und tiefe Neigung, die der König seit einigen Tagen zu einem neuen Günstling gefaßt hatte, denn man kann dem Gefühle, das ihn zu einem jungen Manne

hinzog, den er kaum gesehen hatte und der ihm bereits unentbehrlich war, keinen andern Namen geben. Dieser junge Mann war Decazes.

XXVII.

Ludwig XVIII. hatte, wie die Fürsten, die in der Nähe des Throns geboren und am Gängelband der Etikette und in der Weichlichkeit des Hofs erzogen sind, die den Menschen vor den rauhen Berührungen des gemeinen Lebens bewahrt, etwas Weibisches in seinem Charakter. Die männliche Zärtlichkeit, welche die Gebrechlichkeit seinem Körper raubte, fehlte seinem Gemüth. Er besaß zu wenig zur Liebe, diesem Kraftüberfluß gewaltiger Naturen, aber genug zur Freundschaft. Seine Freundschaft steigerte sich durch ihre Innerlichkeit und Treue leicht bis zur Leidenschaft und zum Favoritismus. Er adelte sie durch seine Beständigkeit.

Nachdem er einige Frauen in seiner Jugend mehr verehrt als geliebt hatte, unter Andern die Marquise von Balby, eine mehr durch Geist als durch Schönheit blendende Erscheinung, hatte er in seiner Freundschaft zu Herrn von Avaray und Herrn von Blacas Beweise von dieser Beständigkeit gegeben. Herr von Avaray, der dieses Gefühl durch seine Anmuth und Sanftmuth, Herr von Blacas, der es durch seine Treue rechtfertigte, waren ihm, Jener durch den Tod, Dieser durch den Volkshaß, dem er ihn opfern mußte, wenn er dem Throne nicht entsagen wollte, entrissen worden.

Frau von Balby war noch am Leben, aber sie war gealtert; ein geheimer Groll, der während der Zeit der Emigration erwacht war, schien sie für immer dem Hofe und Herzen des Königs entfremdet zu haben. Er hatte also keinen vertrauten Freund in dem Palaste, wo er früher im Kreise geliebter Vertrauten Erholung für Geist und Gemüth nach den Qualen seines Herzens, nach den Mühen seines politischen Ehrgeizes, nach seinen literarischen Arbeiten gefunden hatte. In der Familie, die ihn umgab, konnte er solche Freundschaft, solch sicheres Vertrauen, solche Herzensergießungen nicht wieder finden. Er glaubte den Mitgliedern seines Hauses an Verstand und Einsicht weit überlegen zu sein und war es auch in der That.

Er hegte eine große Liebe zu seiner Nichte, der Herzogin von Angoulême, aber sie war kalt, zurückhaltend, verschlossen und erzogen in dem der Tochter so vieler geliebter Opfer sehr natürlichem Abscheu vor Vergleichen und Unterhandlungen mit der Revolution und den Männern der Revolution, die der König aus Politik zu rechtfertigen und zu ertragen gezwungen war. Ihre Gegenwart war ihm oft ein stummer Vorwurf, besonders seitdem Talleyrand und Fouché in seinem Rathe saßen. Was man fürchtet, das liebt man nicht lange.

Sein Neffe, der Herzog von Angoulême, war ihm wegen seines bescheidenen Ernstes, wegen seines schülerhaften Benehmens und seiner Ehrfurcht vor der Weisheit des Königs auf dem Throne, wegen seines sanften und gehorsamen Charakters weit angenehmer. Er nannte ihn seinen Germanicus. Aber weniger hervorragend durch Verstand als durch Gemüth, stand der Herzog von Angoulême in geistiger Beziehung zu tief

unter seinem Oheim, als daß der König geistigen Umgang mit diesem Neffen hätte pflegen können.

Der Herzog von Berry, sein anderer Neffe, war geistreich und tapfer, aber leichtfertig, barsch und in Folge seiner jugendlichen Leidenschaftlichkeit und seines müßigen Lebens überaus vergnügungssüchtig. Der König ließ seinen militärischen Neigungen und seinen Herzenslaunen freien Spielraum; er machte ihn, wie er sich ausdrückte, zum Alcibiades seiner Dynastie, er überließ ihn der Bewunderung und der Bosheit der Jugend.

Die Prinzen aus dem Hause Condé, die sich entweder überlebt hatten oder reine Nullen waren, blieben mit etlichen Greisen und Frauen an ihrem altmodischen Hofe, bei ihren Jagden und Festen in Chantilly.

Der Herzog von Orleans hätte mit den Ansichten des Königs mehr übereingestimmt, seinem Geiste mehr geglichen, für seine Ueberzeugungen mehr Anziehungskraft gehabt, aber er war für das königliche Haus eine lebendige Erinnerung an seinen der Familie Ludwig's XVI. so verderblichen Vater und stand außerdem im Verdacht, daß er sich mit der Hoffnung auf eine persönliche Usurpation schmeichle. Einen Nebenbuhler liebt man nicht, einem Mitbewerber schenkt man kein Vertrauen. Der Herzog von Orleans war amnestirt, mit Apanagen ausgestattet, mit Gnadenbeweisen, Gunstbezeigungen und Reichthümern überhäuft; aber sowohl die Sorge für seine eigene Popularität, als die politische Klugheit des Königs hielten ihn in der Entfernung.

XXVIII.

Es blieb noch der Graf von Artois, der Bruder und muthmaßliche Nachfolger des Königs auf dem Throne; der König liebte ihn ungeachtet, ja vielleicht wegen seines untergeordneten Verstandes, der ihn hinderte, denselben zu fürchten. Zu der Verwandtschaft gesellte sich die Freundschaft. Des Herzens dieses Bruders versichert, der seine Verbannung und seine bösen Tage mit ihm getheilt hatte, sah er in ihm einen Zeugen seiner ersten Glanzperiode, einen Ueberbleibsel des alten Hofes, einen Gefährten der nämlichen Widerwärtigkeiten; aber mit dem Grafen von Artois verknüpften ihn nur die Bande des Blutes, des Herzens, der Erinnerungen, des Zusammenlebens, des Schicksals. Die Ueberzeugungen trennten die beiden Brüder, wenn man bei dem Grafen von Artois geistige Gewohnheiten, die er mit auf die Welt gebracht hatte, die das Vorurtheil und die Gedankenlosigkeit der frühesten Jugend genährt, die sich im reifern Alter durch den ausschließlichen Umgang mit Verbannten des Adels und der Kirche, welche sich am wenigsten mit dem neuen Geiste versöhnen konnten, erhalten hatten und die er aus der Verbannung in den Palast zurückbrachte, um sie von allen Schmeichlern des Veralteten und von allen Ränkeschmieden ausbeuten zu lassen, Ueberzeugung nennen kann.

XXIX.

Dieser Prinz hatte seit seiner Rückkehr von Gent, obwohl er in Arnouville nicht allzulaut über die Demüthigung Ludwig's XVIII., über die Unentbehrlich-

keit Fouché's gemurrt hatte, unmittelbar nach dem Einzuge des Königs in die Tuilerien wieder einen Kreis von royalistischen Führern um sich gesammelt und die alte Gewohnheit einer geheimen Opposition gegen die Regierung seines Bruders wieder angenommen, die ihn zum Troste des alten Hofes, zur Hoffnung des Ehrgeizes der Aristokratie und der Kirche, zum unfreiwilligen Werkzeuge der Männer machte, welche gegen beide Parteien gleichgültig waren, aber ihnen schmeichelten, um sich emporzuschwingen.

Der rechte Flügel des Tuilerienschlosses, der sogenannte Pavillon Marsan, war die Wohnung des Grafen von Artois und der Heerd dieses kleinen Emigrantenhofes mitten im Lande der Revolution. Der Politiker dieser Partei im Innern des Palastes war wiederum Herr von Vitrolles. Herr von Vitrolles war im Jahre 1814 das Organ gewesen, das die Worte des Herrn von Talleyrand dem Grafen von Artois überbrachte. Er hatte mit mehr Eifer als wahrem Nutzen die Fäden zu einem gewissen Einverständnisse zwischen den laugewordenen Bonapartisten, den fremden Diplomaten und den Prinzen verknüpft, um eine Restauration herbeizuführen, die nicht von dem Erfolge dieser kleinen Komplotte, sondern von der Niederlage oder dem Siege Napoleon's abhing. Nach der Waterlooschlacht hatte er sich von Neuem in das Vertrauen Fouché's eingeschlichen und war der offizielle oder offiziöse Vermittler der Anträge, welche dieser Minister dem König und den Prinzen machte. Dieser letzte Dienst schien ihm neue Ansprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit des Grafen von Artois gegeben zu haben. Herr von Vitrolles hatte offenbar keine andere Politik, als seinen einschmeichelnden Geist

und seinen royalistischen Eifer; denn er war der Erste gewesen, der die Sache der reinen Monarchie im Jahre 1814 mit der an konstitutionellen Zugeständnissen so reichen Intrigue der Partei Talleyrand's vermischt hatte, dessen freiwilliger Agent er 1814 war, und im Jahre 1815 hatte er wiederum die Sache der reinen Monarchie mit der Intrigue vermischt, die von revolutionären Zugeständnissen und Vergleichen mit dem Kabinette Fouché's strotzte, dessen geheime Mittheilungen er gleichfalls empfangen und hinüber- und herübergetragen hatte.

Herr von Vitrolles hatte jedoch vor allen Männern aus der alten Zeit, die den Grafen von Artois im Pavillon Marsan umgaben, den Vortheil eines jungen, thätigen Mannes voraus, der in Frankreich geblieben war und sich in Alles gemischt hatte, während ihm Männer gegenüberstanden, die, den Verhältnissen fremd, nicht wußten, auf wen oder auf was sie sich in einem in politischer Hinsicht ihnen unbekannten Lande stützen sollten. Der Prinz bedurfte seiner, um ihn als Auge, als Zunge, als Hand in diesen Finsternissen der revolutionären Welt zu gebrauchen, die er ergründen und durchdringen zu wollen die Anmaßung hatte. Kaum herrschten Talleyrand und Fouché allein in dem vom Könige zu Arnouville gebildeten Kabinette, als diese zur Unthätigkeit verdammte und über den Verlust ihrer politischen Bedeutung mißvergnügte Umgebung des Grafen von Artois gegen das Ministerium Verschwörungen anzettelte, politische Pläne zu schmieden und Ministerien zu bestimmen begann, durch welche diese Partei von ränkesüchtigen Männern der alten und der neuen Zeit die Monarchie, wie sie sagte, gegen den König retten wollte.

XXX.

Zu den hervorragendsten Männern dieser keimenden Opposition im Palaste, deren Seele und Triebfeder Herr von Vitrolles war, gehörten an diesem Hofe Herr von Ambray, der unthätige Kanzler von 1814, Herr von Ferrand, ein Parteigänger, den der Royalismus geschaffen hatte, um an ihm einen vermeintlichen Publizisten zu haben, obwohl Bonaparte gleichfalls Herrn Ferrand wegen seiner Grundsätze eines abergläubischen Despotismus berücksichtigt und in Sold genommen hatte;

Herr von Fontanes, der zwar aufgeklärter, aber von dem glühenden Streben erfüllt war, durch die Reinheit und den Eifer seines Royalismus Verzeihung zu erlangen für seine Schwächen gegen den Kaiser;

der Herzog von Lévis, ein Mann des alten Hofes, rechtschaffen, zartfühlend, fleißig, gelehrt, aber zu schwach, um die Bürde einer Politik zu tragen;

Herr Bourienne, ein geistreicher Ueberläufer aus dem Kabinette des Kaisers in das Kabinet der Prinzen, seiner Feinde, beseelt von dem verzweifelten Eifer der Ueberläufer;

Herr Alexis von Noailles, ein junger Mann mit einem glänzenden Namen, von hochherzigem Muth und einer seinem Eifer gleichkommenden Thätigkeit beseelt, der sich durch die Kühnheit seines Glaubens bei den Verfolgungen des Kaisers gegen die Kirche und deren Oberhaupt ausgezeichnet hatte und einer der Ersten

gewesen war, die im Jahre 1814 dem Grafen von Artois und der Monarchie ihrer Väter mit den Waffen in der Hand entgegengeeilt; endlich

Herr von Chateaubriand, der mißvergnügt von Gent zurückgekehrt war, der sich, vermöge seines Geistes großen politischen Rollen gewachsen fühlte, der das Glück im Ehrgeiz nicht verschmähte, ausgeschlossen von den Regierungsgeschäften durch den Abscheu, den er vor Fouché an den Tag zu legen gewagt hatte, durch die Gleichgültigkeit Talleyrand's, der ihn nicht gehörig zu würdigen wußte, und durch den natürlichen Widerwillen Ludwigs XVIII., der ihn nicht liebte. Die Fürsten, diese konventionellen Größen, sind ohne ihr Wissen eifersüchtig auf das Genie, die natürliche Größe. Man kann keinen andern Grund für diese Abneigung Ludwig's XVIII. gegen Chateaubriand finden, der seine Hingebung gegen diesen Fürsten bis zur Verleumdung Bonaparte's getrieben hatte und nichts Anderes verlangte, als sich mit seiner ganzen Treue und seinem ganzen Streben nach Ruhm und Gewalt an ihn zu heften.

XXXI.

In diesem Oppositionslager befanden sich noch andere Leute von untergeordnetem Rufe, wie Laborie, der Kollege und Freund des Herrn Bertin am Journal „les Débats," ein Universalgenie, wo es galt, eine Intrigue zu wittern und die Anknüpfungspunkte aufzufinden.

Herr von La Maisonsfort, ein leichtfertiger, aber glänzender Geist, der im Nothfall den Würdevollen

spielte; ein Mann, der während der Emigration in den Augen Ludwigs XVIII. mit Fauche-Borel und andern dienstbeflissenen Agenten angeblicher Unterhandlungen, die sich wichtig machen wollten, der Intrigue verdächtig, von den leichter zu bethörenden und mehr von Zwischenträgern umstrickten Grafen von Artois sich angeschlossen hatte. Im Jahre 1814 hatte er eine royalistische Flugschrift veröffentlicht, die mit einer ähnlichen Arbeit Chateaubriand's um die Begeisterung der Freunde der Bourbonen gewetteifert hatte. Als er mit dem Prinzen nach Frankreich zurückkehrte, wo er den neuen Persönlichkeiten nicht bekannt war, hielt man ihn für ein politisches Orakel; er war aber nur ein aufgeweckter Kopf, ein Hofmann aus der Zeit Karls des Zweiten.

Die Herren von Polignac, erzogen am Hofe des Grafen von Artois, lebendige Erinnerungen seiner Jugend, Männer von Ehre und von einer Hingebung, die an Fanatismus grenzte, damals noch zu jung, als daß man im Voraus ein Urtheil über ihre politische Bedeutung fällen konnte; Herr von Juigné, Herr von Bruges, Herr von Boisgelin. Keiner von den Männern dieses Hofes und mit diesen Ansichten war von Natur geeignet, für Ludwig XVIII. der Günstling zu sein, dem dieser seine Politik, seine Gedanken, sein Herz hätte anvertrauen können. Der Zufall zeigte ihm diesen Günstling.

XXXII.

Wir haben erzählt, daß am Tage vor dem Einzug des Königs in Paris der Ministerrath, der einen unerschrockenen und umsichtigen Polizeipräfekten suchte,

von welchem man gewiß wäre, daß er die Kammern auflösen, das murrende Volk besänftigen und Ludwig XVIII. den Weg von Arnouville nach den Tuilerien bahnen und sichern würde, Decazes zu diesem Amte berufen hatte. Wir haben ferner berichtet, mit welchem Diensteifer und mit welcher Entschlossenheit des Geistes und der Hand dieser junge Mann bei seinem Vorgesetzten Fouché um die Ehre und Verantwortlichkeit dieses Wagestücks sich beworben. Seit jenem Tage hatte Decazes seinen Eifer verdoppelt, die Regierung aufgeklärt, die Pläne der Parteiüberreste vereitelt, um das Ministerium sich verdient gemacht und noch mehr um den König und die Royalisten.

Trotz aller Wichtigkeit seines Amtes kam doch der Polizeipräfekt wegen seiner untergeordneten Stellung nicht in die Nähe des Königs. Er übergab seine Arbeit dem Polizeiminister, der dem Fürsten im Conseil darüber Bericht erstattete. Als aber ein vermeintlicher Vergiftungsversuch gegen den Kaiser Alexander die Adjutanten dieses Fürsten im Elysée einen Augenblick in Angst gesetzt hatte und Decazes in seiner Eigenschaft als Polizeidirektor es für seine Pflicht hielt, dieser Sache auf den Grund zu kommen und nachzuweisen, daß das Ganze eine Schnurre sei, ließ der König, beunruhigt durch die Gerüchte, welche dieses Ereigniß in Paris hervorrief, und um dem Kaiser Alexander zu zeigen, wie sehr er für die Sicherheit eines so hohen Gastes besorgt sei, Decazes rufen, um die Einzelheiten dieser Geschichte aus seinem Munde zu vernehmen.

Das Gesicht des jungen Polizeipräfekten, sein schüchternes und zugleich dienstfertiges Benehmen, seine feine und deutliche Ausdrucksweise, der Klang seiner Stimme, der man tiefes Gefühl bei aller Ehrfurcht

anmerkte, fesselten den König auf den ersten Blick. Er verlängerte die Audienz, um den Zauber der Unterhaltung länger zu empfinden und den Mann zu studiren. Decazes gefiel ihm. Den Königen gefallen, heißt bald in ihrem Namen herrschen. Der Geschmack ist der letzte Grund dieser Fürstengunst. Der Eindruck, den Decazes auf den König machte, war gerechtfertigt durch so manche Gabe der Natur und des Charakters.

XXXIII.

Decazes war der Sohn eines Gerichtsbeamten in Libourne im Departement der Gironde, jenem Gau Frankreichs, der mehr als jeder andere Männer erzeugt hatte, denen ein unverhofftes Glück zu Theil geworden war und die sich schnell emporgeschwungen hatten in Folge des kühnen Ehrgeizes, der südlichen Gewandheit und einschmeichelnden Geschmeidigkeit des Charakters, die ein Erbtheil jener Bevölkerungen sind, die aus den Gewässern der Pyrenäen trinken. Er besaß die Anmuth, das Glück und die Gewandtheit, die diesem Geschlecht angeboren werden, das man von Heinrich IV. bis Murat oder Barrère überall in der Geschichte, in den Feldlagern, an den Höfen, in den Ministerien, in den öffentlichen Versammlungen Frankreichs findet, diesem Abenteurergeschlecht Frankreichs, das treu dem Erfolge, wankelmüthig wie das Glück, bei allen Schiffbrüchen der Regierungen, der Institutionen und der Dynastien wie ein leichter Gegenstand sich über dem Wasser erhält. Die Gironde, die Garonne, der Lot scheinen ihm Etwas von der Beweglichkeit und Eile

ihrer Wellen mitzutheilen. Diese Ströme versetzen, was an ihren Ufern lebt, in einen Rausch der Rede und des Ehrgeizes.

Von seinem Vater zu bescheidenen Gerichtsämtern in seiner Provinz bestimmt, kam Decazes in den letzten Jahren der kaiserlichen Regierung nach Paris; hier studirte er die Rechtswissenschaft nnd erhielt durch einige Protektionen eine Stelle als Schreiber in den Bureaus des Justizministeriums. Einige Jahre später bewilligte ihm der erste Präsident des Kassationshofes, Murnier, die Hand seiner Tochter, die in den jungen Rechtsgelehrten sterblich verliebt war. Diese Heirath öffnete ihm die Pforten zu andern Begünstigungen. Er wurde zum Richter an einem der niedern Tribunale von Paris ernannt. Darauf kam er als Sekretair Napoleon's für die Befehle der Mutter des Kaisers in die Nähe des kaiserlichen Hofes; von dort ging er mit demselben Titel an den tiefer in die Angelegenheiten und Intriguen des Palastes eingeweihten Hof des Königs von Holland und der Königin Hortensia, von den Männern mit Auszeichnung behandelt, bei den Frauen beliebt, überall willkommen, wo er eingeführt war.

Ein früher Tod raubte ihm seine erste Gattin. Er legte einen Schmerz, eine schwärmerische Treue gegen ihr Andenken an den Tag, die ihn in der politischen Welt zu einer Celebrität der Anhänglichkeit machten. Einige Jahre lang verfolgte er unter den Auspizien seines Schwiegervaters seine doppelte Laufbahn in der Justiz und am Hofe. Das Glück verließ im Jahre 1814 seine Beschützer: sie stürzten vom Thron und von den Stufen des Thrones. Er wandte sich mit dem ganzen Süden den neuen Fürsten zu. Er stellte Ludwig XVIII. die Deputationen seines Departements vor,

er hielt im Namen seiner Vaterstadt eine Rede an ihn und empfing zum Lohn für seinen Eifer eine Auszeichnung aus der Hand des Königs. Aber er verschwand damals unter den zahllosen Flüchtlingen, die ihre Aufwartung machten und den Palast belagerten; er wurde belohnt, ohne bemerkt zu werden.

XXXIV.

Die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba bereitete weder seinem Gewissen, noch seinem frühreifen Urtheil eine Täuschung; er sah darin nur einen Frevel und eine Thorheit. Er ergriff die Waffen als muthiger Bürger an der Spitze der jungen Studirenden der Pariser Schulen und schlug der Regierung ein allgemeines Aufgebot der freiwilligen Jugend vor, um die Söhne des Vaterlandes den Prätorianern der Insel Elba entgegenzustellen. Nach Bonaparte's Einzug in Paris widersetzte er sich allein in der Versammlung seiner Kollegen dem vom Präsidenten gemachten Vorschlag, dem Sieger die Huldigung ihrer Körperschaft darzubringen und den Eid der Treue zu leisten.

„Ich habe noch nie von meinen Lehrern gehört, noch jemals selber erfahren, daß die Rechtmäßigkeit der Gewalt im Sturmschritt errungen wird.“ Das böse Beispiel, das er durch diese Worte den Gerichtshöfen gab, zog ihm den Zorn Napoleon's zu, der ihn vierzig Meilen weit von Paris verbannte. Der junge Geächtete gehorchte nicht; er eilte nach Bordeaux, schloß sich den unerschrockenen Protestationen Lainé's an und schürte in diesem Theile des Südens während der hun-

dert Tage im Verein mit diesem Bürger von wahrhaft antiker Tugend aufs Neue das Feuer der Unabhängigkeit in den Gemüthern und der Treue gegen den rechtmäßigen König. Dieser damals seltene Bürgermuth und dieses uneigennützige Festhalten am Rechte leisteten ihm bessere Dienste, als der Wankelmuth und der Ehrgeiz ihm geleistet hätten. Bei der Rückkehr Ludwigs XVIII. suchte man die Männer auf, die sich neuerdings aufgeschwungen hatten und zugleich treu geblieben waren; man erinnerte sich seines Namens und seiner Handlungen. Wir haben gesehen, wie die Aufmerksamkeit Talleyrand's und Fouché's durch Zufall auf ihn hingelenkt wurde.

XXXV.

Decazes war damals fünfunddreißig Jahre alt. Er erschien zehn Jahre jünger, als seine Altersgenossen. Sein hoher und schlanker Wuchs, die Eleganz seines Ganges, die stolze Haltung seines Kopfes, der natürliche Adel seiner ganzen Person erinnerten mehr an einen Diplomaten oder Krieger, als an einen Gerichtsbeamten. Seine hohe Stirn, sein hellblondes Haar, sein klares und lebhaftes blaues Auge, sein Mund, dessen anmuthiges Lächeln der Ernst der Lippen milderte, das etwas längliche Oval seines Gesichts, der fast weibliche Teint des Mannes der Studien, durch das Kolorit des südländischen Bluts gehoben, eine Physiognomie, die eine Mischung von allen jenen Zügen und Farben war, und die man nicht ohne Bewegung nnd Reiz betrachten konnte, machten Decazes in jenem Abschnitt seines Lebens zum leibhaftigen Ebenbilde des

von der Natur zur Unterjochung eines Hofs voraus bestimmten Günstlings, eines Cinq=Mars oder Leicester, je nachdem er das Herz einer Königin fesseln oder den Geist eines Königs bezaubern sollte.

Sein Herz und sein Geist entsprachen jenen Anzeichen, durch welche die Natur selten die Augen täuscht. Er war liebevoll, hingebend, treu, der Freundschaft und hochherziger Gefühle fähig, unfähig zum Verrath oder zur Gemeinheit, allerdings im Stande zu schmeicheln, aber weniger aus Interesse, als aus Schwärmerei, indem er sich trügerische Vorstellungen von dem Geiste und den Tugenden seiner Beschützer machte, um seine Verehrung vor sich selbst zu rechtfertigen. Höfling von Natur, nicht aus Kriecherei, war er um so mehr befähigt zu gefallen, je leichter und aufrichtiger man ihm selbst gefiel.

Ohne sich damals bis zum staatsmännischen Genie zu erheben, besaß er eine Richtigkeit des Urtheils, die das natürliche Talent, sich in die Verhältnisse zu finden, und die erste Bedingung für die Laufbahn eines Staatsmannes ist. Er fühlte eine Politik mehr, als daß er sie erfand. Ein Mann der neuen Zeit, der eine alte Angelegenheit zu fördern wünschte, begriff er Frankreich vermöge seiner eigenen Geistesbeschaffenheit. Den König vom neuen Frankreich und das neue Frankreich vom Könige adoptiren zu lassen, war nach der gesunden Vernunft und nach Decazes die ganze Restauration; Kontrerevolution war es dagegen, wenn der König nicht Frankreich, und Revolution, wenn Frankreich nicht den König annahm. Zwei Abgründe bezeichneten den Weg, und es bedurfte keines großen Scharfblickes, um ihn zu sehen, keiner besondern Genialität, um ihn zu betreten. Weisheit und Mäßigung

genügten dazu. Guter Wille war Alles, was zu einem solchen Werk und in einem solchen Augenblick erforderlich war.

Es bedurfte dazu außerdem einer persönlichen, ausschließlichen, unwandelbaren Anhänglichkeit an den König, der allein in seinem Palaste diese Politik begriff. Es bedurfte dazu endlich einer Fähigkeit zur Leitung der Menschen, um die Fanatiker des alten Frankreichs fernzuhalten, ohne sie zu sehr dem Könige zu entfremden, und die Kapazitäten des neuen Frankreichs anzuziehen, ohne ihnen zu sehr die Restauration in die Hände zu geben, die sie zu wenig liebten, als daß man sie ihnen mit Sicherheit für den König ganz und gar anzuvertrauen wagen durfte. Decazes war zu dieser dreifachen Regierungsdiplomatie geeignet. Er war durch Nichts an die Vergangenheit geknüpft. Seine ganze Laufbahn konnte im Herzen des Fürsten abgeschlossen werden, der ihn an sich fesselte. Er hatte keinen Fanatismus für die Revolution oder die Kontrerevolution, der seinen Geist hätte verwirren und ihn hindern können, sich durch die Windungen und Krümmungen der hergebrachten Regierungspraxis hindurch zu arbeiten. Er besaß Offenheit genug, um den Männern beider Parteien Vertrauen einzuflößen, hinlänglichen Scharfblick, um ihren Ehrgeiz unter ihren Grundsätzen zu errathen, hinreichende Kombinationsgabe, um sie zu verführen, genügende Charakterfestigkeit, um sie zu fesseln, nachdem er sie verführt hatte.

Niemand war vielleicht vermöge seiner Fähigkeiten wie vermöge seiner Schwächen mehr geeignet, aus allen jenen Parteiüberresten, womit Frankreich bedeckt war, eine persönliche Partei des Königs gegen seine Familie, gegen seine Freunde und zugleich gegen seine

Feinde zu bilden. Er sprach ohne bedeutende Beredtsamkeit, aber ziemlich gut; er begriff besser, er handelte stets. Unermüdlich in der Arbeit, in der politischen Intrigue, in der Gesellschaft, im Vergnügen, vorausgesetzt, daß die Gesellschaft und das Vergnügen auch Regierungsmittel waren, stand er in Verbindung mit allen Lagern, aus denen das Lager des Königs sich rekrutiren konnte. Zu neu, um dem mächtigen Höflingsehrgeiz Argwohn einzuflößen, zu verflochten in die Ereignisse des Kaiserreichs und der Revolution, um den Bonapartisten, den Konstitutionellen, die sich zur Restauration bekehrt hatten, verdächtig zu sein, verband er mit allen diesen Gaben der Natur, der Geburt und der Verhältnisse eine Liebe zur Literatur und eine Allseitigkeit in der Unterhaltung, die dem Könige bei seiner Vorliebe für eine sitzende Lebensweise und für die schönen Wissenschaften zusagten. Endlich war er noch jung, und dieser Fürst wollte weniger einen Minister, als einen Zögling zum Vertrauten. Der Zufall that also bei dieser ersten Zusammenkunft, aus der ihre gegenseitige Neigung entsprang, mehr für den künftigen Günstling, als die eigene Wahl des Fürsten. Man sieht, daß das Herz selbst im Innern der Paläste und in der Stille der Höfe seine Macht und seinen Einfluß auf die Politik äußert.

XXXVI.

Nachdem er den jungen Mann zu einer langen Unterredung über die Zeitumstände veranlaßt hatte, sagte der König: „Ich bin entzückt, einen so umsichtigen und so zuverlässigen Polizeipräfekten zu besitzen;

Sie sollen mir hinfort in meinem Kabinette persönlich Bericht über die wichtigen Angelegenheiten meiner Hauptstadt erstatten." Decazes schien diese ungewöhnliche Gunst des Königs bescheiden abzulehnen und eine wiederholte Aufforderung des Königs abzuwarten. Er stellte ihm vor, daß er von Herrn von Vitrolles im Namen des Königs und des Grafen von Artois den Befehl erhalten habe, die Polizeibefehle, die er Anfangs an Fouché geschickt, dem Hofe schriftlich einzusenden, und daß diese durch den Argwohn, den der Charakter Fouché's dem Hofe einflöße, veranlaßte Kommunikation dem Könige genügen werde. „Nein," erwiederte lebhaft der Fürst, der dasselbe Mißtrauen in die Umgebung seines Bruders setzte, wie in Fouché; „nein, ich wiederhole es, kein Dritter soll hinfort zwischen Ihnen und mir stehen; wenn Sie eine wichtige Angelegenheit haben, so werden Sie mich davon in Kenntniß setzen, und ich werde Ihre Mittheilung entgegennehmen."

Nachdem die Geschäfte erledigt waren, behielt er ihn noch bei sich und erkundigte sich mit wohlwollender Neugierde nach seinem Namen, seiner Heimath, seiner Familie, den Ereignissen seines frühern Lebens. Er schien für Alles Interesse zu haben, was den jungen Mann betraf. Er bot alle seine Verführungskünste auf, um ihn zu gewinnen; er ließ seinen Geist glänzen, er öffnete den Schatz seines Gedächtnisses, er weihte ihn in seine Politik ein, er enthüllte sein Herz. Der König suchte einen Freund. „Habe ich Sie jemals vor diesem Tage gesehn?" sagte er zu Decazes. „Ich denke nicht, Ihr Gesicht, Ihre Stimme wären mir aufgefallen." — „Ja, Sire," antwortete ihm der Polizeipräfekt, „ich habe die Ehre gehabt, Ihnen im Jahre 1814 die Abgeordneten meines Departements vorzustel-

len und selbst das Wort in ihrem Namen vor Euer Majestät zu führen.“ — „Das ist wunderbar,“ sagte der König, „aber ich sah damals so viele Leute, daß kein dauernder Eindruck in meinem Gedächtnisse zurückblieb. Kommen Sie wieder, kommen Sie oft wieder, Sie gefallen mir.“ Der Fürst hatte einen Nachfolger des Herrn von Avaray in seinem Herzen geahnt, und seine Politik stimmte mit seinen Neigungen überein. Er bedurfte eines Mannes für sich.

XXXVII.

Fouché ängstigte sich und schien unkluger Weise seine Freude daran zu haben, auch den König von Tag zu Tag mehr durch übertriebene oder unheilvolle Berichte zu ängstigen, die er im Konseil vorlas, dem Könige übergab und hinterher unredlicher Weise durch angebliche Indiskretionen ins Publikum gelangen ließ, als wollte er die öffentliche Meinung von Außen zu Hülfe rufen und ihr einen Wink geben, ihn durch die Macht der Volksgunst im Innern zu halten; ein schurkisches und feiges Manöver, das dem Schreiben des Ministers Roland an Ludwig XVI. im Jahre 1792 nachgeahmt war.

„Der Augenblick naht,“ sprach er; „schon nimmt der Nationalgeist diese entsetzliche Richtung; eine Verschmelzung der entgegengesetztesten Parteien findet statt, selbst die Vendée nähert ihre Fahnen den Fahnen der Armee. Was bleibt in dieser äußersten Noth Euer Majestät übrig, als sich zu entfernen? Die Beamten werden ihre Posten von selbst verlassen, und die Heere der Souveräne werden es alsdann mit Leuten zu thun

haben, die alle Bande der Gesellschaft abgestreift haben. Ein Volk von dreißig Millionen wird vielleicht von der Erde verschwinden; aber in diesem Kriege, wo Mann gegen Mann kämpft, wird mehr als ein Grab die Unterdrückten mit den Unterdrückern zusammen verschlingen.

„Die Leiden Frankreichs haben ihren Höhepunkt erreicht; man zerstört, man verwüstet, man vernichtet, als hätten wir weder Frieden noch Vergleich je zu hoffen. Die Einwohner ergreifen die Flucht vor den zügellosen Soldaten; die Wälder füllen sich mit Unglücklichen, die eine letzte Zuflucht dort suchen. Die Ernten verderben auf den Feldern. Bald wird die Verzweiflung auf die Stimme keiner Autorität mehr hören, und dieser Krieg, der unternommen wurde, um der Gerechtigkeit den Sieg zu sichern, wird der Barbarei jener beklagenswerthen und nur zu berüchtigten Invasionen gleichen, an welche die Geschichte mit Schrecken zurückdenkt.“

XXXVIII.

Während Fouché auf diese Art die öffentliche Meinung bearbeitete, wurde Talleyrand mißliebig und wankte im Ministerium, murrte der Graf von Artois, erhoben der Süden, die westlichen Provinzen, das Ausland ein Rachegeschrei gegen die Bonapartisten, die Urheber dieser Drangsale. Das Volk, von siebenmalhunderttausend Soldaten mit Füßen getreten, seufzte, ohne einem Andern als sich selbst die Folgen seiner Schwäche bei der Rückkehr Napoleon's zur Last legen zu können. Die alte Armee löste sich auf hinter der Loire; die Offiziere, auf halben Sold gesetzt und in ihre Heimath

entlassen, kehrten mit Verwünschungen gegen die Sieger, mit Rachegefühlen wegen des Verlustes ihres Ansehens, voll Erbitterung über ihre gegenwärtige Bedeutungslosigkeit mitten unter ländlichen Familien im Vergleich mit ihrer Soldatenallmacht unter dem Kaiserthum, das ihnen Beförderungen als Beute, Frankreich und Europa als Ausstattung gegeben hatte, an ihren Heerd zurück. Sie schlossen ein widernatürliches, aber in den Zeitverhältnissen begründetes Bündniß mit den Konstitutionellen und den Freunden der Revolution und der Freiheit, die wieder Feinde der Bourbonen geworden waren.

Das Ausland stellte der Krone annehmbare Bedingungen, die volksthümliche Reaktion der Royalisten und Katholiken in Südfrankreich rächte die Beleidigungen und Beschimpfungen, die sie selbst einige Monate früher von den Bonapartisten und Protestanten erduldet hatten, schmählich an diesen feindlichen Parteien oder Sekten. Ein wachsendes und bald fanatisch werdendes Geschrei klagte durch den Mund der Royalisten und durch die Feder des Herrn von Chateaubriand selbst die Schwäche und Langmuth des Königs an, der die Vergeltung für das Attentat vom 20. März verweigerte.

Die Wahlen, welche vollzogen wurden, während Verzweiflung die Nation beherrschte und ihr Zorn gegen die Urheber der neuen Drangsale des Landes sich kehrte, fielen nirgends auf Gemäßigte, sondern sämmtlich auf extreme Naturen, als wären in Zeiten öffentlichen Ungemachs Leidenschaft und Wuth die Genien der verzweifelten Völker.

Diese Wahlen bedrohten den König in der Unabhängigkeit seiner Politik und versprachen, ihn zum

König einer Partei statt zum friedenstiftenden Fürsten Frankreichs zu machen. Er hoffte in dem Kaiser Alexander, den Talleyrand auf dem Wiener Kongresse durch seinen geheimen Vertrag mit England und Oesterreich beleidigt hatte, einen Rückhalt gegen die Ansprüche der Verbündeten zu finden. Er hoffte in dem Herzog von Richelieu, einem Freunde dieses Souveräns, einen Ersatzmann für Talleyrand zu finden, dem man mehr Gehör schenken würde, als diesem Minister. Endlich ahnte er in Decazes einen Nachfolger Fouché's, der die Polizei diesem verdächtigen Menschen entreißen würde, und einen zweiten Blacas, der seinem Herzen eben so theuer, aber beim Volke weniger verhaßt wäre, als der erste.

Er dachte im Stillen an eine Erneuerung des Ministeriums. „Bis jetzt," sagte er ganz leise zu seinem innigsten Vertrauten, „hat Talleyrand den Vortheil vor mir gehabt, den die Ereignisse ihm gegeben haben, und den ich als kluger König anzuerkennen und zu ertragen wußte; jetzt geben mir seine Ungeschicklichkeit und seine Trägheit einen Vortheil vor ihm. Ich werde Revanche nehmen, jetzt ist die Reihe an mir zu regieren.

XXXIX.

Bevor er aber Fouché und Talleyrand — die Geächteten — entließ, wollte er ihren Händen das Gehässige der ersten Repressalien überlassen, zu denen ihn das allgemeine Geschrei seines Hofes und seine eigene Politik zwangen. Die erbitterte öffentliche Stimmung bezeichnete mit Recht oder Unrecht einige Männer als

die Anstifter und vornehmsten Beförderer der Wiederkehr Bonaparte's, der Vertreibung der Bourbonen und der Mißgeschicke, welche Thron und Vaterland zugleich heimsuchten. Die plötzlichen Aufstände in Marseille, Nimes und mehreren anderen Städten des südlichen Frankreichs; die Ermordungen, die der Justiz zuvorgekommen waren, die Schlachtopfer auf gut Glück herausgesucht und persönliche Blutrache an die Stelle gesetzlicher Justiz gesetzt hatten; das wahnsinnige Toben der royalistischen Journale, welche Rache forderten, wie man Ehre und Sicherheit verlangt; die wiederholten Klagen des kleinen Hofes des Grafen von Artois, die das Ansehen der Familie noch gebieterischer machte: Alles schien dem Könige die Pflicht aufzuerlegen, noch vor dem Zusammentreten der Kammern dem Grimme der Einen, der Vorsicht der Andern Genugthuung zu verschaffen, aus Gründen der Staatsklugheit sich mit einer scheinbaren Härte zu wappnen und einige Köpfe durch eine vorübergehende und unblutige willkürliche Achtserklärung bei Seite zu schaffen, um sie nicht später durch das Schwert der Gerechtigkeit oder die Leidenschaft der royalistischen Partei abschlagen zu lassen.

„Giebt es denn keine Grenzen der Milde?" schrieben in Frankreich und im Auslande Publizisten, die auf Vergeltung erpicht waren. „Giebt es keine Verbrechen, die man nicht ungestraft lassen kann, ohne die Interessen Frankreichs und Europa's zu verletzen? Sollen die Loyalität und die Treue allein die Folgen der Mißgeschicke zu tragen haben, die durch Verräther hervorgerufen wurden? Sind Festigkeit und Strenge Verbrechen? Der Richter spricht sich selbst das Urtheil,

wenn er die Schuldigen freispricht... Wie viel Blut und Schätze hat eine falsch verstandene Großmuth Europa schon gekostet!"

Eine doppelte Proskription wurde im Konseil beschlossen; die eine sollte Diejenigen treffen, die anerkannter Maßen die Schuldigsten waren, sie sollte ihre Verhaftung aussprechen und sie einem Kriegsrathe übergeben; die andere sollte Diejenigen bezeichnen, die man für gefährlich hielt, und die Verbannung über sie verhängen. Fouché erhielt als Polizeiminister den Auftrag, diese Proskiptionslisten zu entwerfen und dem Konseil und dem Könige vorzulegen, die nach dem Haß oder der Gunst des Hofes Namen hinzusetzen oder wegstreichen würden. Er hatte eine natürliche und passende Gelegenheit, sich zurückzuziehen, indem er wenigstens die Ehre seines eigenen Namens wahrte und Diejenigen in die Acht zu erklären sich weigerte, die er zur Theilnahme an dem Frevel der hundert Tage bewogen oder geleitet, und denen er so oft Amnestie versprochen hatte. Er that nichts dergleichen. Der Ehrgeiz, der ihm den Schein des Verraths als etwas Rühmliches vorgestellt hatte, ließ ihm die Rolle eines Verfolgers seiner Mitschuldigen als nothwendig erscheinen. Er fühlte, daß er bereits keine Möglichkeit eines Rückzuges mehr hinter sich hatte, und daß es nirgends eine Zuflucht für ihn gab, außer in der Gewalt. Seine Vergangenheit umstrickte ihn von allen Seiten und machte es ihm unmöglich, den Royalisten noch irgend Etwas zu verweigern; er mußte für sie verbannen, oder er wurde von ihnen in den Bann gethan; er lieh ihnen seine Hand.

XL.

Am folgenden Tage brachte er in den Konseil ein Verzeichniß von hundertundzehn Namen, von denen ein Theil durch das öffentliche Rachegeschrei bezeichnet, der andere unter Männern ausgesucht war, deren Verbrechen so unbedeutend oder so wenig bekannt waren, daß die Ehre der Verbannung sie nicht treffen durfte. Gleichwohl hatte er bei dieser ersten Auswahl kein persönliches Interesse gezeigt. Alle seine Genossen der hundert Tage, Bonapartisten, Orleanisten, Minister, Kollegen, Vertreter seiner Partei, Gleichgestellte oder Untergebene, Generale, Marschälle, Agenten seiner Polizei, Vollstrecker seiner Befehle waren darin inbegriffen. Lanjuinais, Diesbach, Flaugergues, Carnot und Coulaincourt schlossen das Verzeichniß. Er hatte sich nicht im Geringsten geschont. Es fehlte nur sein Name dabei.

Der König und die Minister hatten nur die Strenge Fouché's in die nöthigen Schranken zurück zu weisen und Namen zu streichen, welche die Unschuld, Nachsicht oder Gunst der Begnadigung empfahlen. Ludwig XVIII. strich eigenhändig den Namen Benjamin Constant's, Kaiser Alexander den Namen Coulaincourt's. Das Verzeichniß, somit auf die anerkannter Maßen am meisten kompromittirten Namen beschränkt, wurde zuerst auf achtzig, dann auf siebenunddreißig Namen herabgesetzt.

Während dieser Auswahl, die mehrere Tage dauerte, ließ Fouché, durch den König bewogen und nicht minder durch seine eigene Abneigung, die Männer greifen zu lassen, die er aufgezeichnet hatte, dieselben

warnen, sprach eine große Anzahl von ihnen und gab oder bot ihnen die Verkleidungen, die Pässe, die Mittel zur Flucht und sogar die Summen an, deren sie zu ihrem Aufenthalt im Auslande bedurften. Er vertheilte fünf- bis sechsmalhunderttausend Franken unter diejenigen, die er nicht sowohl verbannen, als retten wollte. Nur die Halsstarrigsten oder die Tollkühnsten fielen später den Vollstreckern dieser Befehle in die Hände.

Die Staatsklugheit allein hatte durch die Hand des Königs und durch die Hand des Ministers das Wort Achtserklärung geschrieben. Der wahre Zweck des Konseils war die Entfernung der Geächteten, um nicht die Rache, sondern das öffentliche Rachegeschrei zu stillen. Der König wollte kein Opfer, Europa verlangte kein Blut.

XLI.

Die Proskriptionsakte lautete folgendermaßen:

„Da es Unser Wille ist, durch die Bestrafung eines beispiellosen Frevels, jedoch mit Abstufung der Strafe und mit Beschränkung der Zahl der Schuldigen, das Interesse Unserer Völker, die Würde Unserer Krone und die Ruhe Europa's mit Dem in Einklang zu setzen, was Wir der Gerechtigkeit und der vollständigen Sicherheit aller andern Bürger ohne Unterschied schuldig sind, so haben Wir erklärt und erklären, verordnet und verordnen, was folgt:

„Art. 1. Die Generale und Offiziere, welche den König vor dem 20. März verrathen, oder Frankreich und die Regierung mit bewaffneter Hand angegriffen, sowie Diejenigen, welche sich gewaltsamer Weise der

Gewalt bemächtigt haben, sollen verhaftet und vor die zuständigen Kriegsgerichte in ihren betreffenden Divisionen gestellt werden, nämlich: Ney, Labédoyère, Lallemand der Aeltere, Lallemand der Jüngere, Drouet d'Erlon, Lefebvre-Desnouettes, Ameil, Brayer, Gilly, Mouton-Duvernet, Grouchy, Clausel, Laborde, Debelle, Bertrand, Drouot, Cambronne, Lavalette, Rovigo.

„Art. 2. Die Personen, deren Namen folgen, nämlich: Soult, Alix, Excelmans, Bassano, Marbot, Felix Lepelletier, Boulay von der Meurthe, Méhére, Freissinet, Thibeaudeau, Carnot, Vandamme, Lamarque (General), Lobau, Harel, Piré, Barrère, Arnault, Pommereul, Regnault de Saint-Jean-d'Angély, Arrighi von Padua, Dejean Sohn, Garrau, Réal, Bouvier-Dumolard, Merlin (von Douai), Durback, Dirat, Defermon, Bory von Saint-Vincent, Felix Desportes, Garnier (von Saintes), Hullin, Mellinet, Cluys, Courtin, Forbin-Janson der ältere Sohn, Lelorgne von Ideville, haben in drei Tagen die Stadt Paris zu verlassen und sich in das Innere von Frankreich nach den Orten zurückzuziehen, die das Ministerium der allgemeinen Polizei bezeichnen wird, wo sie unter seiner Aufsicht bleiben werden, bis die Kammern über Diejenigen von ihnen Beschluß fassen, die entweder das Königreich verlassen müssen oder der Verfolgung der Gerichte übergeben werden sollen.

„Art. 3. Die Personen, welche verurtheilt worden, das Königreich zu verlassen, sollen Erlaubniß haben, ihre Güter und Besitzungen binnen Jahresfrist zu verkaufen, darüber zu verfügen, den Erlös derselben aus Frankreich fortzuschaffen, die Einkünfte derselben während dieser Zeit im Ausland in Empfang zu nehmen,

wobei sie jedoch den Nachweis ihres Gehorsams gegen die vorliegende Verordnung zu führen haben.

„Art. 4. Die Listen aller der Personen, auf welche die Artikel 1 und 2 anwendbar sein könnten, sind und bleiben mit den in diesen Artikeln enthaltenen namentlichen Bezeichnungen geschlossen und können nie aus irgend einem Grunde oder unter irgend einem Vorwande, welcher Art er auch sein mag, anders als in den Formen und gemäß den konstitutionellen Gesetzen, die ausdrücklich nur für diesen Fall außer Kraft gesetzt sind, auf Andere ausgedehnt werden.

„Gezeichnet: **Ludwig.**

„Auf Befehl des Königs:

„Der Minister Staatssekretär im Departement der Polizei:

„Herzog von **Otranto.**"

XLII.

So begann in Frankreich wider den Willen des Königs und der Minister, aber im Hinblick auf die Kammer, die voll Rachegedanken binnen Kurzem zusammentreten mußte, die Zeit der Proskriptionen vom Jahre 1815; sie waren verhängnißvolle Zugeständnisse, nicht des Herzens, sondern der Schwäche des Fürsten, der sich bei aller Einsicht und Milde des Willens den Anschein der Härte gab. Ludwig XVIII. fühlte in dieser Angelegenheit nicht in hinreichendem Maße seine Stärke dem Auslande, seiner eigenen Partei und seinem Bruder gegenüber, wie er sie ebensowenig in Ar-

nouville inne geworden war, als er Fouché die königliche Autorität preisgab. Der König war eine Nothwendigkeit für Europa, für Frankreich, selbst für die Royalisten. Dies hätte er begreifen sollen, und um es Allen zu beweisen, brauchte er nichts weiter zu thun, als Zugeständnisse zu verweigern, die ihn als Mensch erniedrigten, ohne ihn als König zu erhöhen.

Indem er der Revolution die Ernennung Fouché's zugestand, schmälerte er seine persönliche Würde vor den Royalisten; indem er beim Beginn seiner Regierung gegen die Stimme seines Herzens seiner Partei und dem Auslande diesen Anfang von Proskription zugestand, schmälerte er seine Popularität als Friedensstifter und Mittler in den Augen der Revolution. Sein Charakter schwankte innerhalb einiger Wochen auf beiden Seiten. Beiden Parteien hatte er das Geheimniß seiner Schwäche verrathen. Die Royalisten und Liberalen waren im Begriff, ihn nach und nach weiter fortzureißen, als er gehen wollte. Er hatte nicht mit hinreichender Entschlossenheit den festen Punkt bezeichnet, auf welchem er seinen Charakter und seine Regierung, die Würde seines Hauses, die Unparteilichkeit seiner Einsicht, das oberste Schiedsrichteramt seines Herzens zwischen den Parteien zu erhalten gedachte. Eine Restauration kann nie etwas Anderes als eine Amnestie sein. Die Verzeihung ist nicht allein ihre Tugend, sie ist ihr Gesetz.

Einunddreißigstes Buch.

Murat. — Seine Flucht von Neapel. — Seine Ankunft auf der Insel Ischia. — Sein Adjutant, der Herzog Rocca Romana. — Seine Abreise nach Frankreich. — Er landet bei Cannes. — Er bietet dem Kaiser seine Dienste an. — Napoleon lehnt sie ab. — Schrecken im südlichen Frankreich. — Murat verläßt die Gegend von Toulon und hält sich versteckt. — Er bittet Ludwig XVIII. um ein Asyl. — Es wird ihm in Oesterreich bewilligt. — Fluchtversuche. — Sie scheitern. — Abenteuer. — Sein Rückzug. — Seine Gefahren. — Er schifft sich nach Korsika ein. — Gefahren der Ueberfahrt. — Vorfälle. — Er wird unterwegs an Bord eines Schiffes aufgenommen. — Seine Ankunft auf Korsika. — Er zieht sich in das Gebirge zurück. — Politischer Zustand Korsikas. — Murat wird vom Gouverneur der Insel aufgefordert, sich zu ergeben. — Er weigert sich. — Der Gouverneur schickt eine Truppenschar ab, um ihn zu verhaften. — Es gelingt ihr nicht. — Murat's Entwürfe. — Er bricht auf, um einen Zug nach Neapel zu unternehmen. — Sein Marsch nach Ajaccio. — Sein Einzug in die Stadt. — Ankunft Macerone's. — Er schickt ihm den österreichischen Paß. — Schreiben Murat's. — Seine Abreise nach Neapel. — Ueberfahrt. — Eins von seinen Fahrzeugen verläßt ihn. — Vorfälle. — Er landet im Hafen von Pizzo. — Er sucht die Bevölkerung aufzuwiegeln. — Seine Verhaftung. — Seine letzten Augenblicke. — Seine Verurtheilung. — Sein Tod. — Urtheil über sein Leben.

I.

Ehe wir jedoch auf die Schilderung jener Proskriptionen, jener Ermordungen, jener Verurtheilungen, jener Hinrichtungen eingehen, welche die zweite Rück-

kehr des Königs zu einem Gegenstand des Schreckens machen sollten, unselige Blätter, die der Freund der Restauration gern aus den Annalen ihrer Geschichte reißen möchte, wollen wir zunächst auf einen ihrer berühmtesten Geächteten einen Rückblick werfen, den das Ereigniß der hundert Tage in seinen Sturz verwickelte, und dessen Flucht, Unternehmung und Tod diese Periode des Wechsels, der Rache und des Bluts eröffneten. Wir wollen von Murat sprechen. Sein Leben war so wenig wie das Leben Napoleon's mit dem ersten Sturz vom Throne und der Ueberlassung seines Königreichs an die Bourbonen von Neapel beendigt. Es lag, wie es schien, in dem Verhängnisse dieses Schildträgers Napoleon's, sich mit ihm zu erheben und mit ihm zu fallen, sich abermals mit ihm zu erheben und nach ihm die Heldenparodie einer zweiten Regierung zu spielen, aber nur, um wie er wieder zu fallen, jedoch nicht um in die Verbannung zu gehen, sondern um in's Grab zu sinken.

II.

Wir haben ihn in den vorhergehenden Bänden dieses Geschichtswerkes in dem Augenblicke verlassen, wo er besiegt und niedergebeugt sich nächtlicher Weile aus den Armen seiner Gemahlin, einer Schwester Napoleon's, und seiner Kinder, die auf einem englischen Schiffe entfliehen wollten, losriß, sich in entlehnten Kleidern mit zwei treuen Unglücksgefährten aus seinem Palaste stahl, einen Fischernachen an der bereits vom Feinde besetzten Küste seines eigenen Reiches suchte,

sich unter dem Schutze der Dunkelheit am Kap von Misene einschiffte und nach der kleinen Insel Ischia hinüberfuhr, wo seine Autorität noch dem Namen nach bestand, seine Fahne aber bereits niedergeworfen war.

Bei seiner Ankunft auf dieser Insel schnitt er sein langes Haar ab, an dem man ihn unter der Bevölkerung seines Reiches und seines Lagers erkannte. Er gab sich nicht zu erkennen, weil er fürchtete, die Insel möchte ihn an die Oesterreicher, die bereits in Neapel eingerückt waren, oder an die herbeieilenden Bourbonen ausliefern, um sich dadurch den Lohn für einen Verrath zu verdienen. Nur einige von seinen Offizieren, die in den Forts der Insel befehligten, erfuhren von ihm das Geheimniß seines Aufenthalts. Er erwartete vom Zufall ein Mittel zur Flucht nach Frankreich.

Als er am folgenden Morgen mit seinen beiden Unglücksgefährten am öden Strande der Insel zwischen der Stadt Ischia und den Mauern des Gartens eines seiner frühern Lusthäuser auf- und abging, sah er eine Felucke, die zwischen dem Hafen und dem Ufer, auf dem er umherirrte, unschlüssig hin- und herfuhr und ihren Wendungen nach keinen andern Zweck zu haben schien, als sich bemerkbar zu machen und Passagiere zu einer Zusammenkunft auf dem Meere zu erwarten. Murat vermuthete, daß dieses Fahrzeug von unbekannten Freunden gemiethet sei und ihm vielleicht eine unverhoffte Rettung bringe, die ihm sein guter Stern sende. Er gab Signale, die augenblicklich von den an Bord befindlichen Offizieren beantwortet wurden. Das Fahrzeug näherte sich der Küste und schickte sein Einschiffungsboot an's Land. Murat stürzte sich mit seinen beiden Freunden hinein und befand sich nach

einigen Ruderschlägen auf dem Verdeck der Felucke in den Armen seines Adjutanten, des Herzogs von Rocca Romana.

Der Herzog von Rocca Romana, den man den Bayard der neapolitanischen Armee nannte, trug im Gesicht und im Aeußern eines Paladin den Stempel jener antiken und unverbrüchlichen Treue, die man selten in dem durch die lange Knechtschaft erschlafften Italien findet, die aber in den Gemüthern, in denen sie lebt, mögen sie dem Adel oder dem Pöbel angehören, Allem gleichkommt, was das Alterthum oder die Ritterzeit Heldenmüthiges und Uebermenschliches besaß. Ein solcher Mann war Rocca Romana, vermöge seines Ranges werth, am Hofe der Bourbonen zu leben, vermöge seiner Treue gegen das Unglück seines ehemaligen Generals der Achtung beider Parteien würdig. Sein Bild steht, während wir ihn schildern, vor unsern Augen und lebt in unserm Gedächtniß.

III.

Der Herzog von Rocca Romana vermuthete, als er durch vertrauliche Mittheilungen aus dem Lager und dem Palast erfuhr, daß Murat die Richtung nach dem Kap Misene eingeschlagen, der König habe sich nach Ischia geflüchtet. Er beeilte sich, im Einverständniß mit der Herzogin von Conegliano, einer Nichte Murat's, sich auf einer kalabresischen Felucke einzuschiffen, die einem seiner Domänenpächter gehörte und in jenem Augenblick im Hafen von Neapel lag. Er segelte nach der Insel, um auf gut Glück seinen Herrn zu suchen,

ihn an Bord zu nehmen und zu retten. Murat, Rocca Romana, der neapolitanische Oberst Bonafoux, der Marchese Giuliano und einige andere Diener des Königs segelten nach Toulon. Der König hoffte, Napoleon, der sich damals noch in Paris befand, werde ihm Verzeihung angedeihen lassen und ihm erlauben, sich zu ihm zu begeben und als Führer oder Freiwilliger in seiner Reiterei zu kämpfen, wo er seine ehrgeizige Treulosigkeit mit seinem Blute zu sühnen gedachte. In dieser unbestimmten Hoffnung, aber ohne daß er wagte, nach Paris zu eilen, ehe ihm die Verzeihung zu Theil geworden, die er zu erflehen sich anschickte, landete er an demselben Strande, wo Napoleon gelandet war, bei Cannes, am 28. Mai, als hätte er gänzlich in die Fußstapfen seines Schwagers treten wollen. Er flüchtete sich in ein Landhaus des Admirals Lallemand, Plaisance genannt, in der Gegend von Toulon, um in dieser halben Verborgenheit zu warten.

Von dort aus schrieb er an den Polizeiminister Fouché, der lange Zeit sein Gast in Neapel und der Vertraute aller seiner Familienstreitigkeiten und politischen Zerwürfnisse mit dem Kaiser gewesen war. Er konnte keinen mächtigern Unterhändler finden. Fouché übernahm mit seiner natürlichen Dienstfertigkeit diese Rolle eines Mittlers und Versöhners zwischen den beiden Schwägern. Er liebte Murat und hoffte durch ihn den Glanz der Armee zu erhöhen. Aber bei dem ersten Worte, das er über diesen Gegenstand zum Kaiser äußerte, verdüsterte sich das Gesicht Napoleon's, und einen Blick auf Fouché werfend, welcher zu sagen schien, daß Murat's Aufenthalt in Toulon, den er allenfalls dulden wolle, Nachsicht genug sei, sprach dieser zu seinem Minister: „Welcher Friedensvertrag ist

denn ohne mein Wissen zwischen dem Könige von Neapel und Frankreich geschlossen worden?" Fouché wagte keine weitere Vorstellung gegen eine Erbitterung, die sich in Drohung verwandeln konnte. Er setzte Murat von der übeln Stimmung seines Schwagers in Kenntniß und rieth ihm, in der Verborgenheit zu warten, bis der Sieg die Großmuth wieder geweckt, oder das Unglück die Freundschaft in das Herz Napoleon's zurückgeführt hätte. Murat gehorchte zitternd vor Ungeduld, während Reue und Schmerz in der Einsamkeit und in der Muße seiner Zurückgezogenheit an seinem Herzen nagten.

IV.

Aus dieser Lethargie weckte ihn erst das Gerücht von der Katastrophe von Waterloo, von der Abdankung und Flucht des Kaisers und von der Rückkehr der Bourbonen, die in Paris wegen der in Bezug auf ihn höchst ungerechten Erinnerungen an die Hinrichtung des Herzogs von Enghien, in Neapel wegen der Gemeinschaft der Interessen und des Bluts seine Feinde waren. Die royalistischen Aufstände in Marseille, die Ermordung des Generals Ramel in Toulouse, des Generals Lagarde in Nimes, des Marschalls Brune in Avignon; der Schrecken, der nur die Fahne in Südfrankreich wechselte und bis Toulon gegen Alles wüthete, was durch Bande des Bluts, des Dienstes oder der Gesinnung mit Bonaparte verknüpft war, nöthigten ihn, das Haus des Admirals Lallemand zu verlassen, wo die Polizei des königlichen Kommissars

in Südfrankreich, des Marquis von Rivière, seinen Aufenthalt kannte.

Er zog sich in einen Schlupfwinkel zurück, der nur einigen Seeoffizieren bekannt war, die ihm in seinem Unglück treu blieben und sein Geheimniß bewahrten. Von dort aus wandte er sich an die Großmuth der nach Paris zurückgekehrten Bourbonen, um ein sicheres Asyl in Frankreich von ihnen zu erflehen. Er schrieb einen würdigen und rührenden Brief an den König und einen andern an Fouché, den einzigen Mann des Kaiserreichs, der nach dem Sturze desselben am Ruder blieb. Dieser Brief von Murat's Hand war datirt: „Aus der Tiefe meines finstern Schlupfwinkels, den 22. August 1815.“

Das Tageslicht war in der That dem unglücklichen König von Neapel in seinem Schlupfwinkel entzogen; er athmete frische Luft und sah den Himmel nur während der Nacht. Er theilte Fouché in diesem Briefe mit, daß er sich, weil er das mit dem Blute Brune's getränkte Südfrankreich nicht zu durchreisen wage, auf einem von seinen Freunden gemietheten Handelsschiffe nach Havre einschiffen und von dort aus mit größerer Sicherheit für sein Leben nach Paris begeben wolle, um sich dem Könige zu Füßen zu werfen. Zugleich beauftragte er einen seiner ehemaligen Adjutanten, den Oberst Macerone, einen vertrauten und geheimen Agenten Fouché's in Paris, sich bei den fremden Mächten um Geleitsbriefe und Zusicherungen zu verwenden, die ihm in irgend einem Staate des Festlandes eine Freistätte und eine Stellung verschaffen könnten.

Während dieser langsamen und durch die Unwissenheit, in welcher Murat Fouché und selbst Macerone

über seinen Schlupfwinkel lassen zu müssen glaubte, vielfach gehemmten Korrespondenz, eilten die Ereignisse, und der Schrecken, der von Toulon aus sein Asyl belauerte, zwang endlich Murat, andere Entschlüsse zu fassen und wieder zu verwerfen.

V.

Fouché, Talleyrand, Lord Wellington und Metternich, die den Bitten Murats und den von seinem Adjutanten Macerone und dem Marchese Giuliano, einem Andern von seinen Fluchtgefährten, ausgesprochenen Wünschen ohne Schwierigkeit Gehör schenkten, versahen unterdessen Macerone mit Briefen und Pässen des österreichischen Bevollmächtigten in Paris, Herrn von Metternich, die den Exkönig von Neapel ermächtigten, sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern in Triest zu vereinigen und seinen Wohnsitz unangefochten in den Staaten des Kaisers von Oesterreich aufzuschlagen.

Allein einer jener unseligen Zufälle, welche die durchdachtesten Pläne vereiteln und die Geächteten in eine größere Angst versetzen, als sie vor ihren Fluchtversuchen empfanden, hatte bereits das Loos und die Entschlüsse Murat's geändert.

Murat hätte auf die Nachsicht und das geheime Bewußtsein des Gouverneurs von Toulon, Marquis von Rivière, rechnen sollen. Als dieser Edelmann einst, selbst geächtet, in sein Vaterland heimlich zurückgekehrt war, um Verschwörungen gegen Napoleon anzuzetteln, war er als Theilnehmer an den Umtrieben Polignac's, Pichegru's und Moreau's vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt worden und hatte

seine Begnadigung und sein Leben nur der großmüthigen Fürsprache Murat's bei dem ersten Konsul zu verdanken. Jetzt hatte Herr von Rivière eine seltene und heilige Gelegenheit, einem Flüchtlinge, den die Wechselfälle des Schicksals nun in seine Hand gegeben hatten, Großmuth mit Großmuth, Rettung mit Rettung zu vergelten. Gewöhnt an Achtserklärungen, besaß der Herr von Rivière, wie man versichert, ein Herz, welches fähig war, seinen ehemaligen Fürsprecher in Schutz zu nehmen und dem Zorne der Royalisten zu trotzen. Aber sei es, daß ihm die Vorsicht Murat's die Mittel nicht gestattete, die guten Absichten des Gouverneurs der Südprovinz bis in seinen Schlupfwinkel gelangen zu lassen, oder daß der Eifer und die Nachforschungen der untergeordneten oder freiwilligen Agenten der royalistischen Polizei über die Befehle des Herrn von Rivière hinausgingen, — die Besorgnisse, welche die fortwährenden Nachstellungen Murat und dessen Freunden verursachten, nöthigten sie öfters, ihren Zufluchtsort zu wechseln. Des endlosen Schreckens müde, der seine Schlupfwinkel belagerte und ihm auf keinem Punkte Frankreichs irgend eine Sicherheit versprach, sah Murat sich genöthigt, seinen Gedanken an eine Reise nach Havre und Paris aufzugeben; er beschloß nach Korsika zu fliehen, einer Insel voll von Verwandten, Anhängern und Schützlingen der Familie Bonaparte, die der neuen Bourbonenregierung noch nicht völlig unterworfen, von französischen Truppen entblößt war und sich in einer abwartenden und neutralen Stellung zwischen den Ereignissen gehalten hatte, und wo die zahlreichen Buchten, die unwegsamen Straßen, die Wälder, die Berge, die heiliggehaltene Gastfreundschaft der Bewohner einem Geächteten tausend

Mittel zur Flucht und zum Rückzug in unzugängliche Schlupfwinkel oder zur vorläufigen Sicherheit versprachen.

Durch die Fürsorge des Marchese Giuliano, des Oberst Macerone, des Grafen von Mosburg und einer Frau in Paris, die er geliebt hatte, bevor er König war und die ihm jene Erinnerung der Liebe bewahrte, welche die zärtlichste und muthvollste aller Freundschaften ist, hatte er von Paris Kleider, Weißzeug, Kleinodien, Waffen und eine Summe von zweimalhunderttausend Franken erhalten, die seine Entweichungspläne fördern sollten. Er beauftragte den Herzog von Rocca Romana, den Oberst Bonafoux und den Marchese Giuliano, seine Adjutanten, die in Toulon weniger beunruhigt wurden und weniger verdächtig waren, da sie den bürgerlichen Streitigkeiten in Frankreich fremd waren, ihm ein leichtes Fahrzeug zur Ueberfahrt von der französischen Küste nach der Insel Korsika zu miethen. Durch Offiziere der französischen Marine unterstützt, von denen wir bereits gesprochen haben, gelang es diesen treuen Freunden ohne Mühe und in wenigen Tagen, diese Vorbereitungen in der größten Stille zu treffen. Die Schätze, das Gepäck, die Waffen, die Diener und selbst die Kleider des Königs wurden an Bord des gemietheten Fahrzeugs geschafft. Man erwartete nur noch Murat selbst.

VI.

Die Wachsamkeit der Polizei an den Thoren von Toulon oder im Hafen der Stadt und die blutdürstigen

Drohungen, deren Gegenstand er als vermeintlicher Mitschuldiger des 20. März war, gestatteten ihm nicht, sich zugleich mit seinen Offizieren und seinen Leuten im Hafen einzuschiffen. Die Hand eines Meuchelmörders oder ein Aufstand des Volks konnte ihn bei seinem letzten Schritte auf dem Gestade seines Vaterlandes erreichen und niederwerfen. Man kam überein, daß das Fahrzeug ohne ihn in See stechen, in einer gewissen Entfernung von Toulon an der Rhede kreuzen, dann an einem bestimmten Punkte der Rhede, wo der König in der Nacht sich einfinden würde, dem Lande sich nähern, einen Nachen ans Ufer senden und den Geächteten unter dem Schutze der Einsamkeit und der Dunkelheit einschiffen sollte.

An dem zur Abreise bestimmten Tage, dem 2. August, wurde Alles, was das Fahrzeug betraf, so ausgeführt, wie es verabredet worden. Der Herzog von Rocca Romana, der Oberst Bonafoux, zwei Diener und das Gepäck des Königs verließen den Hafen, ohne Verdacht zu erregen, und das Fahrzeug, welches sie trug, kreuzte bis zum Einbruch der Nacht langsam auf der Rhede. Der Nachen löste sich vom Bord, fuhr nach dem bestimmten Punkte des Strandes, und die Matrosen, welche ans Land stiegen, suchten Murat und den Marchese Giuliano lange zwischen den Oelbäumen und Felsen der Küste.

Aber sie suchten und warteten vergebens. Eine Schar Soldaten und Polizeiagenten, die das Feld rings um den Schlupfwinkel des Königs durchstreifte, hatte ihn verhindert, sich zur bestimmten Stunde an der Stelle einzufinden, die er seinen Freunden bezeichnet hatte. Der Nachen fuhr nach dem Schiffe zurück. Die bestürzten Freunde und Diener Murat's beriethen

unter einander in tödtlicher Angst, wie sie am besten diesem unseligen Hinderniß begegnen könnten. Die Einen glaubten, ihr unglücklicher Gebieter habe sich in der Oertlichkeit geirrt und erwarte sie an irgend einer näher an Toulon gelegenen oder weiter davon entfernten Bucht; die Andern meinten, er habe sich in der Stunde oder dem Tage geirrt und werde an der Küste erscheinen, nachdem das Fahrzeug sie verlassen. Jene machten den Vorschlag, ans Land zu gehen, ihn die ganze Nacht hindurch zu suchen und von Felsen zu Felsen zu rufen; Diese, im Bereiche des Strandes und auf die Gefahr hin, von den Küstenwächtern ergriffen zu werden, so lange zu kreuzen, bis sie den König zu Gesicht bekämen und ihm den Nachen von Neuem nach dem Strande schicken könnten. Sie blieben bei diesem letzten Entschluß, dem klügsten von allen, und fuhren Angesichts der Küste einige Mal auf und ab. Diese verdächtigen Bewegungen zogen jedoch die Aufmerksamkeit der nämlichen royalistischen Streifwache auf sich, welche die Gegend rings um den Schlupfwinkel des Königs durchstöbert hatte. Sie rief das Schiff an, stieg mit den Waffen in der Hand an Bord, stieß blutdürstige Verwünschungen gegen die Bonapartisten und gegen den König von Neapel aus und erklärte, sie würde, wenn sie ihn an Bord gefunden, ohne Gericht seine Verbrechen gerächt und seinen Leichnam ins Meer geworfen haben. Sie befahl dem Kapitain, bei Strafe der Wegnahme seines Fahrzeuges, sich augenblicklich von der Küste zu entfernen und in die hohe See zu steuern, um dem Verdacht zu entgehen, als suche er einige Geächtete an Bord zu nehmen. Der Herzog von Rocca Romana, der Oberst Bonafoux, die Diener des Königs und sein Gepäck

waren während dieses Besuches in der Tiefe des Kiels hinter Waarenballen, die dem Anschein nach für Korsika bestimmt waren, versteckt gewesen und der Aufmerksamkeit der Meuchelmörder glücklich entgangen.

VII.

Das Schiff, welches gehorchen mußte, wenn es nicht den Verdacht und die dem Könige unvermeidlich verderblichen Streifwachen herausfordern wollte, schien wieder das Weite zu suchen, nachdem die Soldaten sich enfernt hatten; aber da es Murat Zeit und Gelegenheit geben wollte, es einzuholen, hemmte es aufs Neue seinen Lauf und blieb mit eingerefften Segeln während der langen Stunden der Nacht im Bereiche der Küste. Rocca Romana wollte sich in seiner Verzweiflung lieber dem Tode preisgeben, als auf diese Weise statt seines Freundes, den er zu retten gekommen war, allein entweichen. Die bewaffneten Fahrzeuge, welche die Küste bewachten und das Schiff beobachteten, hinderten es von Neuem ans Ufer zu fahren oder sich demselben allzusehr zu nähern.

Während dieser Vorgänge auf dem Meere hatten sich die Scharen entfernt, welche die Zugänge zu Murat's Schlupfwinkel bewachten; der König stahl sich gegen Mitternacht daraus hervor und schlich unbemerkt bis zu dem Punkte der Küste, wo das Fahrzeug ihn erwarten und aufnehmen sollte. Er zweifelte nicht, daß seine Waffengefährten sich pünktlich daselbst eingefunden hätten und ihn ungeduldig erwarteten. Er schmeckte schon im Voraus das Gefühl der Sicherheit, deren er

sich endlich in Korsika erfreuen würde nach dem langen Drucke der Schmerzen und des Schreckens, unter dem er schon seit drei Monaten lebte.

Eitle Hoffnung eines Geächteten, den das Schicksal abwechselnd in seinen Freuden und in seinen Befürchtungen verspottet! Der Strand war öde, die See leer. Der König glaubte zu spät oder zu früh gekommen zu sein. Er hoffte beharrlich, das Fahrzeug mit jeder Woge, die zu seinen Füßen brauste, kommen oder wiederkehren zu sehen. Aber seine Unruhe nahm zu, je weiter die Nacht vorrückte und je mehr neue Sterne er aufgehen oder hinter den Bergen der Rhede verschwinden sah; er stieg von Fels zu Fels, um aus größerer Höhe eine größere Strecke des Meeres zu überschauen. Er hielt den Schaum für ein Segel; er klammerte sich immer und immer wieder an die Hoffnung mit der Beharrlichkeit eines Menschen, dessen Leben mit der Hoffnung endigt.

Endlich verbreitete das erste Leuchten der Morgendämmerung einen hellern Schein auf den Wogen, als das Licht des Mondes. Er bemerkte und erkannte sein Schiff an der äußern Form, die man ihm beschrieben hatte, und an den Signalen, die er mit seinen Freunden in Toulon verabredet hatte; aber er sah es nur, um sich zugleich zu überzeugen, daß es völlig unmöglich war, dasselbe zu erreichen. Kein Nachen war am Strande zu seiner Verfügung, und von Schiffen beobachtet, welche die Küste bewachten, flog das Fahrzeug mit vollen Segeln der offenen See zu.

Seine letzte Hoffnung und seine letzten Freunde entfernten sich mit diesem Segel. Er stürzte auf dem Felsen einer Klippe nieder und rief einen Augenblick seine Freunde oder den Tod.

VIII.

Aber er gehörte zu jenem Schlag Menschen, die sich nicht lange durch die Schwere selbst der verzweifeltsten Umstände niederdrücken lassen. Durch das wechselnde Geschick seiner Jugend, durch das Spiel mit dem Verhängniß und durch die Gefahren, denen er auf dem Schlachtfelde Trotz geboten hatte oder entronnen war, unter den härtesten Schicksalsschlägen geschult, unterwarf er sich ihnen, wie alle große Seelen, erst nachdem er alle Hülfsquellen seiner Geistesgegenwart und die ganze Kraft seines Muthes aufgeboten hatte, um sie zu bewältigen. Von dem Tode niemals besiegt, verscheuchten die Energie und die Elastizität seiner Seele selbst bei den ärgsten Heimsuchungen des Schicksals die Verzagtheit und Bläße von seinem Gesicht und seine Miene behielt das Lächeln und die Heiterkeit seines Muthes.

Nachdem er noch einige Minuten vergeblich auf die immer unmöglicher werdende Rückkehr seines Schiffes gewartet hatte, das am Horizont unter den Wellen verschwand, erhob er sich wieder und entfernte sich durch die Felder und unter den Oelbäumen, die sich am Saume der Rhede hinziehen, ohne zu wissen, wohin er seine Schritte lenken sollte, da es ihm gleichwohl unmöglich war, ruhig stehen zu bleiben.

Das Tageslicht mußte ihn Denjenigen verrathen, die ihn während der Nacht gesucht hatten. Die Gewißheit, daß der Zufluchtsort, an welchem er sich den vergangenen Tag verborgen gehalten hatte, entdeckt und umstellt war, gestattete ihm die Rückkehr nach demselben nicht mehr, wenn er sich seinen Henkern nicht ausliefern

wollte. Unter jedem Dache, das er in den Feldern wahrnahm, fürchtete er einen Angeber oder Feind zu treffen. Er ging auf gut Glück weiter, indem er die Nähe der Forts und der Dörfer mied, vom Meeresgestade sich entfernte und nur diejenigen Pfade verfolgte, die ihm sein Instinkt als die verborgensten und verlassensten bezeichnete, zwanzigmal in Versuchung, an der Thüre einiger vereinzelt stehender Häuser zu klopfen, zwanzigmal durch die Furcht abgehalten, in ihnen einen Feind zu finden.

So irrte er drei Tage und drei Nächte ohne eine andere Nahrung umher, als die Maiskörner, die er zwischen den Zähnen zermalmte, um seine Kräfte aufrecht zu erhalten, und ohne einen andern Mantel, als die Blätter der Oelbäume, um sich in der Nacht während seines Schlafes gegen die rauhe Luft zu schützen. Er entfernte sich jedoch nicht allzuweit vom Ufer der Rhede und näherte sich ihm jeden Abend in der unbestimmten Hoffnung, daß seine Freunde, einmal von der Beobachtung der Kriegsschiffe befreit, in der Nähe der verabredeten Stelle landen und ihn zuletzt doch entdecken und auf das Schiff bringen würden.

IX.

Aber keiner dieser Träume ging in Erfüllung. Den vierten Tag gegen Mittag beschloß er, durch die Schwäche seiner Glieder und durch den Hunger genöthigt, auf jede Gefahr hin an der Thüre des ersten besten einzeln stehenden Häuschens, das sich ihm darbieten würde, zu klopfen und die Gastfreundschaft oder den Tod von dem Edelmuth oder dem Verrath der

Bewohner zu erwarten. Er schmeichelte sich sogar nicht erkannt zu werden und die Gesinnungen und Meinungen seiner Wirthe auszuforschen, ehe er sich entdecken und von Neuem von ihrer Schwelle fortstehlen würde.

Sein Stern führte ihn vor ein ärmliches Landhaus von bäurischem Aussehn, das von den übrigen auf den Höhen zerstreuten Wohnungen getrennt stand und einem alten, verabschiedeten Soldaten gehörte, der hier das kleine Erbe seiner Väter bebaute. Eine bejahrte Magd, welche die Wirthschaft führte und das Gut verwaltete, bewohnte dieses Haus mit ihrem Herrn allein. Der Herr war in dem Augenblick abwesend, wo Murat der Schwelle sich näherte. Der König klopfte schüchtern an. Die alte Frau öffnete, und als sie einen Mann von edler und sanfter Miene und in halb militärischer, halb bürgerlicher, aber anständiger und sogar reicher Kleidung vor sich sah, hielt sie ihn für einen Freund und Waffengefährten ihres Herrn und ließ ihn voll Vertrauen ins Haus treten. Der König sagte ihr, er sei ein Offizier der Besatzung von Toulon, der die Gegend noch nicht kenne, und da er sich auf einem weiten Spaziergange durch die unbekannten Felder verirrt habe, fühle er sich müde und hungrig und habe gedacht, man werde in diesem bewohnten Hause so gastfreundlich sein, ihn etwas ausruhen und einige Nahrung zu sich nehmen zu lassen. Die bezaubernden und edeln Züge des Königs, die Höflichkeit seines Benehmens und die biedere Offenheit seiner Sprache überzeugten und rührten die Haushälterin.

Sie bot dem Könige einen Platz auf der Bank am Tische in der Küche an, fachte das Feuer wieder

an und suchte Eier, um ihm ein Mittagessen zu bereiten. Während sie sich mit diesen kleinen Wirthschaftsangelegenheiten beschäftigte, unterhielt sie den Fremden mit jener häuslichen Vertraulichkeit des Südens, welche den Abstand zwischen Dienern und Gästen geringer erscheinen läßt, als im Innern Frankreichs. Sie bat ihn um Verzeihung wegen der bäurischen Zubereitung der Speisen, die sie ihm vorzusetzen im Begriff war, und sagte, wenn ihr Herr ihn erwartet hätte, so würde sie ihn gewiß an einer bessern Tafel empfangen haben. Der König zitterte, als die Magd das Wort Herr aussprach; aber er verbarg seine Bewegung unter einer scheinbaren Gleichgültigkeit und warf nachlässig die Frage hin, wer ihr Herr sei und ob er lange von seiner Wohnung wegbleibe. Sie antwortete, er sei nur ausgegangen, um seine Oelbäume zu besehen, und werde bald zurückkommen. Der König wollte mit seinen Fragen fortfahren, als der Herr selbst von seinem Spaziergange heimkehrte und beim Anblick eines Fremden von edelm Aeußern, der bereits Platz genommen hatte und aß, diesen mit herzlicher Gastfreundschaft begrüßte, sich ihm gegenübersetzte und mit dem Bemerken, er habe ebenfalls Appetit, der Haushälterin befahl, ihm eine zweite Schüssel Eier von seinen Hühnern zuzubereiten und ihm eine zweite Flasche von seinem Wein zu bringen. Der König, der durch sein langes Fasten in den Gebüschen ausgehungert war, hatte das Brot und die Speisen, die man ihm vorgesetzt hatte, schon vor der Ankunft des Hausherrn verschlungen.

X.

Kaum saßen Wirth und Gast an demselben Tische einander gegenüber, als der Erstere, indem er den Letztern in größerer Nähe und bei hellerem Lichte betrachtete, den König von Neapel an der sprechenden Aehnlichkeit mit seinem Bildnisse auf den Münzen des Großherzogthums Berg und des Königreichs beider Sizilien erkannte, in Verwirrung gerieth, von seinem Sitz aufsprang, all die Ehrfurcht und Rührung, von der er so vieler Größe und Erniedrigung gegenüber sich ergriffen fühlte, in Blick, Gebehrde und Haltung aussprach und ihn wegen der unabsichtlichen Vertraulichkeit um Verzeihung bat, die er sich gegen einen so hohen und so unerwarteten Gast erlaubt hätte. Er beeilte sich, ihn über seine Verschwiegenheit zu beruhigen, schwor ihm zu, daß er lieber tausendmal sein Leben aufs Spiel setzen als ihn verrathen werde, und stellte ihm sein Haus, sein Vermögen und seine Person vollständig zur Verfügung.

Bei diesem plötzlichen Ausruf ihres Herrn und bei seinen warmen Aeußerungen von Ehrfurcht und Ergebenheit gegen den Fremden, wandte sich die Alte, die an ihrem Heerde beschäftigt war, mit Erstaunen um, vernahm, daß der Gast, den sie aufgenommen hatte, ein König war, ließ vor Aufregung die Schüssel, die sie für ihren Herrn zubereitete, ins Feuer fallen, warf sich zitternd Murat zu Füßen und ließ ihr Herz in Entschuldigungen und Rührung vor ihm ausströmen.

XI.

Murat segnete die Vorsehung, die ihn besser geleitet hatte, als seine Wahl es gethan haben würde. Er verlebte einige Tage ruhig, glücklich und unbekannt unter diesem gastfreundlichen Dache. Aber da der Herr des Hauses zu den Soldaten gehörte, die der Erinnerungen und der Anhänglichkeit an das Kaiserreich verdächtig waren, einer von denjenigen, auf welche die Polizei von Toulon ihr besonderes Augenmerk richtete, so hielt er es für unklug, seinen Aufenthalt bei demselben über die Zeit hinaus zu verlängern, deren er bedurfte, um sich einen sicherern zu verschaffen. Die Fürsorge seines Wirthes und seiner Freunde, der obenerwähnten Seeoffiziere, die er von seinem Abenteuer in Kenntniß gesetzt hatte, verschaffte ihm eine Zuflucht in einem andern Landhause in der Nähe von Toulon, das einem Schiffskapitän gehörte und in diesem Augenblick unbewohnt war.

Eine einzige treue, wachsame und zuverlässige Frau wurde ins Vertrauen gezogen und ihr die Bedienung des Königs in diesem Hause anvertraut, das man leer glaubte. Die beiden Marineoffiziere von Toulon, die allein sein Geheimniß kannten, wachten von fern über seine Sicherheit und brachten ihm von Zeit zu Zeit die zum Leben nöthigen Dinge und Hoffnungen auf ein besseres Schicksal.

Allein das Gerücht, das sich von der heimlichen Anwesenheit des Königs von Neapel in der Umgegend von Toulon und von den vermeintlichen Schätzen und Kleinodien, die beneidete Beute derjenigen, die ihn entdecken würden, unter den Werkzeugen der Volksrache

im Süden verbreitete, erhöhte den Eifer der Nachforschungen in seiner Umgebung. Die Frau, welche ihn bediente, hatte keine ruhige Stunde. Sie wachte die ganze Nacht, während der König schlief, um auf die Tritte und das nächtliche Geräusch der die Gegend durchstreifenden Patrouillen zu horchen und ihren Gast entrinnen zu lassen, sobald die bewaffneten Kundschafter dem Hause sich näherten.

XII.

Ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregeln und dieser Verschwiegenheit der Freunde Murat's schien selbst das Schweigen und das Geheimniß die Geächteten zu verrathen. In der Nacht des 13. August streifte eine Schar von sechszig royalistischen Freiwilligen unter der Leitung und dem Befehle eines der am meisten auf die Entdeckung des Königs versessenen Führer um das Landhaus, in welchem er ruhte. Von den Fenstern der auf einer Anhöhe stehenden Wohnung aus bemerkte man am Tage auf eine bedeutende Entfernung Alles, was dem Hause sich näherte, und hatte Zeit, sich den Nachforschungen zu entziehen; aber unter dem Schutze der Nacht und der Stille, die der Schar geboten war, konnten die Verfolger ihr Opfer umzingeln und überfallen, ohne in ihm Verdacht zu erregen durch ihre Nachforschungen, noch ihm Zeit zu lassen, sich ihnen zu entziehen. Aber eine Laterne, die einer der Führer der bewaffneten Bande in einem Hohlwege trug, um ihr auf ihrem Marsche zu leuchten, verrieth durch ihren Schein der Hüterin Murat's, die an einem Fenster wachte, die Annäherung einer Patrouille, die den Weg

zum Hause heraufkam. Sie weckte flugs den König, der völlig angekleidet neben seinen Waffen schlief, und benachrichtigte ihn von der Gefahr.

Er sprang von seinem Bett auf, hüllte sich in seinen Mantel, bewaffnete sich mit seinem Dolch und seinen Pistolen, schlüpfte geräuschlos durch die Hinterthür, verlor sich sechszig Schritte weit vom Hause in die hohen Weinberge und bedeckte sich mit dürren Rebenbündeln, welche die Winzer in ihren Feldern hatten liegen lassen. Die Alte verschloß nach Murat's Entweichung sorgfältig die Hausthür, verwischte alle Spuren, welche die Anwesenheit eines Fremden in den Zimmern verrathen konnten, gab sich, als die Späher an die Thür schlugen, den Anschein, als ob sie eben erwache und sich ankleide, und öffnete erst, nachdem sie dem Könige Zeit genug gegeben hatte, sich zu entfernen und zu verstecken.

Während die Freiwilligen mit betrogener Wuth die Gemächer, die Keller, die Vorrathskammern, die verborgensten Orte der Wohnung durchsuchten, durchstreiften Andere die Höfe, den Garten und selbst die benachbarten Weinberge. Mit ihrer Laterne in der Hand und mit bloßem Säbel gingen sie mehrmals ein paar Schritte weit an den Rebenbündeln vorbei, die den Geächteten bedeckten, und der König hörte sie Verwünschungen gegen ihn ausstoßen und die Hoffnung aussprechen, daß sie ihn endlich finden würden, um ihn ihrer Wuth zu opfern und seine Habseligkeiten unter sich zu theilen. Während die Verfolger so unter einander sprachen und nur wenige Schritte ihn vom Tode trennten, hielt Murat die Hand am Dolche und auf seinen Pistolen, entschlossen, wie er nachher sagte, die Ersten, die er treffen konnte, zu tödten und den

Schuß seiner besten Pistole für sich selbst aufzusparen, um der Wuth seiner Henker nur eine Leiche zu überlassen.

Die Erfolglosigkeit dieser geheimnißvollen Nachforschung in dem Hause, das er bewohnte, machte es sicherer für ihn, und er suchte es nicht zu wechseln. Aber ein Preis war in Marseille auf seinen Kopf gesetzt. Man versprach Demjenigen, der ihn todt oder lebendig den Inquisitoren der Bourbonenpartei ausliefern würde, tausend Louisd'or. Der Boden Frankreichs mußte sich früher oder später unter seinen Füßen öffnen. Er nahm den Gedanken an eine Flucht nach Korsika wieder auf.

XIII.

Die drei jungen Marineoffiziere, welche insgeheim unabläßig auf seine Rettung dachten und seine Gefahren zu theilen bereit waren, die Herren Donadieu, Blancard und Langlade, bereiteten ihm von Neuem ein Mittel zur Flucht. Ein Fischerboot ohne Kajüte und Verdeck, welches diese jungen Leute selbst bestiegen, erwartete den König in einer finstern Nacht und bei hoher See auf einem andern Punkte der Rhede. Durch die Sorglosigkeit der Küstenwächter begünstigt, die das Gestade in einer solchen Nacht durch den Sturm hinlänglich bewacht glaubten, gelang es ihm diesmal, sich in das Fahrzeug zu werfen, und er überließ sich den Wogen und Winden, die vielleicht weniger grausam und erbittert waren, als die politischen Parteien.

Der Nachen, der nicht mehr als vier Personen fassen konnte, verließ, von unerschrockenen Armen

geleitet, die Rhede und steuerte bei Tagesanbruch auf offener See der Insel Korsika zu. Doch der Sturm, der mitten im Kanale Wogen aufthürmte, denen das gebrechliche Fahrzeug weniger widerstehen konnte, als den Wellen in der geschützten Rhede von Toulon; der Wind, der das Segel zerrissen und die Rae zerbrochen hatte; die Fluthen, die bei jedem Windstoß in den Nachen stürzten, drohten dem König und seinen Freunden zwischen jedem Wogenpaar ein Grab zu bereiten. Sie bemerkten ein Deckfahrzeug, das nach der französischen Küste steuerte; sie näherten sich demselben, beschworen die Mannschaft, sie an Bord zu nehmen und nach Korsika zu bringen, und boten dem Kapitän als Preis für diesen Dienst einen Theil der Summen an, die der König bei sich trug. Aber taub gegen das Flehen der Passagiere, steuerten Kapitän und Mannschaft auf die Gefahr hin, den Nachen unter ihrem Bugspriet zu begraben, erbarmungslos weiter und überließen Murat dem Kampfe mit den entfesselten Elementen. Die Nacht neigte sich ihrem Ende zu, der Wind heulte, der Nachen schöpfte Wasser und schwankte bei jedem Stoße der See, als beim Schein der Morgendämmerung ein anderes Segel auf den Wellen sich zeigte, das in derselben Richtung mit Murat gen Korsika steuerte und im Begriff war, ihn zu erreichen und zu überholen.

Es war das Packetboot, welches mit Depeschen und Passagieren von Toulon nach Korsika ging und vom Kapitän Michaello Bonelli aus Bastia befehligt wurde. Bei den Nothsignalen, den Winken und Rufen Murat's und seiner Gefährten säumte der hochherzige Kapitän, obwohl selbst vom Sturme bedroht, keinen Augenblick, seine Segel einzureffen und den Nachen

zu erwarten. Er gab sich den Anschein, als wisse er nicht, wer die verlorenen Passagiere seien, die er an Bord nahm; aber der Fregattenkapitän Olessa, der sich in Toulon auf dem Packetboote eingeschifft hatte, war vor seiner Abreise im Vertrauen von der Flucht des Königs in Kenntniß gesetzt worden. Er vermuthete, daß Wind und Meer diesen unerschrockenen Fürsten nicht eingeschüchtert hätten, und daß er ihn auf dem Meere im Kampfe mit den Wogen treffen würde, und er hatte dem Befehlshaber des Bootes, Michaello Bonelli, heimlich die Bitte zugeflüstert, den Horizont zu beobachten und den unglücklichen König von Neapel an Bord zu nehmen. So wurde Murat nicht sowohl als König, denn als Schiffbrüchiger auf dem Verdecke des Fahrzeuges empfangen.

Kaum befand er sich auf demselben, als sein Nachen durch die Stöße der See entmastet und aus den Fugen gerissen wurde und vor den Augen der Passagiere untersank.

XIV.

Außer dem Fregattenkapitän Olessa, der ihm ergeben war, fand Murat an Bord des korsischen Bootes Anhänger seiner Sache und Männer, die, wenn nicht der Acht, doch wenigstens der Ungnade entflohen. Zu diesen gehörten korsische Senatoren und Generale von hohem Rang, aus der Familie, vom Hofe, aus dem bevorzugten Anhang Napoleon's: die Bacciocchi, die Casabianca, die Rossi, die Galvani. Sie empfingen Murat mit allen Zeichen ehrfürchtiger Hochachtung und Ergebenheit, die sich mit der Zurückhaltung vertrugen, welche

die Umstände geboten. Man kam auf dem Schiffe überein, beim Einlaufen in den Hafen den Namen und Titel des Königs zu verheimlichen. Er hatte von einem der Lehen seines ehemaligen Königreichs den Namen Campo Meli angenommen.

XV.

Unser diesem Namen landete der König, aber er wurde von der geheimen Popularität, die sich an seine Person, an seine Waffenthaten, an sein Unglück knüpfte, das man bei der auf der Insel herrschenden Unkenntniß mit den Unfällen Napoleon's verwechselte, bald erkannt und schweigend von der Volksgunst bewillkommnet. Er brachte jedoch aus Furcht, die Agenten und Anhänger der Bourbonen in der Stadt, dem Mittelpunkte der Regierung, möchten seinen Aufenthalt verdächtig finden und irgend einen von Paris ausgegangenen oder von ihrem eigenen Eifer eingegebenen Befehl der Strenge gegen ihn vollziehen, nur eine Nacht in der Stadt zu und brach schon am nächsten Tage nach seiner Ankunft mit einigen Freunden nach Vescovato, einem zwölf Stunden von Bastia im Hochgebirge der Insel gelegenen Dorfe auf.

Die vornehmste Familie in Vescovato war das Haus Colonna, ein altes und in jenen Gebirgen, wo das Volk wie im Morgenlande in den Häuptern der alten Stämme des Landes natürliche und erbliche Oberhäupter anerkennt, angesehenes Geschlecht. Murat war durch die Erinnerung an den Namen der Familie Colonna, von der einer seiner vertrautesten Generale, der

General Franceschetti, eine Tochter geheirathet hatte, auf den Gedanken gekommen, sich nach Vescovato zu begeben. Er dachte, die Dankbarkeit und Anhänglichkeit, welche dieser General, den er in Neapel mit Gunstbezeigungen überhäuft, seinen Verwandten mitgetheilt hätte, würden ihm für Gastfreundschaft und Treue bürgen. Er täuschte sich nicht. Die Bande der Natur und des Herzens sind in Korsika, wie bei allen Naturvölkern, bei denen der Mensch über dem Unterthanen oder dem Bürger steht, heiliger, als die Bande der Politik und der Gesinnung. Der Bürgermeister von Vescovato, Colonna Cecaldi, der Schwiegervater des Generals Franceschetti, war das Haupt dieser Familie. Er war Royalist, ein Feind Bonaparte's und den Bourbonen ergeben, aber vor Allem dem Familiengefühle, der Gastfreundschaft gegen diejenigen, welche sie anflehten, und den alten Sitten seines Landes treu.

XVI.

Murat kam wie ein Bandenführer von Schottland oder vom Libanon auf dem Marktplatz von Vescovato an und stieg vor demjenigen Hause des Dorfes ab, welches das stattlichste Aussehen hatte: es war das Haus Colonna Cecaldi's. Der Herr des Hauses und das Oberhaupt des Landes, Colonna, trat beim Geräusch, welches die Pferde vom Gefolge des Königs machten, aus seiner Wohnung. Murat nannte seinen Namen, theilte ihm die Gründe seiner Landung auf der Insel mit und bat ihn um Asyl und Schutz unter den Seinigen, einzig und allein in der Absicht, in

Sicherheit auf diesen Bergen zu erwarten, was der König von Frankreich und die verbündeten Souveräne über ihn beschließen würden. Das ehrwürdige Haupt der Colonna antwortete dem Könige mit dem Anerbieten der unverletzlichsten Gastfreundschaft. Er sagte ihm, es bestehe, so viel er wisse, kein Befehl des Königs von Frankreich und es sei kein Grund des Gewissens und der Ehre für einen treuen Anhänger der Bourbonen vorhanden, der irgend Jemanden in Korsika ermächtigte, den entthronten König von Neapel als Flüchtling und Feind zu behandeln.

Der König lebte einige Tage in Sicherheit und Ruhe im Hause Colonna Cecaldi's, wo bald der neapolitanische General Franceschetti, der Schwiegersohn seines Wirthes, zu ihm kam.

XVII.

Korsika befand sich damals, wie wir oben berichtet haben, in einer Art von Interregnum, das den Anarchien der drei Hauptparteien, die es spalteten, der Bonapartisten, der Anhänger Englands und der Freunde des Hauses Bourbon, aber noch mehr den persönlichen Unternehmungen günstig war, die ein erlauchter, thätiger und volksthümlicher Führer, wie der König von Neapel, hier etwa versuchen wollte, um die Insel selbst zu beherrschen, oder Anhänger und Werkzeuge einer abenteuerlichen Expedition nach Außen zu werben. Die schwachen Besatzungen von Calvi, Bastia und Ajaccio zählten nur einige hundert Mann, eine Zahl, welche nicht hinreichte, um die drei Parteien, die gerüstet da-

standen, auf der Insel festgewurzelt waren, die Gebirge im Besitz hatten und stets unter den Waffen und auf der Lauer, die Gelegenheiten zu benutzen suchten, welche ihnen von den Ereignissen geboten wurden, zum Gehorsam oder nur zum Frieden zu zwingen.

Die weiße Fahne flatterte auf dem Hafen und auf den Kirchthürmen der Insel, das einzige Zeichen der Unterwerfung des Landes unter die Regierung Ludwig's XVIII. Den Befehl über das Militär auf der Insel führte einstweilen und fast kraft seines Amtes der Gendarmerieoberst Verrière.

XVIII.

Sobald dieser Militärkommandant von Bastia, der von der Landung des Königs von Neapel auf Korsika Kenntniß erhalten hatte und durch seinen eigenen Eifer und den Eifer der Royalisten seiner Partei getrieben wurde, gegen den Flüchtling von Toulon einzuschreiten, in Erfahrung gebracht hatte, daß Murat in Vescovato sei, schickte er ihm durch einen Parlamentär die Aufforderung zu, er solle sich in seine Hände begeben, bis der König von Frankreich über sein Loos entschieden hätte. Murat, der bereits in Vescovato durch die unverletzliche Gastfreundschaft der Colonna gesichert war und bald eine Schar Bauern, Hirten und alter Soldaten um sich sah, die sich zu seinem Schutze bewaffnet hatten, weigerte sich zu gehorchen, indem er seine Weigerung durch den Mangel an einer gesetzlichen und souveränen Autorität auf der Insel rechtfertigte. Nach Empfang dieser Antwort er-

ließ der Oberst Verrière eine Bekanntmachung, welche den König Murat von Neapel für einen Feind des Königs von Frankreich und einen Störer der öffentlichen Ruhe erklärte. Eine Truppenabtheilung von vierhundert Mann, unterstützt von einem Gendarmeriekorps, marschirte nach Vescovato, um die Befehle der Regierung zu vollziehen und sich Murat's zu bemächtigen.

Aber schon war Murat eine unangreifbare Macht im Innern der hohen und kriegsgewohnten Gebirge, wo er sein Quartier genommen hatte. Bei den Einen war es die angestammte Anhänglichkeit an die Familie Colonna, unter deren Dache er wohnte; bei den Andern das heilige Recht der Gastfreundschaft, das sie um keiner Meinung willen vergaßen oder verriethen; bei Diesen die Popularität, die der König von Neapel wegen seiner Abenteuer genoß; bei Jenen die Erinnerung an die ehemaligen Kriege, in denen sie unter seinem Befehle gedient hatten; bei den Ehrgeizigern die Hoffnung, seine Gefahren und die Siegesbeute eines Kriegszuges zu theilen, den dieser ehemalige Herrscher unternehmen würde, um sein Reich zu erobern; bei den Habgierigern der Sold, den Murat von den Summen austheilte, die er mitgebracht hatte oder von Paris bezog, was in Vescovato um den König von Neapel tausend bewaffnete Vertheidiger geschart hatte, die zu Allem bereit waren, um diesen volksthümlichen Geächteten zu retten, zu begleiten oder zu rächen. Eingeschüchtert durch die Zahl und Entschlossenheit seiner Anhänger und durch die natürliche Stärke der Oertlichkeit, kehrte die von Bastia abgesandte Truppenschar ohne ihre Beute zurück.

XIX.

Diese kleine Armee Murat's und die Anhänglichkeit der Gebirgsbewohner drängten ihn, die Fahne der Unabhängigkeit der Insel in seinem eigenen Namen zu erheben und sich Bastia's zu bemächtigen. Er weigerte sich dessen noch und versicherte stets, daß er Nichts gegen den König von Frankreich unternehmen wolle und daß er lediglich für seine persönliche Sicherheit und Würde unter der Obhut seiner kriegslustigen Gastfreunde sorge. Aber schon thaten seine Anhänger, die sich um ihn gesammelt hatten, seiner erheuchelten oder aufrichtigen Zurückhaltung Gewalt an und schafften keck Mannschaften, Waffen, Kriegsbedarf und Subsidien für seine Sache. Er drückte die Augen zu und schien selbst unentschlossen zwischen einem Aufstand der Insel zu seinen Gunsten und einem Kriegszuge nach den Küsten seines ehemaligen Königreichs zu schwanken.

Die Gewißheit, nach einem augenblicklichen Erfolge auf der Insel Korsika vor Europa zu scheitern und der geringe Werth der Eroberung im Verhältnisse zur Gefahr brachten ihn von seinem ersten Plane ab und bewogen ihn, sich auf den zweiten zu werfen. Die Verzweiflung vor Allem und der Ehrgeiz, Napoleon nachzuahmen und zu übertreffen, indem er nach Neapel zurückkehrte und sich dort behauptete, trieben ihn blindlings zu diesem unheilvollen Schritt seines Lebens. Seine Geldmittel waren erschöpft, er konnte die Last des Müßiggangs und die Demüthigung eines dunkeln Privatlebens nach dem Lärm des Kriegslagers und dem Glanze des Throns nicht ertragen. Häuslicher Kummer fügte seine geheime Bitterkeit und seinen

Stachel zu seinen politischen Niederlagen. Er betete seine junge, schöne, ehrgeizige Gemahlin an, die nach Macht und Glanz strebte. Er war eifersüchtig auf ihre vermeintlichen geistigen Gunstbezeigungen gegen junge Generale seines Hofs, deren Rathschläge sie bisweilen seiner eigenen Politik vorzuziehen schien. Er fühlte sich durch den Gedanken gedemüthigt, sie vom Throne herabgezogen zu haben, auf den sie ihn durch ihre Verbindung mit ihm erhoben hatte. Er brannte vor Ungeduld, sie durch die Kühnheit seines Geistes und durch die Tapferkeit seines Herzens wieder auf denselben zu setzen; er fühlte sich empört über den gemeinen Stand, in welchem er seine Kinder zurücklassen sollte, die er anbetete, wie ihre Mutter. Sein Herz verwirrte ihm den Kopf. Stolz, Liebe und Eitelkeit machten ihn schwindeln. Während der drei Wochen seines Aufenthalts in diesen Gebirgen überließ er sich dem Wahnsinn oder den Illusionen, deren er bedurfte, um seinen unsinnigen Schritt zu rechtfertigen.

XX.

„Ich bin in Neapel angebetet," sagte er zu seinen Vertrauten, „und warum sollte ich es nicht sein? Ich habe den Neapolitanern nur Gutes erzeugt, ich habe sie mit meinem Herzen regiert und ihren kriegerischen Namen in den Feldlagern wieder zu Ehren gebracht, indem ich ihn mit meinen eigenen Waffenthaten schmückte. Ich habe dem Volke die Freiheit gegeben, den Adel gehoben, die Soldaten für den Krieg gebildet, die Bauern geliebt, das Reich geordnet, verwaltet und be-

reichert. Ich höre noch von hier aus das Jubelgeschrei, welches die Menge ausstieß, so oft ich bei der Rückkehr von unsern Feldzügen mit der großen Armee im Triumphe wieder in meine Hauptstadt einzog. Großer Gott! welche Erinnerungen weckt diese Begeisterung einer Nation in meiner Seele! Neapel und mein Volk belagern mich fortwährend mit ihrer Gegenwart!" Und in Thränen zerfließend bei diesen Schilderungen, sagte er: „Es ist zu viel, ich kann nur noch leben und streben für mein Volk. Wir werden Neapel sehen, wir werden Neapel sehen, eilen wir, dahin aufzubrechen!"

XXI.

Vergebens stellten ihm einige Stabsoffiziere, die ruhiger waren und mehr an seinen Interessen als an seinen Täuschungen hingen, die Gefahren der Unternehmung vor: Europa sei gerüstet; Oesterreich und seine Heere ständen an den Grenzen; die Bourbonen von Sizilien, kaum ihrem Reiche zurückgegeben, hätten noch nicht Zeit gehabt, die Begeisterung und die Popularität zu erschöpfen, die ihre Rückkehr erweckt habe; die Armee sei besiegt und zerstreut, ihre Offiziere seien durch Familienerinnerungen, durch Pflicht, Eid und Interesse wieder an die Bourbonen gefesselt; auf die Ungunst des Schicksals und die Abwesenheit folge sehr bald die Vergessenheit; eine wachsame Polizei und ihre zahlreichen Sbirren, die aus Sizilien gekommen, überwachten die Gesinnungen und Bewegungen des Volks; die Landung habe mit Schwierigkeiten zu kämpfen; es fehle an Waffen, Soldaten, Kriegsvorräthen; es sei

kein Vorwand oder Grund zur Aufwiegelung des Volkes vorhanden; eine sichere Gefangenschaft oder ein tragischer Tod erwarte ihn auf dem Boden des Reichs, welches nicht zwei Könige tragen könnte.

Nichts erschütterte ihn, er hatte den Schwindel des Throns. Er war entschlossen, von den Dingen und Menschen nur die Seite zu sehen, die seinen Wünschen schmeichelte und die lebhaften Farben seiner lebendigen und glühenden Einbildungskraft zurückstrahlte. Intelligent, aber unüberlegt, wie die Männer des Südens, hatte Murat sein ganzes Leben lang eines Kopfes bedurft, der für ihn dachte. Ueberall, wo er allein ging, hatte er sich verirrt. Sein Geist, obwohl voll Feuer, war wenig erleuchtet. Er diente weniger dazu, ihn aufzuklären, als ihn zu blenden.

XXII.

Mitten unter diesen Verlegenheiten, aber als sich sein Herz, das sich vor seinem Geist entschieden hatte, bereits ganz zu einer Landung bei Neapel hinneigte, kam sein ehemaliger Adjutant, sein Korrespondent und Unterhändler in Paris, der Oberst Macerone, mit Genehmigung der Regierung auf der Insel an und verlangte, nach Vescovato geführt zu werden, um dem Könige den Ausdruck der Gesinnungen und die Geleitsbriefe der Mächte zu bringen. Es war zu spät. Der König wiederholte bereits täglich das Axiom, welches er zur heldenmüthigen Entschuldigung seines Entschlusses machte: „Einem Könige, der seine Krone verloren hat, bleibt Nichts übrig, als der Tod des Soldaten!“

Ueberdies war er überzeugt, und er wiederholte es unaufhörlich seinen Vertrauten, daß, wenn er sich der scheinbaren Großmuth Europa's anvertraue, sein Grabhügel sich alsbald neben seinem Kerker erheben würde.

Ehe er sich zu seinem ehemaligen Gebieter begab, vertraute Macerone dem Befehlshaber von Bastia und englischen und neapolitanischen Agenten, die sich in diesem Hafen befanden, um Murat von seinem Vorhaben abzubringen und seinen Anhängern die Unternehmung zu widerrathen, das Geheimniß des Auftrags an, den er bei ihm zu erfüllen hatte. Er sah unter Andern die beiden Brüder Carabelli, geborene Korsen, die früher in der britischen Armee gedient hatten und vom Polizeiminister Medici heimlich von Neapel ausgesendet waren, nicht um Murat, wie man geglaubt hat, zu seinem Unternehmen aufzustacheln, sondern um ihn davon abzubringen. Der Hof von Neapel hegte schon Verdacht. Er fürchtete und wachte, aber er hatte nicht nöthig, einem Manne, der sich selbst mit solchem Schwindelgeist hineinstürzte, eine tödtliche Falle zu stellen.

Macerone und die beiden Carabelli, der Eine im Interesse des Königs und des Erfolgs seiner Unterhandlung, die Andern im Interesse Neapels und des Ministers Medici, in dessen Diensten sie standen, sahen sich in Bastia, besprachen sich mit der militärischen Regierung dieser Stadt und begaben sich auf die Nachricht, daß Murat auf dem Wege nach Ajaccio sich befinde, auf einem andern Wege ebenfalls dahin, um ihn durch ihre Rathschläge bei dem letzten Schritte zurückzuhalten.

XXIII.

Aber Nichts vermochte ihn mehr zurückzuhalten. Am 17. September stieg er, von einer kleinen Armee korsischer Freiwilliger und allen Schützlingen der Familie Colonna umgeben, in Vescovato zu Pferde. Unter dem Rufe: „Hoch lebe der König von Neapel!“ und den Segenswünschen der gesammten Bevölkerung, die er während seines langen Aufenthaltes bei den Colonna's durch seine Huld, seine Vertraulichkeit, seine kriegerische Beredtsamkeit und seinen Ruf gewonnen hatte, zog er nach Ajaccio, der zweiten Hauptstadt der Insel. Diese Armee bestand hauptsächlich aus den Generalen Franceschetti und Natali, die in Korsika zu ihm gestoßen waren, aus unbeschäftigten Unteroffizieren und Soldaten, die er auf der Insel getroffen und die sich beim Schall seines Namens um ihren ehemaligen General geschart hatten, aus dem Kerne der kriegsgeübtesten Kondottieri, welche die wechselseitige und ewige Familienrache in die Wälder treibt und an tägliches Bivouakiren und Feuern auf die Truppen gewöhnt, und endlich aus jenen Sennern der Insel und jener Jugend der Dörfer, die mit dem Gewehr in der Hand ihre Heerden hüten oder ihr Feld bestellen und die der beständige Umgang mit Waffen von Kindheit auf an den Krieg gewöhnt. Murat, in der Tracht eines Königs und Kriegers, durch welche er die Augen des französischen Soldaten zu bezaubern suchte, rückte in Begleitung der vornehmsten Häupter der Familie, die ihm Gastfreundschaft erwiesen hatte, und seiner Generale, die sämmtlich Uniform trugen, mit den Führern seiner aus Bergbewohnern bestehenden Vorhut hinter sich, an der Spitze dieser Schar vor, die für die Einen

eine Bedeckung, für die Andern eine Armee war, je nachdem die Thore von Ajaccio, wo er Verbindungen angeknüpft hatte, seinem Namen sich öffneten oder schlossen.

Er ritt einen jener kleinen korsischen Hengste mit langer Mähne, die ihr sicherer Tritt, ihr feuriges Auge, ihr glühender Muth und an das Schießen gewöhntes Ohr zu Schlachtrossen für die dortigen Gebirgskriege macht. Die Felsen, die Schluchten, die Säume der Wälder waren mit Frauen und Kindern bedeckt, die sich auf dem Wege gesammelt hatten, um einen Helden und König vorüberziehen zu sehen.

Die wilde Pracht der Landschaft, durch die ihn sein Weg führte, verlieh diesem Schauspiel noch einen großartigen, malerischen und orientalischen Charakter. Die abschüssigen Pfade, auf denen er den Granitkern der Insel zu durchziehen hatte, um sich nach Ajaccio zu begeben, stiegen und senkten sich und schlängelten sich abwechselnd durch die Berge, die Schluchten, die Abgründe, die tausendjährigen Fichten-, Eichen- und Kastanienwälder, die ihre hohe Lage der Axt der Menschen unzugänglich macht. Diese Südalpen, um die der Rahmen eines gewaltigen Meeres sich spannt, mit ihrem tiefglänzenden Himmel, ihrer Einsamkeit, ihrer rauhen und schweigenden Majestät prägen auch im Menschen die Energie, die Höhe und Tiefe der Oertlichkeit aus.

XXIV.

Alle Dörfer, welche Murat durchziehen mußte, gingen, als sie von seinem Kommen hörten, stolz auf

die Gastfreundschaft, die sie ihm erzeugen wollten, und durch seine Boten im Voraus für seine Sache begeistert, mit ihren Gemeindehäuptern, ihren Richtern und Priestern ihm entgegen. Die erste Nacht brachte er in Cotone bei dem Pfarrer Galvani zu, dessen Bruder Oberkriegskommissar war und sich im Gefolge des Königs beim Generalstab befand. Dort blieb er den 18., um neue Soldaten an sich zu ziehen. Am 19. frühstückte er im Dörfchen Peselli-Danisani im Hause Manuelli's, des vornehmsten Einwohners. Hierauf passirte er mit seinem Gefolge, das unterwegs bei jeder Hütte sich vergrößerte, die tiefen Schlünde der Serra und lagerte sich am Abend bei San-Pietro-de-Venaco. Der Pfarrer Pantalacci von Vivaro nahm ihn am 20. gastlich auf und geleitete ihn mit seinen Dorfbewohnern während der übrigen Stunden des Tages durch die Urwälder von Vizzavona. Als er nach Bococnano hinabzog, begegnete er dem Oberstlieutenant Bonelli, der ihm mit seinem ganzen Dorfe entgegenkam. Hier erwartete er den Rest seiner kleinen Armee, die langsamer vorgerückt war als er, und sandte den General Franceschetti nach Ajaccio, um der Stadt seine Annäherung und seine Absichten kund zu thun und mit den Häuptern der Stadt und den königlichen Behörden zu parlamentiren. In Bocacnano wollte er das Ergebniß dieser Unterhandlungen abwarten.

XXV.

Franceschetti begab sich vor Allem zu den Arrighi, einer Familie, die von Bonaparte mit Geschenken, Titeln und Gunstbezeigungen überhäuft worden war.

Dort fand er alle vornehmen Mitglieder der Familie des Kaisers versammelt. Die Einen hatten ihren festen Wohnsitz auf der Insel, die Andern hatten sich blos auf dieselbe geflüchtet. Die Erbitterung dieser Verwandten Napoleon's gegen Murat, den sie beschuldigten, zu dessen Verderben beigetragen zu haben, und die den Inselbewohnern angeborne Klugheit, welche sie mehr als Andere von der scheinbaren Theilnahme an einem Komplott gegen die Bourbonen zurückschreckte, denen ihr Name sie schon zu sehr verdächtig machte, beseelte diesen Familienrath mit einem unüberwindlichen Abscheu vor der kompromittirenden Tollkühnheit des Königs von Neapel. Sie ergingen sich gegen seinen General in den bittersten und beleidigendsten Vorwürfen gegen einen König, der von der Hand ihrer Familie gekrönt, zuerst im Bunde mit der Koalition sie bekämpft hätte und nun sogar noch auf der Insel, wo sie ihn in seinem Unglück schützte, mit seinem Ehrgeiz sie zu verfolgen und zu Grunde zu richten käme. Sie beschworen Franceschetti ernstlich, er möge seinen Herrn von dem Gedanken abbringen, in Ajaccio einzurücken und dadurch einer unterwürfigen und ruhigen Stadt das Ansehen einer gegen den König von Frankreich im Aufstand begriffenen Stadt zu geben. Franceschetti kehrte zum Könige zurück und benachrichtigte ihn von der übeln Stimmung seiner Verwandten. Allein Murat, der jetzt seine ganze Armee um sich gesammelt hatte und von der unüberlegten Begeisterung des Volkes und der Soldaten der Besatzung von Ajaccio gerufen wurde, hörte auf Nichts, stieg wieder zu Pferde und rückte gegen die Stadt vor.

XXVI.

Sein Einzug war ein Triumph. Das Volk spottete seiner Behörden. Die bürgerlichen Behörden und der Militärkommandant hielten kaum die fünfhundert französische Soldaten der Besatzung in der Festung im Zaum, deren Thore sie schlossen, damit sie wenigstens verhindert würden, sich unter das Volk und die königliche Armee zu mischen. Man sah, wie sie ohne Waffen, die Ellbogen auf die Brustwehren der Festung gestützt, dem Triumpheinzuge des ehemaligen Waffenbruders ihres Kaisers zuschauten, und man hörte, wie sie den Kundgebungen der Menge zujauchzten und ihr Geschrei: „Es lebe der König von Neapel!" in den Jubel der Armee, der Stadt und des Hafens mischten. Murat lehnte es ab, den Staatspalast zu betreten, wozu ihn die Menge zum Zeichen der Souveränetät drängte. Er ließ sich in ein einfaches Gasthaus auf dem Marktplatze führen und hielt, ehe er vom Pferde stieg, eine Rede an das um ihn versammelte Volk. Er sagte, daß er Ajaccio nur um einfache und friedliche Gastfreundschaft bitte, und daß er sich, wenn seine Anwesenheit Anlaß zu Aufruhr oder Unruhe gebe, augenblicklich wieder entfernen würde. Er schickte seine Offiziere mit den nämlichen Versicherungen an die Behörden. Zufrieden, daß er ihnen Trotz geboten hatte, wollte er den Sieg nicht weiter treiben, als sein Zweck es erforderte, und fühlte sich schon glücklich, daß er in seinen Plänen durch den Einfluß seiner Popularität und durch seine Rolle als König unterstützt wurde, deren Süßigkeit er zum letzten Male auf der Insel seines Wohlthäters und Feindes schmeckte.

XXVII.

„Seine Majestät der König von Neapel sucht ein Asyl.“ — ließ er durch den Chef seines Stabes an den Bürgermeister von Ajaccio schreiben. „Er hat dem Orte, wo seine Familie lebt, den Vorzug gegeben; er glaubt unter den Seinigen zu sein, wenn er unter den Bewohnern dieser Stadt ist. Er wird hier als einfacher Privatmann leben; er verlangt Nichts von den Behörden, als den der Ehre und dem Unglück gebührenden Schutz.“

Der Seeoffizier Blancard, der das Amt eines Kabinetssekretärs bei ihm bekleidete, schrieb eine lange, für die Oeffentlichkeit bestimmte Depesche, die Murat ihm diktirte, an den Oberst Verrière, den Befehlshaber der Militärdivision. „Der König,“ hieß es darin, „hat Ihre gegen ihn gerichtete Proklamation an die Bewohner der Insel und die Soldaten mit Entrüstung gelesen; diese Proklamation ist unschicklich und lügenhaft; sie weiht dem Dolche der Meuchelmörder den König und die Personen, welche einem unglücklichen Fürsten, einem Feldherrn, den seine Dienste, sein Rang, sein Mißgeschick allen civilisirten Nationen zu einem Heiligthum machen, ein Asyl gewährt haben.“

Murat berauschte sich im Genusse der Herrschaft, die er über die Bevölkerung von Ajaccio ausübte. Er sah fortwährend ihren Kundgebungen unter seinen Fenstern zu; er lenkte die Aufmerksamkeit seiner Freunde auf sie hin; er erblickte darin das Vorzeichen der Begeisterung, die er bald auf dem Boden seines Reichs wiederfinden würde. Er beschleunigte die Rüstungen zu seinem Kriegszuge, die unter den Augen der machtlosen Behörden und der mit Herz und Seele ihm zu-

gethanen Soldaten der Garnison im Hafen betrieben wurden. Er verpfändete seine Juwelen, um sich die nöthigen Gelder zur Ausrüstung seines kleinen Geschwaders zu verschaffen.

XXVIII.

Unterdessen war Macerone mit den beiden Brüdern Carabelli angekommen. Dieser Offizier ließ seinen ehemaligen Gebieter um eine Audienz bitten. Sie wurde ihm augenblicklich gewährt. Der Gasthof, in welchem der König wohnte, zeichnete sich nur aus durch die über dem Thore flatternde Fahne des Königreichs beider Sizilien, durch die Schildwachen und die bewaffneten Bergbewohner, welche die Schwelle hüteten. Macerone wurde vom Könige mit Zärtlichkeit, aber nicht ohne Verlegenheit empfangen. Er erstattete ihm Bericht über den Erfolg seiner Unterhandlung und übergab ihm eine Note des Fürsten von Metternich, welche die Bedingungen enthielt, unter denen der König von Neapel der Gastfreundschaft Oesterreichs theilhaftig werden könnte. Diese Bedingungen waren:

1) Der König sollte den Namen eines einfachen Privatmannes annehmen.

2) Er sollte sich in einer Stadt oder auf dem Lande in Böhmen oder in Oberösterreich aufhalten.

3) Er sollte sich durch sein Wort verpflichten, die österreichischen Staaten nicht ohne Zustimmung des Kaisers zu verlassen und sich dort den Gesetzen des Landes unterwerfen.

Diesen Bedingungen war ein Paß nach Triest beigefügt, für den Fall, daß der König davon Gebrauch machen wollte. Er nahm den Paß und behielt sich vor, die Bedingungen zu besprechen, sobald er sich mit seiner Familie wieder vereinigt hätte. Diese zweideutige Antwort erinnerte an die zweideutige Haltung, die er Napoleon und den Verbündeten gegenüber im Jahre 1814 beobachtet hatte. Mit dem Passe versehen für den Fall, daß ihm das Schicksal bei der beabsichtigten Expedition hindernd in den Weg trete; nicht gebunden durch Bedingungen, die er nicht annahm, wenn ihm sein Streich gelang, lehnte er unter dem Vorwande, daß sein Königstitel in den Depeschen fehle, das schriftliche Anerbieten ab, ihn nach Triest zu bringen, welches ihm der Kapitän einer von der englischen Regierung ihm zur Verfügung gestellten englischen Fregatte machte.

Die beiden Carabelli wurden sodann zu der Besprechung hinzugezogen; sie bemühten sich, ihm die Gefahren seiner Unternehmung klar zu machen, waren aber nicht im Stande, ihn zu überzeugen. Er lud sie mit Macerone zur Tafel. Die Generale Natali, Franceschetti, sechs Oberste und seine vornehmsten Offiziere wohnten diesem Mahle bei. Man sprach von Waterloo. „O," rief der König, „wäre ich dort gewesen, so würde das Loos der Welt bestimmt anders gefallen sein! Die französische Reiterei ist vom Wahnsinn in die Schlacht getrieben worden; man hat sie einzeln geopfert, während ihr Massenangriff im entscheidenden Augenblick Alles niedergeworfen hätte!" Er befand sich in heiterer, milder Stimmung und plauderte harmlos über die verschiedenartigsten Dinge.

Nach Tische führte er Macerone in sein Kabinet und sagte ihm, die erste zweideutige Antwort, die er am Morgen auf die Anerbietungen Oesterreichs ertheilt, habe einen seiner Redlichkeit und seinem Range wenig geziemenden Doppelsinn, den er sich zum Vorwurf mache; er wolle ihm eine offenere und ehrlichere Erklärung über seine wahren Absichten geben. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb eigenhändig einen Brief, der seine Beschwerden und Gedanken ohne Rückhalt darlegte.

„Ich schätze meine Freiheit," hieß es in diesem Briefe, „höher als alle Güter der Welt. Gefangenschaft oder Tod ist für mich eins und dasselbe. Welche Behandlung könnte ich von denjenigen hoffen, die in Marseille Meuchelmörder gegen mich gedungen haben? Ich habe dem Marquis von Rivière das Leben gerettet, er war zum Tode auf dem Blutgerüste verurtheilt. Ich habe seine Begnadigung beim Kaiser ausgewirkt. Aber, o entsetzliche Wahrheit! er hat Elende gegen mich gehetzt, er hat einen Preis auf meinen Kopf gesetzt!!! In den Wäldern und Gebirgen umherirrend, habe ich mein Leben der hochherzigen Treue dreier französischer Offiziere anvertraut; sie haben mich mit Gefahr ihres Lebens nach Korsika gebracht. Elende sagen aus, ich hätte Schätze von Neapel mitgenommen. Ich habe im Gegentheil zum Vortheil meines Reiches alle Reichthümer verwendet, die ich von meinem Fürstenthum Berg mitbrachte. Ich kann die Bedingungen nicht annehmen, die Sie mir stellen, Herr Macerone! Dies wäre meine Abdankung; man gestattet mir nur zu leben . . . Ist dies die Achtung, die man einem unglücklichen Souverän schuldet, der von ganz Europa anerkannt war und in

einem kritischen Augenblicke den Feldzug von 1815 zu Gunsten dieser selben Mächte entschied, die ihn heute mit ihrem Hasse und ihrem Undank verfolgen. . . . Ich habe nicht abgedankt! Ich habe das Recht, meine Krone zurückzufordern, wenn Gott mir die Kräfte und die Mittel dazu gibt! . . . Meine Anwesenheit auf neapolitanischem Gebiet kann Niemanden mehr irre machen; ich kann nicht mit Napoleon korrespondiren, dem Gefangenen auf St. Helena! . . . Wenn Sie diesen Brief erhalten, werde ich bereits auf der See sein, meinem Verhängnisse entgegen zu eilen. Entweder werde ich meinen Zweck erreichen, oder ich werde mein Leben mit meinem Unternehmen beschließen. Ich habe im Kampfe für mein Land dem Tode tausendmal die Stirn geboten: wird es mir nicht erlaubt sein, ihm einmal um meiner eigenen Sache willen zu trotzen? . . . Ich habe nur eine Sorge, die Sorge für das Loos meiner Familie! . . ."

Nachdem er diese Zeilen einem Sekretär zum Abschreiben übergeben hatte, unterzeichnete er sie und nahm Abschied von seinem Adjutanten mit einer Umarmung.

XXIX.

Ein Kanonenschuß, der um ein Uhr Morgens durch die Stille der Nacht ertönte, schreckte Macerone aus dem Schlaf auf und verkündigte ihm, daß der König seinen Schicksals- und Kriegsgefährten, die sich seinem kühnen Unternehmen anschlossen, das Zeichen zur Einschiffung gegeben hatte. Der König hatte sich in der That so eben mit ihnen eingeschifft. Diesem

Kanonenschusse folgten nach einigen Minuten ein Paar andere, die von den Brustwehren der Festung Ajaccio abgefeuert wurden. Es war der leere Schein einer Widersetzlichkeit gegen die Expedition des Königs von Neapel, den die Offiziere der Garnison mit Noth und Mühe von ihren Soldaten erbettelt hatten. Die Kanoniere, die insgeheim das abenteuerliche Unternehmen Murat's begünstigten und nur durch die Mannszucht in einer scheinbaren Neutralität erhalten wurden, hatten die Geschütze geladen, als wollten sie auf das Geschwader schießen, aber sie hatten absichtlich in die leere See gezielt. Diese Schüsse, die in den Fluten verloren gingen, waren weniger eine Feindseligkeit als eine Abschiedssalve. Der König und seine Armee segelten bereits in voller Freiheit nach der italienischen Küste.

Sechs leichte Fahrzeuge, Deckboote, Felucken oder Bombenschiffe bildeten die ganze Flotille des Königs. Das Schiff, welches den König trug, stand unter dem Befehle des Barons Barbara, eines Fregattenkapitäns im Dienste Neapels; das zweite Fahrzeug befehligte Courand, der den Kapitän Pernice und den Lieutenant Maltedo unter sich hatte; Ettore führte das dritte, Mattei das vierte, Semidei das fünfte. Das sechste noch schnellere und handlichere Boot diente als Avisschiff und stand unter dem Befehle eines einfachen Lootsen Namens Ceconi.

Die Offiziere und die zweihundertundfünfzig Unteroffiziere und Soldaten, welche die ganze Armee bildeten, die sich mit dem Könige eingeschifft hatte, waren nach Verhältniß der Größe der Barke auf diese gebrechlichen Fahrzeuge vertheilt. Die Flotille lag bei Tagesanbruch am 28. September im Angesicht Korsika's vor Anker. Am 29. segelte sie aus Mangel an Wind

langsam dahin. Am 30. wurde sie durch einen Windstoß gegen die Küste von Sardinien getrieben, wo sie beinahe gescheitert wäre. Die überladenen Fahrzeuge suchten Schutz in einer Bucht der Insel Tavolora, einer mächtigen Klippe in Gestalt eines antiken Altars, die sich von Sardinien abgelöst hat, und blieben hier einen ganzen Tag liegen.

Am 2. Oktober entfalteten sie die Segel von Neuem, kämpften fünf Tage und vier Nächte mühsam gegen die Wogen und gelangten erst am 6. gegen Tagesanbruch in die Nähe der Küste von Kalabrien Angesichts der Gebirge von Paolo. Das Land zeigte sich drei Seemeilen weit vom Schnabel der nun wieder vereinigten Fahrzeuge.

XXX.

Der Befehlshaber der Flotte, Barbara, ließ alle Feuer auf und unter den Verdecken auslöschen, aus Furcht, sie möchten der Küste das Herannahen unbekannter Segel verrathen. Man kam überein, daß die Schiffe dicht nebeneinander fahren und sich nur durch die mit dem Stahle den Feuersteinen entlockten Funken Zeichen geben sollten, um die Strandwachen zu täuschen, die dieses flüchtige Aufblitzen für das in jenen Sommernächten gewöhnliche Meerleuchten halten würden. Der Wind blies aus den Gebirgen Kalabriens, als hätte die Vorsehung den König von seinem Verderben zurückschrecken wollen. Die Fahrzeuge, welche mühsam auf der hohlgehenden See laviren mußten, um sich in der Rhede von Paolo vor Anker zu legen,

wurden in der Finsterniß durch einen Windstoß, der nach dem Aufgange des Mondes aus den sturmreichen Schlünden des diesseitigen Kalabriens hervorbrach, von einander getrennt. Durch das Meer und den Wind von seinem ersten Ziele abgelenkt, lief der König bei Tagesanbruch blos mit zwei seiner Schiffe in die verlassene Rhede von San Lucido ein, um die andern zerstreuten Boote hier zu erwarten.

XXXI.

In einiger Entfernung vom Strande ließ er Anker werfen und befahl dem Bataillonschef Ottaviani, mit einem einzigen Matrosen ans Land zu gehen, um die Stimmung der Landleute zu erforschen und ihm über die Aeußerungen derselben Bericht zu erstatten. Ottaviani und der Matrose kamen nicht wieder. Sie wurden unweit des Strandes von den Einwohnern festgenommen. Dieses schlimme Zeichen beunruhigte Murat's Gefährten. Schon seit dem verflossenen Tage machten sich Schweigen und Schwankungen von übler Vorbedeutung unter der Mannschaft bemerkbar. Es war, als wenn ihr der Anblick der Küste mit einem Male die Schrecken der beabsichtigten Unternehmung vor Augen gestellt hätte, die vorher unter den Täuschungen der Entfernung aus ihren Seelen verschwunden waren. Der Anblick des Gestades erfüllte sie mit derartigen Vorgefühlen.

Diese Leute hatten weder ein persönliches Anliegen, noch eine Sache der Pflicht, des Vaterlandes oder der Ehre bei dieser Landung, keinen von jenen Beweggrün-

den, die den wahren Heldenmuth erzeugen und Ausdauer verleihen. Sie waren Glücksritter, die den leichten Erfolg und den launenhaften Ruhm eines Abenteuers suchten, für welches sie im Grunde kein Interesse hatten. Der geringste Zweifel am Gelingen konnte sie niederschlagen, das kleinste Hinderniß sie entmuthigen. Sie fingen an, ihre Tollkühnheit einzusehen, und ohne daß sie es sich zu gestehen wagten, hinter sich zu blicken.

XXXII.

Der Tag neigte sich, der König sah seine Fahrzeuge nicht wiederkehren. Der Lootse Ceconi, der das Avisboot führte, welches allein neben dem Schiffe des Königs in der Rhede von San Lucido vor Anker lag, wurde am Ende des Tages von Murat ausgeschickt, um auf dem Meere oder hinter den benachbarten Vorgebirgen die übrigen Boote zu suchen und sie wieder um ihn zu sammeln. Ceconi fand das von Courand befehligte Fahrzeug und brachte es zurück. Vom König über das Loos der übrigen Schiffe befragt, antwortete Courand, er habe sie während des Windstoßes am vergangenen Tage aus dem Gesichte verloren. Zwei Offiziere der Landtruppen, die sich auf dem Schiffe dieses Kapitäns befanden, theilten Murat ihren Verdacht gegen die Absichten Courand's mit, von dem sie glaubten, er habe mit seiner Mannschaft sich verschworen, auf dem Meere auszureißen und den König im Stiche zu lassen. Murat ließ Courand auf sein Schiff kommen, erinnerte ihn an die Wohlthaten, mit denen er ihn in Neapel überhäuft hatte, und heuchelte das

größte Vertrauen gegen ihn, um ihm jeden Gedanken an eine Treulosigkeit zu benehmen.

Aus Vorsicht befahl jedoch der König dem Kapitän Barbara, der das Geschwader befehligte, das Fahrzeug Courand's in's Schlepptau zu nehmen, um diesem Seemanne jeden Vorwand zu einer Trennung vom Geschwader zu nehmen. Am Bord dieses Fahrzeuges befanden sich fünfzig Mann Kerntruppen, die kampfgeübtesten und verwegensten Unteroffiziere und Soldaten der ganzen Expedition.

Um Mitternacht lichteten die drei Fahrzeuge des Königs in aller Stille die Anker, und das Geschwader segelte nach einer andern Bucht der Insel, in der Hoffnung, die übrigen Fahrzeuge auf dem Meere zu treffen. Aber ehe der Tag seine Flucht verrathen konnte, ließ der Kapitän Courand die Soldaten, die an Bord seines Schiffes waren, unter das Verdeck steigen, um sie, wie er sagte, den Augen der Küstenwachen zu entziehn, schnitt, während sie schliefen, das Tau ab, das ihn an das Hintertheil des Avisschiffes band, und schlug, sich im Nebel verlierend, die Richtung nach Korsika ein, indem er zu den Soldaten bei ihrem Erwachen sagte, der König hätte das Unternehmen aufgegeben und ihm befohlen, nach Triest voraus zu segeln.

XXXIII.

Der König bemerkte mit Bestürzung beim ersten Leuchten des Tages die Abtrünnigkeit Courand's, der sieben Jahre lang in seiner Garde gedient hatte und im entscheidenden Augenblick seinen Wohlthäter im Stiche ließ. Da ihm nur noch seine eigene Mannschaft und

das Häuflein Leute blieben, die sich auf dem Boote des Lootsen Ceconi befanden, wurde er wankend in seinem Entschlusse. Er rief seinen Flottenführer Barbara und befahl ihm, nach Triest zu steuern. Barbara behauptete, seine Bataillone seien außer Stande, bei dem herrschenden Mangel an Lebensmitteln und Matrosen die lange Fahrt auf dem adriatischen Meere auszuhalten, und erbot sich in eigener Person nach dem kleinen benachbarten Hafen von Pizzo zu fahren, dort ein stärkeres Fahrzeug zu miethen, Seeleute und Lebensmittel zu holen und wieder zum Könige zurückzukehren, der auf dem Avisschiffe seine Rückkunft erwarten möge. Aber dazu war nothwendig, daß der König ihm seine österreichischen Pässe nach Triest anvertraute, die einzigen Papiere, welche die Landung, die Person und die Unterhandlungen Barbara's auf dem Festlande schützen konnten. Der König verweigerte ihm diese Geleitsbriefe, die er sich ohne Zweifel als letztes Mittel zur Flucht im Falle eines Unglücks vorbehielt. Barbara blieb dabei, daß er ohne diese zu seiner Sicherheit unerläßlichen Bürgschaften nicht ans Land gehen könne. Ein bitterer Wortwechsel erhob sich zwischen dem Könige und dem Seemanne.

„Sie hören es," rief Murat entrüstet, an seine Offiziere sich wendend; „man weigert sich, mir zu gehorchen! Gut, so werde ich selbst ans Land gehn! Mein Andenken lebt noch frisch in den Herzen der Neapolitaner, sie werden mich sicherlich wiedererkennen!"

Darauf befahl er allen seinen Offizieren, ihre Uniformen anzulegen. Der General Natali hatte allein seinen Militäranzug nicht bei sich; der König murrte laut über diese Nachlässigkeit oder Vorsicht seines Un-

terbefehlshabers. „Wenn man mir," sagte er, „in die Gefahr folgen wollte, so durfte man die Waffentracht nicht vergessen!"

Während dieses Wortwechsels, dieses Murrens und dieser Vorwürfe an Bord trieb ein frischer Wind auf dem bewegten Meere und im hellsten Sonnenschein die beiden Fahrzeuge rasch nach der Küste von Kalabrien, wo auf der Mitte des Abhangs das Schloß, die amphitheatralisch emporsteigenden Häuser und der kleine Hafen von Pizzo erglänzten. Es war eilf Uhr Morgens, am 8. Oktober. Der Himmel lächelte wie ein Lichtstrahl über einem Abgrund.

XXXIV.

In dem Augenblicke, wo die beiden Fahrzeuge eine Kabellänge weit von einem öden Strande in geringer Entfernung vom Hafen von Pizzo vor Anker gingen, wollten die Generale und Offiziere dem Könige ans Land voraus eilen. Ein Wink von ihm hielt sie zurück und er ließ sie wieder auf dem Verdeck hinter sich treten. „An mir ist es," rief er, „dieses Feld des Ruhms oder des Todes zuerst zu betreten; mein ist der Schritt wie die Verantwortlichkeit;" und er sprang entschlossen auf den Strand. Nach ihm stiegen die beiden Generale Franceschetti und Natali, von fünfundzwanzig Offizieren, Unteroffizieren, Soldaten oder Dienern seiner Person begleitet, ans Land und folgten, hinter dem Könige sich sammelnd, seinen Schritten, Bewegungen und Gebehrden.

Das Erscheinen dieser unbekannten Segel auf der einsamen Rhede, die Zahl und die Tracht der Passa-

giere, das Ankerwerfen, ohne den Besuch der Küstenwächter abzuwarten, das Getümmel, die Schnelligkeit, der Lärm der Landung hatten die Aufmerksamkeit der Seeleute im Hafen erregt. Der Strand, an welchem der König gelandet war, bedeckte sich mit kleinen Gruppen, die sich erstaunt und unentschlossen in einer gewissen Entfernung vom Könige und seinem Gefolge hielten. Ein Posten von fünfzehn Mann Seekanonieren, die aus einem einzelnstehenden Thurme hervortraten, der ihnen als Wachtlokal diente, rückte bei dem Lärm, aber mit Entschlossenheit gegen den König vor. Diese Soldaten trugen noch die Uniform seiner Armee.

„Das sind meine Soldaten," rief Murat ihnen entgegeneilend. „Kinder! erkennt Euern König!" Bei diesen Worten nahm er seinen Hut ab, richtete stolz vor den Soldaten sein schönes, von der Sonne beleuchtetes Haupt empor, schüttelte seine langen, auf den Nacken herabfallenden Haare, um das kriegerische Antlitz, das sich so unzählige Male bei den Musterungen oder im Felde ihrem Gedächtniß eingeprägt hatte, ihren Augen kenntlich zu machen, und sagte: „Ja, ich bin es, ich bin Euer König Joachim. Sprecht, ob Ihr mich wieder erkennt und ob Ihr mir folgen und mir wieder dienen wollt, mir, dem Freunde der Soldaten, dem Bruder der Neapolitaner!"

Die Gefährten Murat's unterstützten diese Worte und Gebehrden ihres Führers, indem sie unter dem Rufe: „Es lebe König Joachim!" ihre Hüte schwenkten und die Hände den Soldaten und Kalabresen reichten, die sich bei diesem Auftritt um sie scharten. Ohne Führer und durch diese plötzliche Erscheinung eines geliebten Königs, dessen Bild die Einbildungskraft dieser

poetischen Völkerschaften als das Bild ihres Kriegshelden bewahrte, gleichsam versteinert, senkten die Soldaten ihre Waffen vor ihm. Etliche antworteten mechanisch mit dem Ruf: „Es lebe König Joachim!“ wie ein wetterwendisches Volk, das für jeden Ruf ein Echo hat. Andere entfernten sich und schwiegen, um abzuwarten, was geschehen würde. Fünf bis sechs erklärten sich bereit, ihm zu folgen und unter ihm zu kämpfen, um seinen Thron wieder zu erobern und das Reich von der Tyrannei der Oesterreicher zu befreien.

XXXV.

Während dieser Unterredungen eilten die Einwohner von Pizzo, durch das öffentliche Gerücht von einer Landung bewaffneter Männer unterrichtet, die den König Joachim ausriefen und diesen geächteten Fürsten an ihre Spitze gestellt hätten, Anfangs ungläubig nach dem Strande, wo Murat zu ihnen redete. Als sie die kleine Anzahl seiner Anhänger, die beiden halbzerstörten Boote auf dem Meere, das Häuflein sardinischer, korsischer, genuesischer, von der Sonne verbrannter, vom Meere gebleichter Unteroffiziere und Soldaten sahen, die mit ihren von Schaum und Sand besudelten Kleidern mehr einer Seeräuberbande, als dem Gefolge eines Königs glichen, gingen sie vom Unglauben zum Erstaunen, vom Erstaunen zur Verachtung, von der Verachtung zur Entrüstung und zum Zorne über. Die Einen hielten sich in einer Entfernung vom Könige, die mehr von Abscheu, als von Ehrfurcht zeugte; die Andern kehrten, schon zum

Angriff entschlossen, murrend nach der Stadt zurück, um ihre Flinten zu holen und im Namen ihres rechtmäßigen Königs den Usurpator und den Geächteten zu bekämpfen, der ihre Treue auf die Probe stellen wollte.

Kalabrien war der unglücklichste Landungspunkt, den Murat wählen konnte, um im Namen der Popularität der Franzosen einen Aufstand hervorzurufen. Diese Provinz, die fanatischste und kriegerischste des ganzen Reichs, in der Nähe von Sizilien gelegen, wo der alte Hof sie stets im Haß gegen die französische Herrschaft erhielt, im Jahre 1799 vom Kardinal Ruffo, den sie als ihren General und zugleich als ihren Oberbischof ausgerufen hatte, zum Aufstand getrieben, war seitdem unaufhörlich durch bourbonische Verschwörungen aufgewiegelt worden. Endlich durch den Schrecken im Zaume gehalten, durch den französischen General Marchès zur Ruhe gebracht, aber unterdrückt, dezimirt und bei dem ersten Zeichen von Bewegung standrechtlich behandelt, hatte sie sich auf die Nachricht von den ersten Niederlagen der Franzosen in Unteritalien von Neuem erhoben.

In dieser Provinz, die erst vor kurzem unter die Regierung ihrer alten Königsfamilie und ihrer Priester zurückgekehrt war, die Fahnen eines französischen Königthums entfalten, hieß die Fahne der Zwingherrschaft, der Usurpation, des Unglaubens und Verraths entfalten. Kalabrien war für Murat, was die Vendée für sein Vorbild Napoleon, wenn dieser drei Monate nach der vendeeischen Restauration der Fürsten aus dem Hause Bourbon in der Vendée gelandet wäre.

Mehr in der Nähe von Neapel und der mittleren Provinzen des Reichs hätte Murat vielleicht eher das Glück und die Stimmung des Volkes für sich gehabt.

Schon versammelte sich das Volk auf dem Marktplatz von Pizzo, besprach sich, ermuthigte sich zur Treue und bewaffnete sich auf das Geheiß der vornehmsten Einwohner der Stadt. Murat verlor seine Zeit, indem er auf eine ihm günstige Bewegung wartete, die sich nicht kundgab. Der Strand verödete, ein leerer Raum bildete sich um ihn: ein verhängnißvolles Zeichen! Wo das Glück ist, dahin eilen die Menschen.

XXXVI.

Die Verwandtschaft des neapolitanischen Königshauses mit dem spanischen Königshause und die Doppelherrschaft über beide Königreiche in den Händen einer und derselben Dynastie hatten zur Folge gehabt, daß der hohe spanische Adel in den Provinzen von Sizilien und Neapel ungeheure Lehnsgüter erworben hatte. Der Herzog von Infantado war im Besitze bedeutender Ländereien um Pizzo. Der Geschäftsführer des Herzogs übte auf die Bevölkerung der Stadt den Einfluß und die Autorität aus, die ein edelmüthiger Gebrauch der Oberherrlichkeit über ein Lehnsvolk verleiht. Dieser in Pizzo beliebte Geschäftsführer des Herzogs, ein treuer Anhänger des Bourbonenhauses, für dessen Sache sein Herr in Spanien heldenmüthig kämpfte, hörte von der Landung Murat's. Er begab sich auf den Marktplatz, mischte sich unter die Menge, die ihn nach seiner Meinung fragte, zeigte dem Volke das Verbrecherische und Wahnsinnige einer Auflehnung gegen den rechtmäßigen König und die Ehre

und den Lohn einer muthigen Treue und riß ohne Mühe alle Herzen fort, die bereits vor jeder Verbindung mit Murat zurückschauderten. Man antwortete dem Geschäftsführer des Herzogs von Infantado mit dem Rufe: „Zu den Waffen!“ mit Verwünschungen und Todesdrohungen gegen Murat. Man erwartete, um gegen ihn zu ziehn, nur zahlreichere Arme und besser geladene Gewehre.

XXXVII.

Ein Paar junge Leute von Monteleone, einer benachbarten Hauptstadt Kalabriens, die diese Gährung im Volke mit ansahen und Antheil an den Gelandeten zu nehmen schienen, kamen nach dem Strande, näherten sich dem Könige, meldeten ihm, was in der Stadt vorging, warnten ihn vor der Gefahr, der er sich aussetze, wenn er an der Küste bleibe, und riethen ihm, dreist nach Monteleone aufzubrechen, wo ihm die mehr zu seinem Gunsten gestimmte öffentliche Meinung und die leichter zu verführende Besatzung die Pforte seines Reichs öffnen würde. Murat, der keine Zeit zum Ueberlegen hatte und sich schämte, auf sein Fahrzeug zurückzukehren, so lange er es noch konnte, hielt diesen Rath für eine höhere Eingebung. Er nahm die beiden Kalabresen zu Führern, gab den Seinigen ein Zeichen zum Aufbruch und befahl den Kanonieren, ihm zu folgen. Einige von diesen folgten ihm wirklich mehr aus gewohntem Gehorsam, als aus Neigung zu seiner Sache; so groß ist die Wirkung der Uniform und des Kommandoworts auf die Soldaten.

XXXVIII.

Die schwache Schar, die im Ganzen aus vierzig bis funfzig Personen bestand, wovon Mehrere durch bloße Neugierde getrieben, Einige feindlich gesinnt waren, stieg dicht hinter den Führern und Murat die steile Straße hinan, die sich an den Höhen hinaufwindet. Auf diesem Wege bleibt Pizzo rechts und das Meer zu den Füßen des Wanderers liegen. Die Uniformen und Flinten des königlichen Gefolges schimmerten in der Ferne durch die Oelbäume fast auf dem Gipfel der Anhöhe in der Nähe des Plateaus, wo die Straße sanfter sich hinzieht, während eine dichtere, ungeordnetere und dunklere Schar mit langen Karabinern und großen kalabresischen Hüten sich vor dem Thore der Stadt auf dem Strande zu bilden begann. Von den vor Anker liegenden Fahrzeugen aus konnte man nicht unterscheiden, ob sie sich bildete, nm der Kolonne des Königs zu folgen, oder um sie anzugreifen.

Murat wußte es selbst nicht recht; wie alle Menschen, die das Unmögliche versuchen, liebte und brauchte er Illusionen. Ungeachtet der Warnung seiner Führer und des kalten Empfangs bei seiner Landung schmeichelte er sich, daß die Popularität seines Namens, die Gewißheit seiner Gegenwart, die Kühnheit seines Zuges dieses unentschiedene Volk zu ihm hinreißen würde. Uebermannt von Müdigkeit und von der Hitze auf der steilen Höhe, die er eben bestiegen hatte; an Bewegung der Füße nicht mehr gewöhnt in Folge des achttägigen Aufenthalts auf der See, wo der geringe Umfang seines Fahrzeugs ihm die Uebung seiner Glieder nicht gestattet hatte, setzte er sich oben an der Bergstraße

auf die Wurzel eines Oelbaumes, um sich den Schweiß abzutrocknen, einen Augenblick Athem zu schöpfen und zu überlegen.

Er schien mit Ungeduld die Volksschar zu erwarten, die er von dieser Höhe aus auf dem Strande sah, ohne sich Rechenschaft von ihren Absichten zu geben. Er fragte die Kanoniere, die ihm folgten, wo ihre Kameraden wären. Diese Soldaten zeigten sie ihm mit den Fingern, als sie eben im Begriff waren, mit dem Volke zusammen die Anhöhe zu ersteigen. Um sie besser zu sehn, erhob sich Murat, verließ die Landstraße und stieg in ein Olivenfeld, von wo aus das Auge wie von einem Vorgebirge die Stadt, das Meer, den Strand und die Krümmungen der Bergstraße übersehen konnte. Ungeachtet der inständigen Bitten seiner Führer bestand er darauf, die zweite Abtheilung Kanoniere und die sie umgebende Menge zu erwarten.

XXXIX.

In diesem Augenblick erschien ein Oberst der königlichen Gendarmerie zu Pferde und in Uniform auf der Straße dicht neben der Anhöhe, wo der König ausruhete und die Bewegungen auf dem Strande beobachtete. Es war ein kalabresischer Bandenführer, berühmt in den Parteigängerkämpfen Kalabriens gegen die Franzosen, ein Agent der Königin Karoline und des Kardinals Ruffo, lange Zeit ein Abenteurer in den Gebirgen und seit der Wiedereinsetzung des Königs Ferdinand Befehlshaber der regulären Sbirren von Monteleone. Er hieß Trenta Capelli. Als der Oberst die Gruppe Offiziere und Soldaten erreicht hatte, die

auf der Straße standen und den König erwarteten, hielt er an.

Murat rief ihn und forderte ihn auf, sich ihm anzuschließen. Das Blut seiner drei Brüder, das die Franzosen in den Aufständen Kalabriens auf dem Schaffot vergossen hatten, verbot Trenta Capelli, sich zu den Mördern seiner Familie zu gesellen. Gleichwohl bezeugte er keinen allzu lebhaften Widerwillen gegen die Zumuthungen des Königs und begnügte sich, ihm mit der Hand die Fahne beider Sizilien auf dem Schlosse zu zeigen und zu sagen: „Mein König ist derjenige, dessen Farben über dem Reiche flattern!“ Statt ihn mit Gewalt zurückzuhalten, plauderte Murat mit ihm und ließ ihn seinen Weg nach der Stadt fortsetzen.

XL.

Trenta Capelli hatte kaum das Volk und die Kanoniere erreicht, die dem Könige nachzogen, als er mit ihnen zurückkehrte, seinen Truppen einige Schritte vorausritt, Murat anredete und ehrerbietig aufforderte, ihm nach Pizzo zu folgen. Murat, der sich über die Absichten der bewaffneten Menge, welche gegen die Seinigen anrückte, abermals wirklich oder nur scheinbar täuschte, ging mit Trenta Capelli wieder auf die Straße hinab, wo die Generale Franceschetti und Natali und seine Offiziere ihn umringten und ihn vergebens beschworen, sich dem Volke zu entziehn und nach Monteleone zu marschiren.

„Meine Kinder,“ sagte er zu der Menge, „schießt nicht auf Euern ehemaligen König! Ich bin nicht in

Kalabrien gelandet, um mit Euch zu kämpfen, sondern um mich nach Monteleone zu begeben und dort die Behörden um ihren Beistand zu bitten, damit ich meine Seereise nach Triest fortsetzen kann, wo ich meine Frau und meine Kinder wieder finden soll. Hättet Ihr mich auf dem Strande von Pizzo anhören wollen, so würdet Ihr gesehen haben, daß ich Geleitsbriefe für die österreichischen Staaten habe, die selbst Euer König Ferdinand anerkennen und achten muß."

Da die Menge nur mit Geschrei auf diese vergeblichen Worte antwortete, indem sie ihre Flinten anlegte und mit doppeltem Ungestüm vordrang, warf Murat sich schnell wieder in die Mitte seiner achtundzwanzig Soldaten, die etliche Schritte hinter ihm stehen geblieben waren, um die Menge durch ihre Haltung einzuschüchtern. Eine unordentliche Salve, welche die Menge und die Kanoniere auf die Umgebung des Königs richten, streckt den Kapitain Maltedo todt zu seinen Füßen nieder und verwundet den Lieutenant Pernice, sowie mehrere andere Soldaten seines Gefolges. Als Antwort darauf schwingt Murat seinen Hut, grüßt das Volk und beschwört es, ihn anzuhören. Eine zweite Salve lichtet die Reihen der Seinigen. Die bewaffnete Menge häuft sich auf der Straße an und breitet sich gegen die Flanken aus, um dem Könige den Rückzug nach der See abzuschneiden.

Schon sind die Fahrzeuge, auf denen er gekommen ist, seine einzige Zuflucht in diesem Lande, das er erobern wollte. Von Franceschetti, von Natali und acht bis zehn Unteroffizieren begleitet, eilt er querfeldein nach dem Gestade. Einige Schüsse werden ihm nachgesendet, ohne ihn zu treffen, und es gelingt ihm, mitten durch die eingeschüchterten Plänkler bis an den

Strand zu kommen. Von einer Klippe herab, die ins Meer vorspringt, ruft er aus allen Kräften: Barbara! Barbara! und beschwört diesen Befehlshaber seines Fahrzeugs, ihm ein Landungsboot zu schicken und sich dem Ufer zu nähern. Aber schon floh das Fahrzeug, das beim Wiederhall der Schüsse auf der Rhede die Anker gelichtet hatte, der offenen See zu und nahm mit den Proklamationen, den Waffen, dem Golde und den Mundvorräthen dem Könige seine letzte Zuflucht und sein Leben.

XLI.

Murat und seine vier oder fünf Begleiter waren auf ihrer Flucht nach dem Strande durch die Weinberge und Oelgärten nur von einigen unbewaffneten Leuten verfolgt worden, welche die Furcht, die Flüchtlinge möchten sich umwenden, in einiger Entfernung hielt. Der Oberst Trenta Capelli, die Kanoniere und die bewaffneten Männer von Pizzo waren auf den Anhöhen damit beschäftigt, auf die vierundzwanzig Soldaten Murat's zu schießen, sie zu entwaffnen, gefangen zu nehmen und in ihrem Blute nach der Stadt zu schleppen. Der König und seine Freunde hatten also Zeit, der Gefangenschaft oder dem Tode zu entrinnen, wenn Barbara und Ceconi auf ihren Ruf umgewendet und einen Nachen an's Ufer geschickt hätten. Aber Murat sah die Soldaten und die Freiwilligen Trenta Capelli's hinter ihm die Höhe herabkommen und seine einzige Rettung sich entfernen.

In dieser verzweifelten Lage stürzt sich der König, welcher Fischerbarken in einiger Entfernung am Strande angelegt sieht, in's Wasser, um sich einer derselben zu

bemächtigen und das Meer zwischen sich und seine Feinde zu bringen. Aber der Barke fehlt es an Wasser unter dem Kiele, sie sitzt fest auf dem Sande und widersteht den Anstrengungen des Königs, um sie flott zu machen. Während dieser fruchtlosen Versuche ruft die Menge, die seine Absicht bemerkt, durch ihre Winke die Sbirren Trenta Capelli's herbei, nähert sich dem König und umringt ihn, wagt es jedoch nicht aus Ehrfurcht, Mitleid oder Furcht, auf ihn zu schießen oder Hand an seine Person zu legen.

Murat giebt es auf, die große Barke flott zu machen, und stürzt sich wenige Schritte davon in einen kleinen Fischerkahn, der in tieferem Wasser vor Anker lag. Kaum hat er den Rand desselben erstiegen, so bemüht er sich, das Tau an sich zu ziehen, dessen Ende sich um einen großen Stein schlingt, der dem gebrechlichen Nachen als Anker dient. Er war nahe daran, seinen Zweck zu erreichen, als der arme Fischer, dem dieser Nachen gehört, voll Angst, der König möchte ihm seinen einzigen Reichthum entführen, sich in's Meer stürzt, um dem Flüchtling seine Barke streitig zu machen. Der König streckt ihn durch einen Ruderschlag zu seinen Füßen nieder und fährt fort, das Tau an sich zu ziehen und den Stein in die Höhe zu heben; aber die Masse von Schiffern und Fischern, die auf das Geschrei ihres niedergeworfenen Kameraden herbeieilt, stürzt sich in's Meer, hält das Tau mit ihren vereinten Händen fest, schwingt sich in den Kahn, wirft ihrerseits den König nieder, entreißt ihm sein Ruder, zerfetzt seine Kleider, schlägt ihm in's Gesicht, schleppt ihn überwältigt und blutend auf den Sand und übergiebt ihn, nachdem sie ihn mit Schmähungen und Beschimpfungen überhäuft, den Bewaffneten Trenta Capelli's. Diese

streiten sich um den gefangenen König, schlagen ihn mit ihren Gewehrkolben in's Gesicht, schütteln ihn am Kragen, reißen ihm die kostbaren Insignien von Hut und Brust und schleppen ihn mit den Leichen Pernice's, Giovanni's und sieben andern seiner verwundeten und in ihrem Blute gebadeten Offiziere und Diener durch die Menge, die Alles beschimpft, was fällt. Sie werfen sie bunt durcheinander in die Gewölbe des kleinen verfallenen Schlosses von Pizzo.

XLII.

Zweimal bedrohte die Wuth des Volkes den König auf dem Wege vom Strande nach dem Gefängniß, zweimal wurde die Axt über seinem Haupte geschwungen Trenta Capelli und der Geschäftsführer des Herzogs von Infantado, die sich mit einer so erlauchten Beute begnügten und ihren Erfolg nicht durch ein Verbrechen besudeln wollten, schützten den König gegen die Dolche des Pöbels, machten die Meuchelmörder über ihre Feigheit erröthen und stellten Freiwillige und Soldaten vor die Thore des Schlosses, um die Opfer zu schützen.

Der König wurde auf ein wenig Stroh in demselben Gewölbe geworfen, wo seine todten oder verwundeten Gefährten die Steinplatten des weiten Gefängnisses mit ihrem Blute bedeckten. Trenta Capelli ließ seine Kleider durchsuchen. Man bemächtigte sich seiner Pässe, seiner Diamanten, des Goldes, das er bei sich trug, eines Kreditbriefes von anderthalb Millionen, den er an einen Bankier in Neapel hatte, und der

gedruckten Proklamationen, die er in Vescovato verfaßt hatte und im Königreiche zu verbreiten gedachte.

Lang, weitschweifig, voll von Sophismen, für welche das Volk wenig empfänglich ist, athmete diese Proklamation mehr den Diplomaten als den Soldaten. Sie war mehr eine Rechtfertigung seines Unternehmens vor Europa, als ein Aufruf an die Sympathie der Neapolitaner. Das Menschenherz machte sich nur in einigen Phrasen Luft, die eine Anspielung auf die Wechselfälle seines Schicksals enthielten.

„Ich lebte einsam," sagte er, „in einem jener bescheidenen Asyle, die man öfters bei tugendhaften Armen findet; ich trotzte dort dem Dolche der Meuchelmörder des südlichen Frankreichs, jener Kannibalen, die sich in allen Epochen der französischen Revolution im Blute ihrer Mitbürger gebadet haben. Ich war entschlossen, in meinem Schlupfwinkel das Ende jenes kontrerevolutionären Fiebers abzuwarten, welches Frankreich verzehrt, um dann in Euern Herzen eine Zuflucht vor meinem Mißgeschick und vor der unerhörtesten und ungerechtesten Verfolgung zu suchen, als ich gezwungen wurde, mich zu entfernen!..." Diese Proklamation schloß mit dem Versprechen einer friedlichen Regierung und einer Verfassung, welches alle Fürsten, die die Welt durch Krieg und Tyrannei ermüdet haben, gewöhnlich aber zu spät geben, um ihre Reue an den Tag zu legen.

XLIII.

Beschimpfungen und Drohungen erschollen noch immer in den Höfen des Schlosses und im Kerker der Gefangenen aus dem Munde einiger rachgierigen und

blutdürstigen Fanatiker; aber der größte Theil der Soldaten und Freiwilligen achtete das Unglück nach dem Siege und bewies dem Könige die Rücksicht und Ehrfurcht, die mit der Gefangenschaft vereinbar waren.

Murat hatte während seiner im Frieden eben so menschenfreundlichen, als im Kriege tapfern und hochherzigen Regierung keinen persönlichen Haß gegen sich gesäet. Er hatte nie Blut vergossen, außer im Kampfe. Bewundert und geliebt zu werden, war die Aufgabe seines ganzen Lebens. Hatte man ihn einmal entwaffnet, so konnte man ihn nicht mehr hassen. Der Geschäftsführer der Infantado's, Alcalas, schickte in das Schloß ein Mahl für den König, Hülfe für die Verwundeten, Matratzen, Weißzeug, Kleider, Erfrischungen und Trost jeder Art. Sein edelmüthiges und rücksichtsvolles Benehmen gegen einen gefesselten König gereichte der spanischen Nation und seiner Herrschaft zur Ehre.

XLIV.

Unterdeß beeilte sich auf das Gerücht von der Landung einer Parteigängerbande, die das Königreich aufzuwiegeln gekommen, der neapolitanische General Nunziante, der in den beiden Kalabrien befehligte, den Kapitän Stratti, einen geborenen Griechen, der den Vorgängen in Neapel während der letzten Jahre fremd war, mit einer Truppenschar auszusenden, um die Gefangenen zu bewachen, ihren Namen und Stand zu ermitteln und ihre Entweichung sowohl, als ihre Ermordung zu verhindern.

In Monteleone wußte man noch nichts von der Anwesenheit des Königs Joachim unter diesem Häuflein Abenteurer. Stratti begab sich nach dem Schlosse, ohne den Weg durch die Stadt zu nehmen und die unbestimmten Gerüchte von der Verhaftung des Königs zu untersuchen, und ließ dort augenblicklich die Gefangenen im Hofe vorführen, um sie zu verhören und ein Verzeichniß derselben zu entwerfen. „Wer sind Sie?" sagte Stratti zu dem Dritten. — „Joachim Murat, König von Neapel," antwortete der König mit Würde. Verwirrt durch diese Anwesenheit eines Königs, an die er noch nicht glaubte, und von Ehrfurcht und Mitleiden gegen seinen Gefangenen ergriffen, schlug Stratti die Augen nieder, gab dem Könige gleichsam vermöge einer letzten Ironie des Schicksals den Titel Majestät und ließ ihn mit der Rücksicht und dem Wohlwollen eines Soldaten, der einem Kriegshelden Ehrfurcht zollt, in ein abgelegeneres und anständigeres Gemach führen, wo der König sich wenigstens sammeln konnte, ohne den Untergang, das Blut und die Leichen seiner Freunde vor Augen zu haben.

XLV.

Auf den Bericht Stratti's, der die Gerüchte bestätigte, welche in Monteleone sich verbreitet hatten, eilte der General Nunziante noch vor dem Einbruch der Nacht selbst herbei. Er schickte Eilboten nach Neapel, um den Hof und die Minister von diesem wunderbaren Ereignisse zu benachrichtigen, welches die Krone Ferdinands und den Frieden des Reichs in einer Stunde bedroht und gerettet hatte, und erschien vor Murat.

Der General Nunziante war keiner jener Satelliten des Lagers, die von einem Dienst in den andern übergehn, gleichwie ihr Degen aus einer Hand in die andere wandert, und die in ihrem neuen Dienstverhältnisse weder die Achtung vor sich selbst, noch die Achtung vor denjenigen bewahren, denen sie früher gedient haben; er gehörte nicht zu jener Gattung Menschen, die in den Lagern eben so gewöhnlich sind, wie an den Höfen, die durch die Disziplin und durch das Verlangen nach Beförderung zur Schmeichelei, zur Niederträchtigkeit, zur Grausamkeit getrieben werden. Er war ein Mann von Kopf und Herz, seinem Lande und seinem Fürsten, aber auch der Dankbarkeit und der Ehrfurcht gegen Denjenigen treu, der sein König gewesen; ein Krieger, der die Pflichten der Natur und die Pflichten seiner Stellung in sich zu vereinigen wußte. Er ehrte Murat. Er behandelte ihn wie einen König, der den Thron, aber nicht die Achtung und Liebe seiner ehemaligen Untergebenen verloren hat. Er beklagte ihn, er tadelte die Unwürdigkeiten und Beschimpfungen, womit ihn der Pöbel von Pizzo überhäuft hatte. Er entschuldigte sich wegen der Nothwendigkeit, in der er sich befinde, ihn auch ferner in einer öden, seiner unwürdigen Wohnung zu lassen, mit der Sorge für seine Sicherheit, die der Mauern und Soldaten bedürfte, um ihn vor Beschimpfungen zu schützen. Wundärzte, die man von Monteleone hatte kommen lassen, pflegten die Verwundeten. Die Nacht verfloß unter den Seufzern der Sterbenden und dem stillen Nachdenken des Königs über sein Schicksal.

Am andern Morgen führte ihn der General Nunziante in ein Zimmer des Schlosses, das von den Gefängnißräumen abgesondert und mit mehr Anstand

zu seinem Empfange vorbereitet war. Das Gesicht des Generals verrieth mehr Besorgniß, als das seines Gefangenen. Er fing an die unheimlichen Befehle zu ahnen, die von Neapel ausgegangen waren. Er speiste an der Tafel des Königs mit den beiden Generalen Franceschetti und Natali, den freiwilligen Gefährten des Königs in seinem neuen Gefängnisse. Die Unterhaltung drehte sich um die vergangenen Kriege, um den Zustand des Königreichs und Europa's, um die wahrscheinlichen Entschlüsse, die der König Ferdinand in Betreff seines Mitbewerbers und Gefangenen fassen würde. Der König that, als vertraute er auf die Großmuth seines Feindes und die Unverletzlichkeit seines eigenen Lebens, das hinfort nicht mehr gefährlich für das Königreich sei. Nunziante wagte nicht, ihm alle seine Befürchtungen zu offenbaren; gleichwohl sorgte er dafür, daß er sich nicht einer allzugroßen Sicherheit überließ, deren Täuschung zu plötzlich und zu grausam für sein Herz sein würde. Er sprach mit Besorgniß von einer ersten, durch den Nebel und die Nacht unterbrochenen telegraphischen Depesche, die er am Morgen erhalten hatte. Diese Depesche lautete: „Eine Depesche meldet mir... Sie werden ihn in Gewahrsam bringen..."

XLVI.

Der Tag verging in der Erwartung einer Depesche oder eines Eilboten, der den verstümmelten Befehl vom vorigen Tage vollenden würde. Der König empfing den Besuch eines englischen Fregattenkapitäns, der sich gegen Nunziante erbot, seinen Gefangenen nach Tropea,

einem Städtchen an der Küste, zu bringen, wo er eine anständigere Wohnung und kräftigern Schutz gegen die Bewegungen des Pöbels finden würde, als in Pizzo. Nunziante wagte es nicht, den Gefangenen, für den er haftete, ohne die Erlaubniß seines Hofes einem englischen Schiffe und dem blinden Ungefähr der See anzuvertrauen. Als er Abends mit dem Könige speiste, äußerte er neue Besorgnisse über den Sinn der unterbrochenen Depesche. „Ich hoffe indessen," sagte er zum Könige, „daß der Sinn der war, ich sollte Euer Majestät der englischen Flottille übergeben und nach Messina bringen lassen, damit Sie dort die Entscheidung der verbündeten Mächte abwarten."

„Aber, General," versetzte Murat mit einem Lächeln, das der muthmaßlichen Antwort galt, „wenn Ihnen nun eine telegraphische Depesche beföhle, mich einer Militärkommission zu übergeben, würden Sie es thun?"

Nunziante antwortete, er würde einem solchen Befehle nur dann gehorchen, wenn er ihn vom Könige Ferdinand selbst durch einen Eilboten erhielte, der seinen Willen schriftlich überbrächte; solche Befehle seien aber bei der Herzensgüte und Großmuth Ferdinands nicht zu befürchten. Beruhigt und heiter stand Murat vom Tische auf, legte sich mit völliger Geistesruhe nieder und ließ sich vor dem Einschlafen von Natali ein Trauerspiel von Metastasio vorlesen, dessen Entwickelung einige Aehnlichkeit mit seiner Lage hatte; dann verfiel er in einen tiefen Schlaf.

Am andern Tage unterhielt er sich bei seinem Erwachen und bei Tische mit seinen Wächtern und mit Nunziante von der Leichtigkeit eines freundschaftlichen Abkommens zwischen Ferdinand und ihm, durch das er Sizilien an die Bourbonen abtreten wolle und durch

das ihn die Bourbonen als Souverän anerkennen würden. Die Illusionen der Größe verließen ihn eben so wenig, wie die Illusionen des Lebens. Die Verzögerung der Instruktionen aus Neapel ließ ihn an Berathungen glauben, die ein milderes Urtheil zur Folge haben würden.

XLVII.

Inzwischen hatte der Hof in Neapel zuerst durch den Telegraphen von Monteleone und sodann durch einen Eilboten Nunziante's die Nachricht von der Landung und Verhaftung Joachim's in Pizzo erhalten. Schon der Schatten Murat's, das bloße Echo seines in der Armee noch beliebten, für die Hauptstadt bezaubernden, für die Provinzen und für Italien aufreizenden Namens hatte dem Hofe und der Regierung einen Schrecken eingejagt, welcher der Vorläufer feiger und unheilvoller Entschließungen war. An den Höfen, in den Parteien, wie im Volke, drängt die Furcht zu wilder Grausamkeit. Das Gemüth der Könige, der Minister, der Großen ist ebenso beschaffen wie das des Pöbels; ein panischer Schrecken treibt es zur Blutgier.

Ferdinands Herz war nicht grausam. Seit seiner Kindheit in die Sorglosigkeit, die Wollüste, den Volksaberglauben jener Throne des Südens versunken; befreundet, ja selbst in alltäglichem Verkehr mit den Lazzaroni des Strandes von Neapel; leidenschaftlich für den Fischfang, die Jagd, die Weiber eingenommen; bisher von einer herrischen und rachsüchtigen Königin gegängelt, die eben gestorben war; Mätressen preisgegeben, von der Geistlichkeit eingeschüchtert, von Mini-

stern umgeben, die mehr König waren, als er selbst; bei alledem ein Mann von Geist, aber von jenem trivialen und unthätigen Geist, der mit den Dingen spielt und über sich selbst lacht, saß er seit sechzig Jahren auf dem Throne. Sein Volk verachtete und liebte ihn zugleich. Sein Unglück, die langen Jahre seiner Verbannung in Sizilien, sein Alter und seine guten Absichten machten ihn zu jener Zeit den Herzen der Neapolitaner theuer. Entsetzliche Grausamkeiten hatten seine Regierung im Jahre 1799 befleckt; aber das vergossene Blut wurde seiner Gemahlin, dem Kardinal Ruffo, dem Admiral Nelson und Lady Hamilton, Favoritin der Königin und Mätresse jenes großen Soldaten, schuldgegeben und fiel nicht auf den König zurück. Nichts Entsetzliches konnte aus diesem Gemüth kommen, dem jede Triebfeder zum Verbrechen, jede Ausdauer zur Tugend fehlte.

XLVIII.

Aber er war weit empfänglicher für die Furcht als für die Tugend. Seine Umgebung zitterte. Seine Minister, und vor Allen Medici, ein junger Mann von aufgeklärtem und philosophischem Geist, neigten sich Anfangs zur Großmuth, der einzigen wahren Klugheit Faktionen gegenüber, die aus der Fassung gebracht sind. Aber der Furcht des Hofes zu gefallen, von dem sie abhängig waren, legten sie selbst eine Furcht an den Tag, die über das Ereigniß hinausging. Man glaubte oder gab sich das Ansehen, als glaubte man an Verzweigungen des Komplotts in der Hauptstadt und den

Provinzen. Man verdoppelte die Posten des Schlosses, man ließ die Straßen von Patrouillen durchziehen und ein Armeekorps nach Neapel und Kalabrien marschiren. Die Phantasie des Königs und seiner Vertrauten verdüsterte sich, als wenn das Schlimmste drohe. Man wollte nicht sehen, daß, wenn ein derartiger Versuch bei seinem ersten Schritt an der Treue des Volks und dem gesunden Sinne des Publikums gescheitert war, darin eben die beste Bürgschaft für die Sicherheit des Reichs lag, und daß die schönste Gelegenheit sich darbot, einen Beweis von Seelengröße zu geben und die Usurpation ohne Gefahr herauszufordern.

Rathschläge folgten auf Rathschläge, Entschlüsse auf Entschlüsse. Sobald der Hof zitterte, wagte Niemand sich unbesorgt zu zeigen. Der grausame und nutzlose Befehl, einen wehrlosen Gefangenen hinzuopfern, wurde den 9. Oktober Nachts im königlichen Schlosse erlassen, vierundzwanzig Stunden nachdem der entthronte König, fast wider seinen Willen durch das Meer an die Küste geworfen, den Fuß auf das Gebiet des Königreichs gesetzt hatte und vom Volke, das er aufwiegeln wollte, überwältigt, beschimpft, gefesselt worden war: — eine Schmach, die der Hof von Neapel und seine Rathgeber freiwillig auf sich luden. Indem sie das Blut eines Mannes vergossen, den ihnen der Zufall in die Hande geliefert, schändeten sie durch ihre Rathschläge zwei Throne, besudelten die Hand des greisen Ferdinand mit Blut, bestritten der alten Dynastie die natürliche Befugniß, in ihre Staaten zurückzukehren, gaben dem alten monarchischen Recht, das sich auf seinen patriarchalischen Charakter stützt, den Schein einer revolutionären Gewalt, tödteten einen entwaffneten Helden und hefteten an sein Grab ein Interesse der

Furcht. Es hatte damals ganz das Aussehen, als wenn der König geschworen hätte, sich bald durch Schwäche, bald durch Thorheit, bald durch Rache um den Thron zu bringen.

Wie dem auch sei, der Befehl ging ab, und der Fürst von Canosa, das unversöhnliche Werkzeug der Verschwörungen, der Polizei, der Reaktion, der Emigranten, des sizilianischen Hofes, ging zugleich mit dem Auftrag ab, Kalabrien, wo er Verbindungen mit den geheimen kontrerevolutionären Gesellschaften hatte, zu überwachen, zu säubern oder zu fanatisiren. Dieser Befehl lautete:

„Der General Murat ist vor eine Militärkommission zu stellen, deren Mitglieder von Unserm Kriegsministerium ernannt werden sollen.

„Dem Verurtheilten soll nur eine halbe Stunde vergönnt werden, damit er den Beistand der Religion empfange.

„Ferdinand."

Der Befehl zur Untersuchung ließ also nicht einmal die Möglichkeit einer Freisprechung zu. Die Bedingungen der Urtheilsvollstreckung eilten dem Spruche voraus. Die Prozedur von Pizzo erinnerte an den Prozeß in Vincennes gegen den Herzog von Enghien.

Es war ein Trost für Murat in dieser letzten Stunde, daß er keine Vergeltung der Vorsehung in den Formen des von Ferdinand erlassenen Dekrets erkannte und gegen die Ermordung des Abkömmlings der Condé protestirt hatte, der eben so unglücklich und noch schuldloser war, als er.

XLIX.

Nunziante, der dieses Dekret in der Nacht des 12ten erhalten hatte, wollte dem König in den Stunden, die ihm noch übrig blieben, den Schlaf nicht rauben, der wenigstens seinen Todeskampf abkürzte. Er begab sich zu seinem Gefangenen, setzte sich an das Fußende seines Bettes, weinte still über sein Schicksal und wartete, bis Murat von selbst erwachte. Die Sonne beschien schon lange das schlummernde Haupt des Gefangenen. Als er die Augen öffnete, sah Murat Thränen auf dem Gesicht des Generals. Er begriff sogleich Alles, ohne daß Worte gewechselt wurden. Nunziante theilte ihm jedoch, nachdem er ihm zärtlich die Hand gedrückt hatte, mit leiser Stimme den Inhalt des Befehls mit, der während der Nacht vom Hofe gekommen war, um dem Könige Zeit zu geben, sich mit männlichem Herzen und mit der Miene eines Königs auf den Schlag vorzubereiten, der ihn öffentlich treffen sollte. Einen Augenblick darauf sagte Murat, sich in ein Schicksal ergebend, das er als so unabänderlich nicht von Ferne geahnt hatte: „Nun, da es so steht, so bin ich verloren! Der Befehl, mir den Prozeß zu machen, ist der Befehl zu meinem Tode!" Einige Thränen traten ihm in die Augen. Der Muthigste hat wenigstens Mitleid mit sich selbst. Mit einem Wehgeschrei klammert sich alles Leben krampfhaft an das Herz eines Helden.

Nunziante überließ ihn seinen Gedanken und zog sich lautlos zurück. Man entfernte aus dem Gemache des Königs die beiden Generale und den letzten seiner Diener, seinen Kammerdiener Armand, der seinen Herrn

selbst bei seinem tollkühnen Unternehmen nicht hatte verlassen wollen.

Bald darauf erschien der Kapitän Stratti in Begleitung von sieben Offizieren der Armee in dem Zimmer, wo Murat sie stehend erwartete. Mitleidig, wie Nunziante, senkte Stratti den Kopf und wagte es nicht, das Opfer anzusehen. Seine Kameraden jeden Grades ließ er rechts und links, etwas hinter sich, dem Könige gegenübertreten. Diese sieben auf Befehl des Hofes von dem in Kalabrien kommandirenden General bestellten Militärpersonen waren sämmtlich Offiziere, die lange Zeit Unterthanen, dann Kriegsgefährten des Königs Murat gewesen und von ihm selbst zu ihren verschiedenen Graden in der Armee befördert worden waren. Keiner von ihnen hatte den Muth, den Auftrag zu einem Mord abzulehnen. Der Muth dieser Männer des Feldlagers liegt mehr im Arm, als im Herzen. Sie waren im Begriff, ihren ehemaligen General und Wohlthäter zu richten und zu verurtheilen, wie sie fünf Monate zuvor seine Feinde gerichtet und verurtheilt hätten: — menschliche Maschinen, die durch die beständige Subordination fast alles Gefühl verloren zu haben scheinen und sich von der Hand eines Jeden leiten lassen, der am Ruder ist.

Weit entfernt, sich zu beklagen, dankten sie dem König Ferdinand für das Vertrauen, das, wie sie sagten, sie ehre und ihre frische Treue gegen ihren neuen König auf die Probe stelle.

L.

Stratti las endlich stammelnd seinem Gefangenen den Befehl vor, der ihn vor eine Militärkommission stellte. Er setzte hinzu, diese Kommission werde sich sogleich in einem anstoßenden Saale versammeln, das Militärgesetz gebe dem Angeklagten einen Vertheidiger, der General Nunziante schlage ihm zu diesem letzten Dienste den sizilianischen Kapitän Starace vor, einen Ehrenmann, der eben so treu seine menschlichen wie seine Berufspflichten erfülle.

„Sagen Sie dem Tribunal," antwortete Murat, mit Würde das Haupt erhebend, „daß ich mich weigere, vor ihm zu erscheinen. Männer wie ich haben von ihren Handlungen Niemandem Rechenschaft zu geben, als Gott. Mag das Tribunal über mich entscheiden! ich werde mein Schicksal ertragen, aber ich erkenne keinen Richter an!"

Stratti zog sich mit seinen Kollegen zurück, um Vorkehrungen zu den Formalitäten des Kriegsgerichts zu treffen. Der General Nunziante brachte selbst dem Gefangenen Dinte und Papier, damit er seinen letzten Willen erklären oder einen letzten Abschiedsbrief an seine Familie schreiben könne. Nachdem Nunziante ihn wieder verlassen hatte, schrieb Murat, während er mit Thränen das Papier benetzte, jenen erhabenen Brief, in welchem die letzten Schläge seines Herzens auf wenigen Zeilen Zeugniß geben von seinem Gemüth und seinem Loose, von der zärtlichen Liebe zu seinem Weibe und seinen Kindern, von seinem königlichen Gewissen und seiner Soldatenfestigkeit. Er richtete ihn an seine junge Gemahlin, die Liebe und der Ruhm seiner

Jugend, die Wonne, der Stolz und zuweilen die Qual seines Lebens, aber stets die beständige Sorge seiner Seele.

„Pizzo, den 13. Oktober 1815.

„Meine theure Karoline! meine letzte Stunde ist gekommen!... In wenigen Augenblicken werde ich zu leben aufgehört haben; in wenigen Augenblicken wirst Du keinen Gatten mehr haben... Vergiß mich nie!... ich sterbe unschuldig. Mein Leben wurde durch keine Ungerechtigkeit befleckt! Lebewohl, mein Achilles! lebewohl, meine Lätitia! lebewohl, mein Lucian! lebewohl, meine Louise!“ — Dies waren die Namen der Kinder, denen er diese namentliche Umarmung hinterlassen wollte, damit der im Familienleben gebräuchliche Name das Herz eines jeden von ihnen noch besonders daran erinnere; — „zeigt Euch der Welt meiner würdig! Ich lasse Euch ohne Land und ohne Vermögen unter meinen zahlreichen Feinden ... seid fortwährend einig! zeigt Euch über das Unglück erhaben; bedenkt, was Ihr seid und was Ihr gewesen, und Gott wird Euch segnen! Fluchet meinem Andenken nicht!... Wisset, daß es mein größter Schmerz in den letzten Augenblicken meines Lebens ist, fern von meinen Kindern sterben zu müssen! Empfanget meinen väterlichen Segen! Empfanget meine Umarmungen und meine Thränen! Behaltet stets Euern unglücklichen Vater in Eurem Gedächtniß!“

LI.

Dieser im Angesichte der ewigen Trennung, drei Schritte vom Tribunal, welches wartete, um zu richten, vor den Soldaten, die ihre Gewehre luden, um diese

Brust zu zerreißen und die Schläge dieses Herzens zu unterbrechen, einzig und allein von der Natur diktirte Brief bewies noch mehr, als ein ganzes Leben, Murat's innerstes Wesen, die Güte! Er wußte zu kämpfen und zu lieben. Er war größer als ein König, mehr als ein Held, er war ein Mensch. Dieser letzte Schrei legte ohne sein Wissen ein besseres Zeugniß für sein Gedächtniß ab, als die Deklamationen und nachträglichen Manifeste seines Vorbildes auf Sankt Helena später für das Gedächtniß Napoleon's. Der Eine nahm Abschied von der Welt, der Andere von seiner Frau und seinen Kindern; der Eine starb auf der Schaubühne, der Andere im stillen Familienkreise. Im Tode erhebt sich Murat über Napoleon, wie die Natur über den Stolz triumphirt. Murat's Abschied wird der spätesten Nachwelt Thränen entlocken. Erkennt man darin auch nicht das Opfer und den Märtyrer, so erkennt man doch den Liebenden, den Vater und den Helden darin. Er stellte sich damit selbst ein wahrhaftes Zeugniß aus. Leichtfertig und ungestüm, hatte er sich im Glücke berauscht und in der Politik verirrt; nie hatte ihn der Ehrgeiz verderbt oder die höchste Gewalt grausam gemacht. Seine Regierung war edel und mild gewesen, wie sein Herz.

Nachdem er den Brief mit seinen Thränen benetzt und so oft an seine Lippen gedrückt, als er damit seiner Gemahlin und seinen vier Kindern Küsse zu senden hatte, verlangte er eine Scheere, schnitt eine von den Locken seiner langen Haare ab, küßte sie ebenfalls, damit seine Familie die Spur seines Mundes darauf finde, schloß die feuchten Haare in den Brief ein und übergab ihn dem General Nunziante mit der dringendsten Empfehlung.

LII.

Der Kapitän Starace, den man ihm als pflichteifrigen Vertheidiger empfohlen hatte, trat sodann ein; Thränen verriethen seine Aufregung, die er mühsam zu verbergen suchte. Er beschwor Murat, ihm zu erlauben, daß er ihn vor der Militärkommission vertheidige. Bei diesen Worten nahm Murat wieder die Sprache und kriegerische Haltung seiner Rolle als König an. „Nein, es sind meine Unterthanen, nicht meine Richter," sagte er zu Starace; „Könige können nicht von ihren Unterthanen, nicht einmal von andern Königen gerichtet werden, denn die Throne machen die Könige einander gleich. Will man mich unter einem andern Titel richten? Als Marschall von Frankreich? Dazu bedarf es einer Versammlung von Marschällen. Als General? Dazu bedarf es einer Versammlung von Generalen. Ehe man mich zwänge, ein Tribunal wie dasjenige anzuerkennen, das man mir aufdringt, müßte man viele Blätter aus der Geschichte Europa's reißen! Sie können mein Leben nicht retten. Die, welche im Begriff sind, über mein Loos zu entscheiden, sind nicht meine Richter, sondern meine Henker. Retten wir wenigstens in mir die Ehre des Königthums!" Starace sah sich genöthigt, dem unbeugsamen Willen seines Klienten zu gehorchen.

Der berichterstattende Offizier erschien, um den Angeklagten zu verhören. „Sie werden von mir nur die eine Antwort bekommen," sagte der Angeklagte: „ich bin Joachim Napoleon, König beider Sizilien. Gehen Sie!"

Von der Sorge für seine Vertheidigung und der Gegenwart seiner Richter befreit, die auf der andern Seite der Wand berathschlagten und sein Verdammungsurtheil abfaßten, unterhielt er sich in ungestörter Seelenruhe mit den Offizieren, die ihn zu bewachen hatten und an der Thür seines Zimmers standen. „Ich hätte den König Ferdinand für größer gehalten," sagte er mit Verachtung. „Wenn das Schicksal ihn an meine und mich an seine Stelle gesetzt hätte und er in meinen Provinzen gelandet wäre, so hätte ich das Glück der Waffen nicht mißbraucht und ihn hinschlachten lassen! . . ." Dann verfolgte er in Gedanken die Bahn, die er durchlaufen, sprach mit Befriedigung von der Milde und dem Segen seiner Regierung in Neapel, von den Begnadigungen, die er bewilligt, von dem Blute, das er gespart, von den Verbesserungen aller Art, womit er das Reich zu beglücken gesucht; von der Armee, von dem Ruhme, dessen Glanz er über sie ausgegossen, indem er sie an den Heldenthaten der französischen Armee Theil nehmen ließ, von den persönlichen Opfern, die er gebracht, indem er seine aus Deutschland mitgebrachten Schätze zur Verschönerung seiner Hauptstadt hingegeben, und von der gänzlichen Vermögenslosigkeit, in welcher er nun die Seinigen zurücklasse! . . .

„Dies ist mein Ruhm, mein Trost in meinen letzten Augenblicken," sagte er; „ich schwöre, daß ich dem Lande alles Gute erzeigt, was in meiner Macht stand, und nur den Schlechten Böses zugefügt habe! In Pizzo jedoch freut man sich über mein Unglück, man haßt mich! Was habe ich denn gethan, daß man mich haßt?" — Indem er hierauf noch weiter zurück-

dachte, um die Ursache des Abscheus der Menschen vor ihm zu entdecken, und sich der Ermordung des Herzogs von Enghien erinnerte, als deren Mitschuldigen man ihn so ungerechter Weise angeklagt hatte, rief er fast auffahrend: „Ist es das Trauerspiel des Herzogs von Enghien, das Ferdinand jetzt durch ein ähnliches Trauerspiel an mir rächen will? Ich schwöre jetzt hier bei dem Gotte, vor welchem ich in den nächsten Augenblicken erscheinen werde, daß ich durchaus nicht theilgenommen an jenem Morde."

Er verlangte endlich einige Augenblicke allein zu bleiben, um sich zu sammeln und seine Seele zu stärken, denn seine Worte an seine Wächter wie sein Brief an seine Kinder beweisen, daß der Gedanke an Gott ihn bei seinem Abschied von der Erde nicht verließ.

Ein Priester von Pizzo, den man ihm angeboten und den er angenommen hatte, damit derselbe seine Seele tröste und ihn zum Tode einsegne, schloß sich mit ihm in sein Zimmer ein. „Sire," sagte der ehrfurchtsvolle und barmherzige Priester bei seinem Eintreten zu ihm, „es ist nicht das erste Mal, daß ich vor Euer Majestät erscheine. Als Sie vor fünf Jahren auf einer Rundreise durch Ihre Provinzen nach Pizzo kamen, flehte ich Euer Majestät um eine Unterstützung für die Bedürfnisse der Kirche an, und Sie machten mir ein großmüthiges Geschenk. Meine Stimme, die damals Einfluß genug auf Ihr Herz hatte, wird daher für Sie eine Erinnerung an die Barmherzigkeit sein. Möchte diese bedeutungsvolle Erinnerung heute dazu beitragen, Sie für Gebete empfänglich zu machen, die keinen andern Zweck haben, als die ewige Ruhe Ihrer Seele!"

Murat erfüllte die kirchlichen Gebräuche eines Sterbenden und übergab dem Priester auf dessen Bitte als nothwendiges Erforderniß zu seiner Beerdigung folgende von ihm eigenhändig geschriebene und unterzeichnete Worte: „Ich erkläre, daß ich als guter Christ sterbe.“ Er beauftragte den Priester, seine Uhr, die hienieden keine Stunden mehr für ihn anzuzeigen hätte, seinem treuen Diener Armand zuzustellen. Er bat um die Erlaubniß, den Generalen Natali und Franceschetti und den armen Soldaten, die in sein Unglück hineingerissen worden, Lebewohl zu sagen. Man schlug es ihm ab, nicht aus Grausamkeit, sondern aus Mitleiden, um ihm eine neue Herzensqual zu ersparen.

LIII.

Während dieser schnellen Vorbereitungen zur letzten Szene verurtheilte ihn das Tribunal, das vor seiner Thür Sitzung hielt, kraft eines Gesetzes, das er selbst zehn Jahre vorher zur Einschüchterung der Aufstände in Kalabrien erlassen, aber bei der Sanftmuth und Milde seines Charakters bis zu seinem Tode nie in Anwendung gebracht hatte, als Begünstiger einer Empörung gegen das Königreich zum Tode. Man las ihm feierlich sein Urtheil vor. Er hörte es, wie er den Kanonendonner einer neuen Schlacht während seines kriegerischen Lebens gehört haben würde, regungslos und ohne Prahlerei an. Er verlangte weder Gnade, noch Aufschub, noch Appellation. Er ließ dem General Nunziante, den Offizieren und dem Priester für die Liebe und Theilnahme danken, die sie ihm wäh-

rend seiner kurzen Gefangenschaft in diesen Mauern bewiesen hatten.

Er schritt von selbst nach der Thür hin, als wollte er schneller zum Ziele kommen. Durch diese Thür gelangte man auf eine schmale Esplanade, die zwischen den Thürmen des Schlosses und den äußern Mauern eingeschlossen war und unwillkürlich an das Schloß Vincennes erinnerte. Aber die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten wenigstens den letzten Schritt und den letzten Blick des Helden. Zwölf Soldaten erwarteten ihn mit geladenen Gewehren. Der enge Raum gestattete ihnen nicht, sich in der Entfernung zu halten, die dem Tode seinen Schrecken nimmt. Als Murat die Schwelle seines Zimmers überschritten hatte, befand er sich dicht vor ihnen. Er duldete nicht, daß man ihm die Augen verband und sagte, indem er die Soldaten mit einem festen und wohlwollenden Lächeln ansah: „Meine Freunde, laßt mich nicht leiden, indem Ihr schlecht zielt; der enge Raum zwingt Euch offenbar, den Lauf Eurer Gewehre beinahe auf meine Brust zu setzen, zittert nicht, schießt nicht in's Gesicht, zielt auf's Herz, hier ist es!"

Bei diesen Worten legte er die rechte Hand auf seinen Rock, um die Stelle des Herzens anzuzeigen. In seiner Linken hielt er ein kleines Medaillon, welches das Bild seiner Gemahlin und seiner vier Kinder in e i n e m Rahmen der Liebe umschloß. Es schien, als wollte er sie dadurch zu Zeugen seiner letzten Stunde machen, oder als sollte sein letzter Blick und sein letzter Gedanke auf ihr Bild gerichtet sein. Er senkte die Augen auf dieses Porträt und empfing, in die Betrachtung dessen, was er liebte, versunken, das tödtliche Geschoß, ohne es zu fühlen! In solcher Nähe von

zwölf Kugeln durchbohrt, fiel er mit offenen Armen und das Antlitz der Erde zugekehrt, als wollte er dieses Königreich, das er besessen hatte und wo er nur sein Grab fand, als er kam, um es wieder zu erobern, noch einmal umarmen. Man breitete seinen Mantel über den Leichnam und bestattete ihn im Dom zu Pizzo, wo seine Geschenke ihm zum Voraus eine Ruhestätte gesichert hatten.

Seine Leidensgefährten wurden begnadigt, freigelassen und ihrem Vaterlande wiedergegeben. Das Volk, das ihn bei seinen Lebzeiten geschmäht hatte, beweinte ihn, als er todt war. Man konnte ihn nur hassen, wenn man mit ihm kämpfte. Er hatte Mitleid bewiesen und erntete Mitleid auf seinem Grabe.

LIV.

So endete der Ritterlichste der Soldaten der Kaiserzeit, zwar nicht die größte, aber die heroischste Gestalt unter den Gefährten des neuen Alexander. Ein Sohn der Pyrenäen, deren Berge er verlassen hatte als ein Soldat, welcher Abenteuer sucht, durch seine Tapferkeit in der Armee ausgezeichnet, vom Zufall zu dem ersten Konsul geführt, durch den Eifer und die Freundschaft diesem theuer und nützlich geworden, durch seine Schönheit und seine Liebe zum Gemahl der Schwester Bonaparte's erhoben, aus Gunst zu hohen Befehlshaberstellen befördert, durch das Familieninteresse auf den Thron gestellt, durch den Ehrgeiz seiner Gemahlin und die Vaterschwäche gegen seine Kinder zum

Treubruch verleitet, nach dem Untergang des Kaiserreichs durch dessen Rückschlag gestürzt, bei Napoleon und zugleich bei dessen Feinden in Ungnade, unfähig die Dunkelheit des Privatlebens und die Mittelmäßigkeit nach so vielem Glanz und Glück zu ertragen, stürzte Murat sich aus Verzweiflung in das Unmögliche und durch Unvorsichtigkeit in den Tod; aber er fiel, noch jung, mit seinem ganzen Ruhme, indem er, wenn auch nicht die ungetheilte Achtung, doch wenigstens die ganze Theilnahme und das ganze Mitleid seiner Zeitgenossen mit in's Grab nahm und der Nachwelt einen jener Namen hinterließ, die die Jahrhunderte blenden, wo man wohl Schattenseiten finden wird, aber kein Verbrechen. Solch ein Mann war Murat. Zwei Länder werden sich rühmen, ihn erzeugt zu haben: Frankreich, dem er diente, Italien, das er regierte. Aber vor Allem gehört er der Welt der Phantasie und Poesie an, er, ein Mann der Fabel durch seine Abenteuer, ein Mann des Ritterthums durch seinen Charakter, ein Mann der Geschichte durch seine Zeit. Er verdiente mehr als jeder Andere von den Kriegern und Staatsmännern seiner Zeit die Grabschrift, die Diejenigen so selten verdienen, welche Diener oder Beherrscher der Höfe sind: Ein Mann von Herz, in der ganzen Größe und Bedeutung des Wortes. Darum wird auch die Geschichte, welche Begeisterung und Vorwürfe für ihn haben wird, vor Allem Thränen für ihn haben.

LV.

Sein Tod, wenn er nicht ein Verbrechen war, zeugte wenigstens von der Gemeinheit seiner Mörder. Sie hatten das größte Recht, ihn zu tödten, aber Nichts zwang sie dazu. Da er in ihrer Gewalt war, und sie unmöglich von einem gefangenen Feinde eine jener Unternehmungen, jener Mitbewerbungen zu fürchten hatten, die ein Reich verwirren oder eine Dynastie zittern machen, so war seine Hinrichtung mehr ein Werk der Rache als der Klugheit. Diese Hinrichtung brandmarkte die Regierung Ferdinand's, aber befestigte sie nicht. Die Seelengröße, diese gerechte Richterin der Besiegten, fehlte dem Hofe von Sizilien, wo die tragischen Ueberlieferungen von Konradin, von der Königin Johanna, von dem Italien Macchiavelli's das Andenken an die unheimlichen Beispiele von Kämpfen auf Leben und Tod und von Bluturtheilen zwischen den Thronprätendenten hinterlassen hatten. Durch die Abschlachtung eines Helden, der keine Ahnen vor sich, keine Dynastie hinter sich hatte, so daß er nicht kraft eines Rechts, sondern als Abenteurer auf seinen Thron Anspruch machte, erhöhte nicht der sizilianische Hof seinen Ruhm, sondern erniedrigte seinen Charakter. Diese Hinrichtung eines bewaffneten Mitbewerbers zeugte von Furcht. Auch schien sie vom Neid eingegeben. Es war nicht sowohl der Streit um das Recht, als vielmehr der überlegene Ruhm, wodurch Murat das Haus Neapel verdunkelte. Man fürchtete weniger seine Mitbewerbung, als die Popularität seiner Heldenthaten. Indem man den Helden vertilgte, wollte man sein Gedächtniß vertilgen. Man erreichte

weiter nichts, als daß man dem Drama seines Lebens das Pathos und das Interesse verlieh, die sich an die blutige Entwickelung eines großartigen Lebens heften. Sein Ende erinnerte an den Tod des Pompejus. Das Haus Neapel gewann durch diesen Tod nichts, als einen neuen Blutflecken in den Jahrbüchern seiner Geschichte und einen verstümmelten Leichnam auf einem Friedhof seines Strandes.

Wehe den Feiglingen! Man ist nur dann grausam, wenn man nicht muthig genug ist.

Zweiunddreißigstes Buch.

Charakter Frankreichs. — Ursachen des Geistes der Wahlen von 1815. — Fouché's Sturz. — Sein Exil in Deutschland. — Urtheil über sein Leben. — Sturz des Herrn von Talleyrand. — Bildung des Ministeriums Richelieu. — Rückblick auf den Herzog von Richelieu. — Sein Leben in Rußland. — Sein Charakter. — Unterhandlungen mit den Verbündeten. — Ihre Forderungen. — Vertrag vom 20. November. — Brief des Herrn von Richelieu. — Die heilige Allianz. — Eröffnung der Kammern. — Rede des Königs. — Lainé Präsident der Deputirtenkammer. — Seine Rede. — Adressen der beiden Kammern an den König. — Politik des Herzogs von Richelieu. — Geist des Konseil. — Gesetze gegen aufrührerische Rufe und gegen die persönliche Freiheit. — Gesetz über die peinlichen Gerichtshöfe. — Berathung und Annahme dieser Gesetze in beiden Kammern. — Antrag des Herzogs von Fitz-James. — Rede des Grafen von Artois. — Rückkehr des Herzogs von Orleans. — Seine Unterredung mit Ludwig XVIII.

I.

Die Völker sind wie die Menschen: sie haben ihre Leidenschaften, ihre Launen, ihre Ueberschwenglichkeiten, ihre Mißstimmungen, ihre Reuegefühle, ihre Schwankungen, ihre Unschlüssigkeiten. Was man in freien Staaten die öffentliche Meinung nennt, ist nur der bewegliche Zeiger des Thermometers, das die Veränderungen in der Atmosphäre der menschlichen Dinge der Reihe nach andeutet. Diese Wandelbarkeit ist in

Frankreich noch plötzlicher und wunderbarer, als in den übrigen Ländern der Welt, wenn man nicht das alte Athen ausnimmt. Sie ist in Europa zum Sprichwort geworden.

Der französische Geschichtschreiber muß diese Untugend der Nation eingestehen, deren wechselnde Geschicke er erzählt, wie er die Tugenden derselben aufzuzeichnen verpflichtet ist. Diese Beweglichkeit hängt genau mit einem Vorzuge des großen französischen Volksstammes zusammen, mit seiner Einbildungskraft; sie hat einen großen Antheil an seinem Geschicke. In seinen Kriegen heißt sie feuriger Aufschwung, in seinen Künsten Genie, in seinem Unglück Niedergeschlagenheit, in seiner Niedergeschlagenheit Wankelmuth, in seinem Patriotismus Begeisterung. Es ist das Volk der Neuzeit, welches das meiste Feuer im Busen trägt. Der Windhauch seiner Beweglichkeit nährt dieses Feuer. Nur durch diese Charaktereigenthümlichkeit des französischen Volksstammes kann man jene Schwärmerei für ganz entgegengesetzte Prinzipien, Männer und Staatsformen erklären, welche die ganze Nation innerhalb weniger Monate mit einem Male zu befallen scheint.

Wir haben jetzt eine jener wunderbaren Wandlungen der öffentlichen Meinung in Frankreich vor uns. Schildern wir die Ursachen derselben.

II.

Das Licht der philosophischen Prinzipien, deren Gesammtheit die Erscheinung bildet, die man Revolution genannt hat, hatte gegen das Ende des vorigen

Jahrhunderts die Geister nirgends so sehr geblendet und entzündet, wie in Frankreich. Auf das Geheiß seiner Schriftsteller, seiner Redner, seiner Tribune, seiner Krieger, hatte Frankreich zuerst Hand an's Werk gelegt, ohne zu bedenken, welche Anstrengungen, wie viel Gut und Blut es ihm kosten würde, seine durch vielhundertjähriges Alter entarteten Institutionen in der Staatsreligion, in der Gesetzgebung, in der Gesittung, in der Regierung zu erneuern. Eine ungeheure Popularität hatte sich im Prinzip an die Männer geknüpft, die das alte Gebäude seiner Kirche, seines Throns, seiner Gesetze untergraben hatten. Selbst sein König, bis zu dessen Throne dieser einmüthige Geist der Erneuerung mitten durch den Hof hindurch gedrungen war, hatte sich hochherzig zum ersten Neuerer seines Reichs erklärt. Er hatte die Reformen mit der Reform seines Hofes, die Aufopferungen mit der Aufopferung seiner Autorität begonnen. Der Adel war nicht zurückgeblieben; er hatte eben so großmüthig auf seine Kaste, seine Lehnsrechte, seine Titel und Monopole verzichtet, um sich mit der Nation zu verschmelzen. Die Kirche allein, dieser Staat im Staate, die sich selbst im Zeitlichen mitten unter einer vervollkommnungsfähigen Gesittung für das unwandelbare Prinzip ausgibt, hatte sich in die starre Unbeugsamkeit ihrer Körperschaften ohne Erblichkeit, ohne Familie und folglich ohne Verantwortlichkeit in der Nation eingeschlossen. Sie hatte von ihren zeitlichen Privilegien nur abgetreten, was man ihr entrissen hatte. Die Bürgerkriege waren auf ihre Veranlassung in den Provinzen ausgebrochen, wo sie noch den meisten Einfluß bewahrt hatte. Sie hatte den Stab gebrochen über die Vernunft, die Freiheit und Gleichheit der Neuzeit.

Sie hatte die Gewissen aufgeregt, die von der verfassunggebenden Versammlung durch die Regelung der Verhältnisse des Klerus zum Staate keck verletzt worden waren, eine Regelung, die nur das zeitliche Bestehn und nicht die freie Hierarchie des Priesterthums antasten durfte. Sie hatte die Bauern fanatisirt, und diese hatten ihre Edelleute wider deren Willen in jener kritischen Lage des Reichs mit fortgerissen.

III.

Der übrige Theil der Nation, wenig aufgeklärt, hatte den König, die Geistlichkeit, den Adel für diese Empörungen der Vergangenheit gegen die Gegenwart verantwortlich gemacht. Der Zorn und der Argwohn des Volks waren gestiegen, die Verfolgung hatte zur Auswanderung, die Auswanderung zu blinder Wuth, zur Plünderung der Familien, zum Nationalkrieg gegen Europa getrieben. Der Thron war in diesem Tumult zusammengestürzt, wie eine mitten in der Revolution aufgepflanzte Fahne der Gegenrevolution zu Boden geschlagen. Zügellose Demagogen hatten dem Volke die Köpfe des Königs, der Königin, der königlichen Familie, des Adels, der Bourgeoisie hingeworfen, um ihre Popularität mit Blut zu nähren. Sie waren selbst durch die Hand ihrer Nebenbuhler umgekommen. Frankreich, achtzehn Monate lang von dem Blute seiner Bürger überschwemmt, war ein Gegenstand des Schreckens für die Welt und für sich selbst gewesen. Die Ideen hatten sich in seinem Kopfe verwirrt. Der Wirrwarr der Ereignisse, der auswärtigen Kriege, der

Bürgerkriege, der Menschen und Dinge, hatte dermaßen alle Parteien vermischt, daß Niemand seine Freunde, Niemand seine Feinde mehr erkannte; die Revolution war in den Wogen der Anarchie untergegangen.

Sie begann sich selbst zu erkennen, sich zu läutern, sich als duldsame Demokratie unter der republikanischen Regierung des Direktoriums hinzustellen, als Bonaparte, der die Selbstüberhebung der Armee über die Gesetze und zugleich die Kontrerevolution in sich verkörperte, plötzlich am 18. Brumäre das stille Werk der neuen Civilisation unterbrach, das die Elemente der neuen Ordnung verarbeitete und schlichtete.

Um das Volk von der Revolution abzuziehen, hatte er es in den Krieg getrieben und zur Eroberung Europas hinausgeführt; er hatte die Kraft und das Blut desselben vergeudet, damit es nicht mehr denken, sich nicht mehr unter ihm rühren könne; er hatte es durch seine Publizisten, durch seine Unterdrückung der freien Meinungsäußerung und durch seine Polizei zum Abfall von allen Prinzipien seiner Wiedergeburt von 1789 getrieben. Während er die Könige von ihren Thronen jagte, hatte er sich zum Rächer und Wiederhersteller des Priesterthums und des Königthums erklärt.

IV.

Frankreich hatte nach dem ersten Sturze Napoleon's im Jahre 1814 wieder Athem geschöpft. Die Charte hatte das Werk Ludwigs XVI. wieder aufgenommen und die Grundsätze der verfassunggebenden Versammlung verkündigt. Die Revolution war zu ihren ersten

schönen Tagen zurückgekehrt. Sie hatte weder den Rausch der Illusionen, noch den Widerstand der Kirche, des Hofes, des Adels, noch die Verbrechen der Demagogie mehr zu fürchten.

Die Wiederkehr Bonaparte's hatte, Dank der Mitschuld der Armee, diese Aera der Erneuerung, des Friedens und der Hoffnung zum zweiten Male unterbrochen. Diese Gewaltthat gegen die Nation und gegen Europa war durch eine zweite Invasion geahndet worden, welche Frankreich demüthigte, zu Grunde richtete, dezimirte und sogar mit Zerstückelung bedrohte. Bonaparte, der nach seiner Niederlage bei Waterloo seine Armee verließ und abdankte, hatte damit die Verantwortlichkeit für dieses Unglück fortgenommen, aber er hatte den Groll der Nation gegen die Armee, gegen seine Partei, gegen seine Genossen, gegen seinen Namen zurückgelassen.

Das Unglück der Zeit mußte natürlich auf irgend Etwas geschoben werden. Es wurde jetzt fast einstimmig als neue Frucht des Bonapartismus verflucht. Royalisten, Liberale, Grundeigenthümer, Kaufleute, Landwirthe, Handwerker, Rudera der Versammlungen von 89, Ueberreste des Adels und der Geistlichkeit, Royalisten der Vendée, des Südens und Nordens, Konstitutionelle oder Republikaner des östlichen und des mittlern Frankreichs, die zwanzigtausend Familien der städtischen Bourgeoisie, die alle einen Sohn, einen Neffen, einen Bruder unter den königlichen Haustruppen hatten; Seehäfen, deren Fahrzeuge, Expeditionen und Produkte der Kontinentalkrieg zwanzig Jahre lang auf den Rheden gefangen hielt; Familien auf dem Lande, von denen jede einen, zwei, bisweilen drei Söhne

beweinte, die in Spanien oder in Rußland dem Ehrgeiz eines Eroberers geopfert, ihren Platz am Heerde leer ließen; Städte und Dörfer, die von den Russen, den Preußen, den Engländern besetzt und durch Kriegsdienste und Brandschatzungen zu Grunde gerichtet waren; Jeder und Alle hatten einen Kummer, eine Unbill, einen Todesfall, einen Verlust an dem Namen dieses Mannes zu rächen. Die Erbitterung, die durch die Anwesenheit der Armee, durch die Furcht vor der kaiserlichen Polizei und durch die Hoffnung auf neuen Waffenruhm, mit welcher er vor der Schlacht bei Waterloo Frankreich einen Augenblick bethört hatte, gezügelt worden war, machte sich sogleich nach seinem Sturze in allen Herzen Luft, außer in den Herzen seiner Soldaten.

Die öffentliche Meinung warf sich bei den Wahlen ohne Ueberlegung, ohne Vorsicht und Mäßigung auf die Seite der Gegenpartei. Weder die Rücksichten, die Herr von Talleyrand den königlichen Kommissären anempfohlen hatte, welche beauftragt waren, den Vorsitz in den Versammlungen der Wahlmänner zu führen und die Wahlen zu leiten, noch die Agenten Fouché's, die so viel als möglich die republikanischen Wahlbewerber unterstützten, um den Hof und den König einzuschüchtern und das Gleichgewicht zu erhalten, waren im Stande, dies zu verhindern. Die öffentliche Meinung in Frankreich, wenn sie aufgeregt ist, hört weder auf die Stimme der Mäßigung, noch auf die Rathschläge der Intrigue oder der Klugheit; sie geht von einem Extrem zum andern, wie der Ocean, der während der Ebbe und Flut von einem Gestade zum andern rollt. Darin liegt der Schlüssel zu den Wahlen von 1815, die der Krone eine Kammer schickten, welche kontre-

revolutionärer war, als Europa, und royalistischer, als der König.

Sie erschreckte diesen Fürsten selbst durch die Einmüthigkeit und das Uebermaß ihres Zornes über die Revolution, ihrer Erbitterung gegen das Kaiserthum, ihrer Schwärmerei für die Bourbonen. Er fühlte, daß er mehr Mühe haben würde, eine solche Begeisterung für seine Familie in Schranken zu halten, als zur hellen Flamme anzufachen. Er fürchtete sogar, eine gewisse Begeisterung möchte ihn zu lau in seiner eigenen Sache finden, möchte ihm das demüthigende Zugeständniß vorwerfen, das er durch Talleyrand's Berufung, namentlich aber durch die Zulassung eines Königsmörders in seinem Konseil gemacht hatte; möchte seinen Bruder, den Grafen von Artois, zum Beherrscher und vielleicht zum Herrn der Regierung erheben. Er beschloß, den Forderungen zuvorzukommen, welche die Namen einer solchen Vertreterschaft ihm weissagten, und aus eigener Machtvollkommenheit sein Ministerium vor der Eröffnung der Kammern zu entlassen.

V.

Er empfand jedoch eine geheime Verlegenheit bei dem Gedanken an eine ungnädige Entlassung Talleyrand's, der ihm im Jahre 1814 seine schützende Hand gereicht hatte, dessen Einfluß auf die Pairie, dessen Einverständnisse mit den fremden Höfen ihm Schonung und Vorsicht zu gebieten schienen. Er sah mit einer geheimen, obwohl für ihn selbst mit Bitterkeit gemischten Freude, wie Talleyrand durch seine Nachlässigkeit

in Paris die Volksgunst verscherzte und in der Unterhandlung wegen der Friedensbedingungen an der Unbeugsamkeit Oesterreichs und Preußens scheiterte. Es war ihm ein süßer Genuß, die Demüthigung des Ultimatums der Mächte, zu dessen Annahme Herr von Talleyrand geschmeidig genug, zu dessen Verwerfung der König dagegen Patriot genug war, auf die Ungeschicklichkeit dieses großen Diplomaten zu schieben. Ueberdies wollte er sich zuvörderst der Hand des Herrn von Talleyrand bedienen, um Fouché aus seinem Rathe zu entlassen. Das Bündniß, welches gleichzeitig Unzufriedenheit zwischen diesen beiden Staatsmännern gestiftet hatte, schien ihm für seine Sicherheit gefährlich. Er mußte sie trennen, ehe er sich ihrer entledigte. Er glaubte des Herrn von Talleyrand noch einige Zeit zu bedürfen; Fouché konnte er hinfort entbehren.

Der Eifer und die Thätigkeit seines künftigen Günstlings Decazes, der mit jedem Tage höher in seinem Vertrauen stieg, beruhigten ihn über die Verschwörungen der Bonapartisten. Decazes, der sich die Sorglosigkeit des zur Beschäftigung mit den Details nicht geschickten Fouché und die geheimen Audienzen beim Könige zu Nutze machte, bemächtigte sich unmerklich aller Hebel der Polizei. Er ließ Fouché nur den Namen eines Ministers und die höhern Intriguen, in denen dieser Minister die Rolle eines für alle Parteien nothwendigen Mannes zu spielen liebte. Schon war es dahin gekommen, daß der König, von seinem jungen Vertrauten sprechend, sagte: „Ich will ihn so hoch erheben, daß die ersten Geschlechter Frankreichs ihn beneiden werden!“ Stolz und Freundschaft paaren sich im Herzen der Könige.

VI.

Ludwig XVIII. durchschaute die deutlichen Intriguen Fouché's. Dieser Staatsmann setzte seit der Rückkehr des Königs die Doppelrolle fort, die er während der hundert Tage gespielt hatte. Er schüchterte den König und den Ministerrath durch erfundene Komplotte und übertriebene Gefahren ein. Unter der Form amtlicher Warnungen verbreitete er selbst heimliche Gerüchte, um die Bewegung durch die nämlichen Mittel fortzupflanzen, die er scheinbar anwendete, um sie einzuschläfern.

Er schrieb mehrere Berichte an den König, welche Aehnlichkeit mit denjenigen hatten, die er nach dem 20. März für den Kaiser verfaßt, theilte sie heimlich seinen Agenten mit und ließ sie insgeheim im Publikum verbreiten, als Aktenstücke, die durch Vertrauensmißbrauch aus seinem Kabinet entfernt worden seien.

„Sire'" sagte der verschmitzte Minister, „die energischen Männer, welche Bonaparte stürzten, suchten nur der Tyrannei ein Ziel zu stecken. Eine Opposition der nämlichen Art ruft in allen Klassen Aufregung und Spaltungen hervor. Sie nährt sich von den glühendsten Leidenschaften, von der Furcht vor einem möglichen Triumphe der alten Meinungen. Auf Paris muß man nicht blicken. In dieser Stadt nimmt eine erkünstelte Gesinnung den Schein der wahren öffentlichen Meinung an."

Auf solche Weise wollte er die Beweise der Verehrung und Freude, deren Schauplatz, den Tuileriengarten und die vom Royalismus trunkenen Boulevards,

der König stets vor Augen hatte, aus dessen Geiste tilgen.

„Die Städte,“ setzte er hinzu, „sind selbst im Westen, wo man Ihnen schmeichelt, daß Sie Soldaten finden würden, gegen das flache Land. Die Käufer von Nationalgütern werden sich dort Jedem ohne Unterschied widersetzen, der es wagen würde, sie aus ihrem Besitze zu treiben. Der Royalismus des Südens erschöpft sich in Attentaten. Bewaffnete Banden durchstreifen die Landschaften und dringen in die Städte. Die Plünderungen, die Ermordungen häufen sich. Im Osten haben die Schrecken der Invasion und die Mißgriffe der frühern Minister die Bevölkerung abwendig gemacht. In den meisten Departements würde man nur ein Häuflein Royalisten der Masse des Volks entgegenstellen können. Die Ruhe wird der Armee schwer fallen. Ein maßloser Ehrgeiz hat in ihr die Begierde nach Abenteuern rege gemacht.

„Es gibt zwei Hauptparteien im Staate. Die eine vertheidigt die Prinzipien, die andere strebt nach der Kontrerevolution. Auf der einen Seite stehn die Geistlichkeit, der Adel, die ehemaligen Besitzer der jetzt verkauften Nationalgüter, die Mitglieder der alten Parlamente, Starrköpfe, die an die Niederlage ihrer alten Ideen nicht glauben und einer Revolution, die sie verflucht haben, nicht verzeihen können; Andere, die der Bewegung müde, Ruhe im alten Regime suchen; einige leidenschaftliche Schriftsteller, die den triumphirenden Meinungen schmeicheln; — auf der entgegengesetzten Seite beinahe ganz Frankreich, die Konstitutionellen, die Republikaner, die Armee und das Volk, alle Arten von Unzufriedenen, selbst eine Menge dem König ergebener Franzosen, die jedoch überzeugt sind, daß ein

Versuch oder nur ein Bestreben, die alten Zustände wiederherzustellen, die Losung zu einem ähnlichen Ausbruche wie die Revolution von 1789 sein würde."

VII.

Manuel, dieser Redner der letzten Versammlung, der sich Fouché mehr und mehr genähert hatte und sich an diesen Minister anzuschließen suchte, verfaßte mit ihm zusammen diese Berichte. Trotz der absichtlichen Uebertreibungen enthielten sie einige Wahrheiten. Als Manuel und Fouché diese drohenden Berichte an den König niederschrieben, vergaßen sie unwillkürlich oder geflissentlich jene zahllosen Massen, die zwischen den entschiedenen Parteien schwanken und sich dahin werfen, wo Glück, Friede und Sicherheit winken. Diese Massen gehörten damals sämmtlich dem König. Die Wahlen bezeugten dies deutlich genug. Aber Fouché wollte schrecken, um hinterher zu beruhigen, indem er mit seiner persönlichen Geschicklichkeit für Alles bürgte.

Der König und seine Räthe begannen Anstoß zu nehmen an diesen düsteren Schilderungen und besonders an der strafbaren Art und Weise, wie der Polizeiminister dieselben in die Oeffentlichkeit gelangen ließ. Dieselbe glich zu sehr einem Verrath, als daß der König sie ohne Mißtrauen dulden konnte. „Denkt denn der Polizeiminister," rief endlich eines Tags Herr von Talleyrand in Gegenwart seines Kollegen und des Königs, „daß er uns durch seine Popularität beherrschen kann?" Fouché entschuldigte sich mit der Ausrede, daß seine Schriften ohne seinen Willen im Publikum

verbreitet würden. Man war jedoch gewohnt, seinen Worten keinen Glauben zu schenken. Die Erbitterung gegen ihn wuchs. Als der Herzog und die Herzogin von Angoulême aus den südlichen Provinzen, die sie durchreist hatten, um sich in royalistischem Enthusiasmus zu berauschen, mit dem Bewußtsein, daß sie die Liebe eines für ihre Sache begeisterten Volks besäßen, in die Tuilerien zurückkehrten, erklärten sie dem König auf's Neue, daß sie in seinem Palaste niemals mit dem Richter Ludwig's XVI. zusammentreffen würden.

So oft Fouché im Palast erschien, bildete sich eine Leere um ihn. Die Gemäßigten verhehlten nicht ihre Abneigung, die Royalisten nicht ihren Abscheu. Er allein glaubte noch im Stande zu sein, Alles zu beherrschen, so sehr verblendete ihn der wunderbare Erfolg seiner Kühnheit und Schlauheit während der letzten Ereignisse, so sehr baute er auf Lord Wellington's Unterstützung. Er bildete sich ein, er könne die Kammern durch den König, den König durch die Revolutionäre und die Bonapartisten, die verbündeten Mächte durch den gereizten Patriotismus des Landes, das Land durch die Mächte einschüchtern. Er vertraute blindlings auf sein Glück. Selbst seine Vergangenheit vergaß er, da er glaubte, sie dadurch auch bei den Andern in Vergessenheit zu bringen. Der Mann des Konvents und der Mann des Hofes Ludwig's XVIII. waren in seinen Augen zwei Personen, die nichts mehr, nicht einmal den Namen mit einander gemein hatten. Sein Titel „Herzog von Otranto“ bedeckte das Andenken des alten Fouché. Die Revolution war ihm zuwider wie eine lästige Erinnerung aus seiner Jugendzeit. „Wenn man jung ist,“ äußerte er gelegentlich zu seinen Vertrauten, „findet man Gefallen an Revolutio-

nen; sie erschüttern, sie regen auf, sie sind ein Schauspiel, das man gern mit ansieht, in welches man sich gern mischt; aber in meinem Alter haben sie weniger Reiz, in meinem Alter will man Ruhe, Ordnung, Beständigkeit genießen.“ Die Gewalt schien ihm einer jener Genüsse zu sein, die er in seinem reifern Alter nicht entbehren konnte, wie die Aufregung ihm in seiner Jugend Bedürfniß gewesen war.

VIII.

Nichts mangelte der äußern Würde seines Lebens, als eine Familie, der er nach seinem Tode sein unermeßliches Vermögen und seine Titel hinterlassen konnte, und eine Verbindung mit einer Familie der hohen französischen Aristokratie, um seinen neuen Adel bei dem alten Adel des Hofs und der Residenzstadt zu legitimiren. Man hielt ihn noch für zu mächtig, als daß er in Ungnade fallen könne; sein Reichthum, sein Einfluß auf die letzten Ereignisse, sein entscheidendes Auftreten beim Sturze Bonaparte's und bei der Wiederherstellung der Bourbonenherrschaft übten einen solchen Zauber auf einen Adel aus, der gewohnt war, der Gunst der Höfe Alles zu gewähren, daß er trotz seines Namens und seiner Flecken fast mit Bestimmtheit darauf rechnen konnte, durch eine Vermählung das junge Reis seines Geschlechtes auf den Namen einer erlauchten Familie zu pfropfen.

Dieses von der Begierde nach Ehre und Glück bewegte, aber nicht ausgefüllte Herz war nicht unempfindlich gegen den Reiz der Jugend und Schönheit geblieben. Während seiner Sendungen in das südliche Frank-

reich gegen das Ende der kaiserlichen Regierung hatte er in Aix Fräulein von Castellane kennen gelernt, ein junges Mädchen aus einem berühmten Hause der Provence, mit Vorzügen ausgestattet, die im höchsten Grade geeignet waren, Herz und Auge zu fesseln. Er hatte ihr ein zärtliches Andenken und eine ernstliche Bewunderung bewahrt. Die junge Dame selbst war ungeachtet des Mißverhältnisses zwischen Beider Namen, Alter und Lebensverhältnissen durch die ehrfurchtsvolle Huldigung eines vielvermögenden, geistreichen und berühmten Mannes gerührt worden, dessen Titel, Würden und Dienste, die er der Sache des Königs geleistet, einen Schleier über seine Vergangenheit breiteten. Fouché warb um ihre Hand und erhielt sie von ihrer Familie. Er stand damals so hoch in der öffentlichen Gunst und in dem scheinbaren Vertrauen des Königs, daß man in der pariser Aristokratie kaum über die Herablassung eines altadeligen Geschlechts zu murren wagte, welches sich zu einer Verbindung seines Namens mit dem Namen des ehemaligen Prokonsuls der Schreckensregierung verstand. Bei seiner Vermählung veranstaltete er die glänzendsten Feste, als wollte er das Murren herausfordern. Er glaubte sich für immer die Pforten jenes Adels zu öffnen, von dem er Nichts besaß, als den Reichthum und die Titel. Dies war der Gipfelpunkt seines Glücks. Er sollte bald von demselben herabgestürzt werden.

IX.

Wenige Tage nach den Wahlen, deren Bedeutung, wiewohl noch unklar, das Ministerium in Unruhe ver-

setzte, gab Herr von Talleyrand, der die Gunst des Hofs verdienen wollte, indem er ihn von einer Demüthigung erlöste, Fouché im Ministerrath auf indirekte Weise die Schicklichkeit oder Nothwendigkeit eines Rücktritts zu verstehen. Er sprach beiläufig von Amerika, wo er während der Schreckenszeit die glücklichsten Jahre seiner Verbannung verlebt hatte. Er rühmte die Freiheit und Sicherheit des Aufenthalts in einem Lande, wo man von den Stürmen des europäischen Festlandes und damit zugleich von seinen Feinden und seinen Gefahren getrennt sei. Er erklärte, noch nie sei ihm eine Stellung auf Erden schöner erschienen, als die eines Gesandten, der Frankreich in dem Lande vertrete, welches Frankreich Alles verdanke. Darauf wandte er sich mit erkünstelter Theilnahme zu Fouché, als wollte er dem Munde seines Kollegen eine Anerkennung dieses Glückes entlocken, und sagte: „Diese Stellung kann ich in diesem Augenblick anbieten, der Posten eines Ministerresidenten in den Vereinigten Staaten ist erledigt. Würden Sie sich nicht durch die Würde und Sicherheit dieses Asyls versucht fühlen?“ Fouché, der ihn vor Erstaunen nicht beim ersten Worte verstanden hatte, begriff endlich, wurde verlegen und fragte, ohne daß Jemand darauf antwortete, ob denn seine Dienste dem Könige mißfielen, und ob man sich seiner entledigen wolle.

Man konnte sich nun deutlicher erklären und ihn ohne Gefahr entlassen. Die Wahlen bedrohten ihn wegen seines Namens, die Royalisten errötheten, seiner einst bedurft zu haben. Der König war gedemüthigt, der Hof undankbar, das Ministerium eifersüchtig, Herr von Talleyrand glücklich, einen alten Nebenbuhler über Bord zu werfen; die Republikaner waren gleichgültig,

die Bonapartisten unversöhnlich. Der Boden brach endlich unter ihm zusammen. Der Mann, der unlängst Achtserklärungen erlassen hatte, um zu gefallen, ward einige Tage später von Denjenigen geächtet, denen er seine Mitschuldigen geopfert hatte. Er sollte sie in der Fremde als lebendige Vorwürfe wiederfinden.

X.

Man gab jedoch dieser Verbannung den wohlklingenden Namen einer Sendung ins Ausland. Fouché, der den Gesandtschaftsposten in den Vereinigten Staaten ausgeschlagen hatte, um nicht allzuweit vom Vaterland entfernt zu sein für den Fall einer Wiederkehr des Glücks, auf die er ohne Unterlaß hoffte, nahm den Titel eines Ministerresidenten an dem kleinen, in Ungnade gefallenen sächsischen Hofe an. Auf solche Weise beschönigte der König seinen Undank, Fouché seine Ohnmacht. Sein Reichthum öffnete ihm die Welt; er konnte überall als unabhängiger Privatmann leben. Aber der Schatten eines Hofs, ein Schein von Wichtigkeit und staatsmännischer Thätigkeit waren diesem Verbannten Bedürfniß. Am Tage nach dem Verlust seiner Allgewalt war er so verlassen und so gefährdet in Frankreich, daß er in der Stille seine Vorkehrungen zur Abreise traf und Frankreich unter einem falschen Namen und verkleidet durchreiste, um den Beleidigungen der Einen, der Rache der Andern, der Verachtung Aller zu entgehen.

Wenige Monate nach seiner Ankunft in Dresden wurde er abberufen und ihm die Rückkehr in sein Va=

terland verboten. Er wurde nach Oesterreich verbannt und lebte in Linz, getröstet durch die zärtliche Liebe und die Tugenden seiner jungen Frau. Oft bat er Decazes und den Fürsten von Metternich um ein Exil mehr in der Nähe von Frankreich oder um die Erlaubniß, seinen Aufenthalt in einer Hauptstadt wie Wien zu nehmen. Wir haben die Korrespondenz vor uns, die er in jenen Jahren der Einsamkeit und Abgeschiedenheit geführt hat; sie athmet bisweilen Ergebung, bisweilen Entrüstung über sein Loos und über die Beleidigungen, die er von seinen Feinden erlitt.

„Wir sind," schreibt er, „in einem schönen, reichen Lande und in einer hübschen Stadt, aber ohne jegliches Hülfsmittel der Geselligkeit und Bildung. In der österreichischen Monarchie gibt es nur eine Stadt, wo man aufgeklärte Leute findet — Wien; aber diese Stadt ist die Residenz des Sohnes Napoleon's. Sollte man es bedenklich finden, mich in Baiern, Belgien oder England unterzubringen? Man kann sich fest darauf verlassen, daß ich den Parteien, die Euch spalten, keinen Beistand leisten werde. Wenn ich mich Frankreich näherte, so hätte ich den Vortheil, zuweilen meine Freunde zu sehn... Ich habe die Verordnung in Betreff der Achtserklärungen unterzeichnet; sie war damals das einzige Mittel, oder galt wenigstens dafür, um die Partei zu retten, die mich deshalb anklagt. Sie entzog diese Partei der Wuth der Royalisten und verschaffte ihr ein schützendes Exil... Ich wünsche nicht, daß die Parteien in Frankreich vernichtet, wohl aber daß sie in Schranken gehalten werden. Man führe die Revolutionäre zu dem Standpunkt einer vernünftigen Opposition zurück; man trenne den König nicht von der Nation, indem man ihn als ihre Widersacher

darstellt. Man ist zu sehr auf der Hut vor den überspannten Royalisten, aber nicht genug vor der anderen Partei... Lesen Sie von Neuem die Geschichte von Polen; das nämliche Schicksal droht Ihnen, wenn Sie die Leidenschaften nicht bemeistern... — Ich lese eine Geschichte des Feldzugs von 1815 vom General Gourgaud. Mich setzt die Sprache nicht in Erstaunen, die sein Herr über mich führt; es ist bequem für Napoleon, alle seine Dummheiten mit der Behauptung zu entschuldigen, daß er verrathen worden sei... Wahrlich, die einzigen Verräther, die es gab, waren seine Schmeichler."

Fouché starb beschimpft oder vergessen von allen Parteien in diesem Exil, unfähig der Ruhe, verzehrt vom Müssiggang und Nichtsthun, nicht befriedigt durch die Rolle, die er gespielt hatte, indem er bald den wahren, bald den verläumderischen Ruf seines Lebens, der ihn bis in seine Zurückgezogenheit verfolgte, von sich abzuwehren suchte; ein Mann der Stürme, der, wie die Seemöve, am Ufer nicht leben konnte.

XI.

Er hinterließ ein zweideutiges, aber großes Andenken, das seiner Rolle entspricht, die bei den Ereignissen seines Vaterlandes so verschieden war. Mehr ein verworrenes, als verderbtes Genie, aber ein wahrhaftes Genie der Intrigue, das sein Gewebe durch so verschiedene Revolutionen verfolgte; unter dem Konvent Terrorist mehr durch Haltung und Sprache, als durch Herz und Hand; Robespierre verdächtig, einige

Tage vor dem Triumphe der Mäßigung bedroht; einer der Ersten, die die Revolution verläugneten, als sie von ihrer Höhe herabsank, bot er sich Bonaparte als nothwendigen Unterhändler zwischen ihm und dem Jakobinismus an; bediente sich seiner Macht unter der Kaiserregierung, um sich durch Nachsicht Freunde unter den Royalisten und Republikanern zu machen; suchte den Despotismus Napoleon's zu mäßigen, um demselben zu dessen Vortheil eine längere Dauer zu geben; verließ Napoleon, als es mit diesem auf die Neige ging, um Verzeihung zu erlangen von den Bourbonen, die er nach Napoleon's Rückkehr von der Insel Elba mit einer Kühnheit und Doppelzüngigkeit, die vielleicht nie Ihresgleichen gehabt, mit der einen Hand fortstieß und mit der andern zurückführte; verrieth Napoleon nicht, aber ließ ihn durch sein Genie und durch die Ereignisse verrathen; traf seine Maßregeln, um ihn von dem Schauplatze zu entfernen und zu hindern, Frankreich zum dritten Mal in Brand zu stecken; beherrschte zur selben Zeit durch seine Dazwischenkunft einen der verwickeltsten Uebergänge der Geschichte; ersparte seinem Lande unsägliches Unheil, Europa Ströme Bluts, Frankreich vielleicht die Zerstücklung; triumphirte ein Paar Tage und zwang die Bourbonen, die Hülfe eines Königsmörders anzuflehen; wurde dann von seiner eigenen Geschicklichkeit bethört und in seinem Triumphe von dem Zorne der Royalisten verschlungen, denen er gedient hatte. Solch ein Mann war Fouché.

Wenn sich nicht mit den Bluturtheilen des Konvents etwas Unheimliches an seinen Namen heftete, so gehörte die Rolle, die er gespielt hat, zu jenen großen, bald ernsten, bald komischen Rollen, die der Staatsmann mit dem größten Wohlgefallen studirt, wenn er sich

den Erfolg, nicht die Prinzipien zum Zwecke setzt. Vollendeter Schauspieler unter den beiden Masken der List und der Kühnheit, fehlt ihm Nichts an der Geschicklichkeit, wenig vom gesunden Menschenverstand, Alles zur Tugend. Dieser Ausspruch charakterisirt ihn, fällt aber auch das Urtheil über ihn. Man wird ewig auf ihn hinblicken, bisweilen ihn bewundern, aber niemals ihn achten.

XII.

Kehren wir zu dem Tage nach seinem Falle zurück. Der König war durch die ungnädige Entlassung Fouché's nur halb erlöst. Herr von Talleyrand und die übrigen Minister blieben noch und bestanden darauf, der Kammer Trotz zu bieten, da sie glaubten, daß dieselbe durch die Aufopferung des Polizeiministers besänftigt sei. Aber Herr von Talleyrand war vielleicht dem Könige lästiger, als selbst Fouché. Der König haßte in Fouché nur den Revolutionär, in Herrn von Talleyrand den Beschützer. Der Stolz des Mannes von hoher Herkunft und die Ueberlegenheit des geistreichen und vollendeten Geschäftsmannes verriethen sich in der Haltung und dem Tone des Herrn von Talleyrand dem Könige gegenüber. Obwohl geschmeidig gegen Mächtige, erinnerte sich dieser Minister vor dem Könige allzu sehr seines Namens, seiner Würden unter der Kaiserherrschaft, seiner Gunst bei den fremden Souveränen, seines Rufes als Staatsmann. Er betrachtete den König als einen in Frankreich fremden, der Staatsgeschäfte unkundigen, in seinem eigenen Konseil sich passiv verhaltenden Gast, den er an der Hand in den Tuilerien-

palast zurückgeführt hatte, den er im Namen Frankreichs ehrerbietig bewirthete, und der seiner stets bedurfte, um sich von ihm die Sitten, die Dinge, die Menschen des neuen Jahrhunderts erklären zu lassen.

Ludwig XVIII. hatte eine Zeitlang diese untergeordnete Rolle in der Politik ertragen und sich der Nothwendigkeit gefügt, die ihm Herr von Talleyrand aufzwang; aber seine geistige Würde fühlte sich dadurch verletzt. Er hatte Herrn Decazes anvertraut, daß er mit seinem Ministerium durchaus nicht zufrieden sei und sehnlich wünsche, es durch ein anderes zu ersetzen, und ihn mit den vorläufigen geheimen Unterhandlungen, dem nothwendigen Vorspiel zu diesen Aenderungen in der Verwaltung, betraut. Seine Unterredungen mit Lainé und andern Mitgliedern der Kammer, die in Paris eingetroffen waren, die Langsamkeit und Erfolglosigkeit der Unterhandlungen, die mit den Mächten in Betreff des allgemeinen Friedens gepflogen wurden, das Murren des Hofes des Grafen von Artois gegen das Ministerium, das er träge, dünkelhaft und zugleich unglücklich nannte, hatten den König insgeheim bestimmt. Aber er bedurfte einer Gelegenheit und eines Vorwandes, um den mit Herrn von Talleyrand aus Noth geschlossenen Vertrag mit Anstand zu brechen. Durch zweijährige Wichtigkeit berauscht und vom Glauben an seine Unverletzlichkeit bethört, beging Herr von Talleyrand die Unklugheit, selber dem Könige den günstigen Zeitpunkt und die passende Gelegenheit zu seiner Entlassung zu bieten.

XIII.

Exaltirt durch die leidenschaftliche Aufregung der öffentlichen Meinung, von der die Wahlen unlängst Zeugniß gegeben hatten, drohten die royalistischen Blätter und die aristokratischen Salons dem Minister fortwährend mit dem Zorne der Kammer über die feige oder strafbare Schonung, die er gegen die Revolution und die Revolutionäre bewies. Diese Gerüchte, das Vorspiel lebhafter Kämpfe mit den Kammern, erschreckten Herrn von Talleyrand. Er fühlte nicht die Kraft in sich, eine Versammlung durch das Wort zu bändigen; er wollte sie durch die königliche Autorität einschüchtern. Zu diesem Behuf mußte er den König in die Sache der Minister hineinziehen und zwischen ihnen und ihm eine scheinbare Solidarität herstellen, die im Stande war, den Royalisten zu imponiren.

Talleyrand theilte diesen Plan seinen Kollegen mit und riß mit leichter Mühe die schwachen und leichtsinnigen Männer zu diesem kühnen und unbesonnenen Schritte hin. Er forderte den König in voller Konseilsitzung auf, die Gerüchte, die von seiner Abneigung gegen das Ministerium im Umlauf seien, durch irgend einen schlagenden Beweis seiner Zufriedenheit mit ihm und seinen Kollegen Lügen zu strafen, um die im Entstehen begriffene Opposition in den Kammern einzuschüchtern und der Kabale des Grafen von Artois Schweigen zu gebieten. Er soll sogar soweit gegangen sein, dem Könige die Entfernung des Grafen von Artois aus Paris als nothwendige Regierungsmaßregel darzustellen, die den Gegnern seiner Politik einen Mittel- und Anhaltpunkt rauben würde. Er setzte hinzu, daß,

wenn der König nicht die festeste und persönlichste Anhänglichkeit an sein Ministerium bekunde, die in der öffentlichen Meinung herabgesetzten Minister sich nicht stark genug glauben würden, um den Kammern entgegenzutreten, und sich genöthigt sähen, ihren Abschied zu fordern.

XIV.

Als Talleyrand so sprach, zweifelte er nicht, daß der König, durch die Nothwendigkeit gezwungen, dem Manne, der in diesem Augenblicke mit den Verbündeten wegen des Reichs und mit der revolutionären Partei wegen der königlichen Popularität unterhandelte, das alte Vertrauen bewahren, seinem Ansinnen sich fügen und die königliche Autorität wieder in seine Hände geben würde. Wie Fouché, verstand Tayllevrand nicht mehr im Herzen der Fürsten und Völker zu lesen; er gebehrdete sich noch als unentbehrlicher Mann, obwohl er allen Boden in den Ereignissen und in den Ansichten verloren hatte. Der König, den er beherrscht hatte, beherrschte ihn jetzt in dem Maße, als der Thron über der Revolution stand.

Der König fühlte seine Stärke und hielt den Zeitpunkt für geeignet, um sich aus seiner Verlegenheit zu reißen, indem er den Ministern den Abschied gab. Nachdem er mit der Miene ruhiger Ueberlegung die anmaßend ehrfurchtsvolle Rede des Herrn von Talleyrand angehört hatte, sagte er im Ton eines Beleidigten: „Meine Minister wollen also ihre Entlassung nehmen? Gut! ich werde andere ernennen.“ Und mit einem Kopfnicken entließ er sie, ohne ihre Erwiderungen,

die Bekenntnisse ihrer Reue oder ihre Erklärungen abzuwarten.

„Sie können in Frankreich bleiben," sagte der König zu Herrn von Talleyrand, als hätte er seinen Minister an das Exil, das eben erst über Fouché verhängt worden war, und an die Verbannung aus der Nähe des Hofes, zu welcher die alte Monarchie die allzumächtigen Minister verurtheilte, erinnern wollen. — „Ich hoffe," erwiderte Herr von Talleyrand mit einer bittern Rücksichtslosigkeit', die er unter ähnlichen Verhältnissen dem gereizten Napoleon gegenüber nicht bewiesen hatte, „ich hoffe, daß mir Nichts noththut, als die Gerechtigkeit des Königs, um ohne Furcht in meinem Vaterlande wohnen zu können." Er zog sich zurück.

„Wir sind angeführt," sagte er mit der bestürzten Miene der betrogenen List zu seinen Kollegen, als er aus dem Kabinet des Königs trat. An der Hast, womit der Fürst ihn beim Worte nahm, hatte er den im Voraus gefaßten Entschluß erkannt und aus den Worten desselben den Ton des Gebieters und nicht des Schützlings herausgehört. Da er jedoch seinen Zorn dem eigenen Vortheil unterordnete und sich für die Zukunft die Pforte eines Palastes offen halten wollte, dessen Wankelmuth er kannte, so erbat er sich Anfangs als eine Entschädigung, bald aber als eine Gnade die Stelle eines Großkämmerers mit einem Gehalt von hunderttausend Franken, eine Gnade, die ihm mehr wegen seiner Stellung, als wegen seiner Person bewilligt wurde, denn der Hof nahm noch Rücksicht auf ihn, obwohl er ihn nicht mehr fürchtete.

XV.

Das Ministerium Talleyrand's war seit 1815 passiv, machtlos und unglücklich gewesen. Dieser Staatsmann, dessen vornehmstes Talent darin bestand, daß er Alles der natürlichen Macht der menschlichen Dinge überließ, während er sich das Verdienst zuschrieb, wenn diese verborgene Kraft ihm gute Dienste leistete, war diesmal von den Zeitverhältnissen im Stiche gelassen worden und hatte sie weder zu verbessern, noch zu bekämpfen gewußt. In der innern Verwaltung eine Null, in den auswärtigen Angelegenheiten von Rußland und Preußen genarrt, nicht im Stande, annehmbare Bedingungen bei den Mächten zu erwirken, oder die Wahlen zu leiten, die wie eine reaktionäre Springflut über seinem Haupt hinweggegangen waren, oder den Hof zu beherrschen, oder die Abgeordneten zu erwarten, oder die Ueberreste der revolutionären Partei, die sich in den hundert Tagen bloßgestellt hatten, gegen die Entrüstung des Landes zu schützen, verschwand er spurlos und von keiner Partei bedauert. Er hatte nur einen Erfolg davon getragen, und dieser Erfolg war eine Schmach. Indem er den König überredete, Fouché in seinen Rath aufzunehmen, hatte er die Monarchie entehrt, der er dienen wollte.

Sein politisches Leben ging von diesem Tage an auf die Neige trotz aller Künste, die er unaufhörlich anwendete, um eine Popularität wieder zu erlangen, die sich gerechter Weise vermindert hatte in Folge seiner Unzulänglichkeit den großen Anforderungen der Zeit gegenüber. Er erlangte sie im Jahre 1830 nicht wieder und zeichnete sich damals nur durch eine unwür-

dige Verläugnung des Prinzips der Erblichkeit der Throne aus, das er 1814 zum Dogma der Monarchie gemacht hatte, und durch eine schuldvolle Parteinahme für den Erfolg gegen das Prinzip, für das Haus Orleans, die letzte Zuflucht aller Bestrebungen seines Ehrgeizes.

XVI.

Der König, der mit Decazes über den Herzog von Richelieu gesprochen hatte, beauftragte seinen Günstling, denselben zu besuchen und ihm den Vorsitz im Ministerrath anzubieten. Abgesehen von der allgemeinen und verdienten Achtung, welche die Aufmerksamkeit des Königs auf diesen Namen hinlenkte, und von dem Zauber dieses Namens an sich selbst, der sein Kabinet mit dem Andenken an einen jener Staatsmänner zu verknüpfen schien, denen die Bourbonenfamilie den Schrecken und die Allgewalt der Monarchie verdankte, folgte der König einem sehr richtigen und glücklichen Instinkt, als er seine Regierung unter die Auspizien eines so hochberühmten Namens stellte.

Der Kaiser von Rußland war im verflossenen Jahre auf dem Wiener Kongresse in Folge der schlechtverdeckten Manöver des Herrn von Talleyrand, der ein geheimes Bündniß mit Oesterreich ohne Betheiligung und gegen die Interessen Rußlands geschlossen hatte, diesem Diplomaten gram geworden. Talleyrand hatte bei diesem Schritte die feige und hinterlistige Politik des Kardinals von Bernis unter Ludwig XV. befolgt. Frankreich schloß nur ein solches Bündniß, indem es sich band. Vermöge der geheimen Erbitterung des

Kaisers von Rußland über diese Doppelzüngigkeit und Undankbarkeit des Tuilerienkabinets, das ihm Alles, sogar den Thron verdankte, war er gegen ein von Talleyrand geleitetes Ministerium weniger als gegen jedes andere Ministerium zu den Gefälligkeiten oder den Handlungen der Großmuth geneigt, die der König von ihm zu erbitten hatte, um die Bedingungen der Sieger zu mildern. Seine Forderungen an den König konnten persönliche Rache an Talleyrand sein. Ein Minister, der Rußland für die Redlichkeit und Freundschaft der Bourbonen bürgte, konnte vielleicht vom Kaiser Alexander, dem Schiedsrichter Europa's, Milderungen der Härten des Schicksals erlangen. Herr von Richelieu schien durch sein Leben zu dieser Unterhandlung mit dem Herzen Alexanders bestimmt zu sein. Er war einer von den Männern, die durch ihre Herkunft, ihren Namen, durch die Natur und selbst durch die Zufälligkeiten ihres Daseins vom Schicksal ausersehen sind, sich als Mittler zwischen die Ereignisse zu stellen und ihr Vaterland zu retten, wenn sich Alles zu seinem Untergange verschworen zu haben scheint.

XVII.

Armand, Herzog von Richelieu, Großneffe des Kardinals von mütterlicher Seite, war ein Enkel des Marschalls von Richelieu, des französischen Alcibiades. An dem Stammbaum dieser erlauchten Familie muß man seinen Vater, den Herzog von Fronsac, weglassen, der als Schmutzflecken einer Generation dieses berühmten Geschlechts anklebt. Das Genie der Staatskunst,

der Kriegsführung und des Hoflebens schienen somit an diesem Namen zu haften.

Der Herzog von Richelieu war damals neununddreißig Jahre alt. Jung und ruhmbegierig, wie La Fayette vor 1789, hatte er im Kampfe der Russen gegen die Türken um jene Zeit Gelegenheit zu Waffenthaten und Unterricht in der Kriegskunst unter dem wagehalsigen General Suwarow gesucht. Bei der berühmten Erstürmung von Ismail, diesem Saragossa der Türkei, hatte er die Aufmerksamkeit dieses Kriegshelden auf sich gezogen. Von den Grenzen des ottomanischen Reichs war er zur Armee Condé's geeilt, um seinen Arm und sein Blut zur Vertheidigung der Bourbonen und des Throns, dieser beiden Pflichten seines eigenen Geschlechts, anzubieten Nach der Auflösung dieser tapfern, aber von Frankreich und dem Auslande verstoßenen Armee hatte er seine Sache in England verfochten, wo sie noch Vertheidiger und Hoffnungen hatte. Bis zum Jahre 1794 hatte er dort eines jener Emigrantenkorps befehligt, die England als Hülfstruppen für den Bürgerkrieg unterhielt, der sich mit dem Festlande den unthätigen Prinzen des Hauses Bourbon öffnen würde. Diese ruhmlose Muße lastete schwer auf der erhabenen und edeln Seele des Herzogs von Richelieu. Gegen den Bürgerkrieg sträubte sich seine Vaterlandsliebe. Er kehrte nach Rußland zurück, um dem Kaiser Paul I. seine Dienste anzubieten. Anfangs gut aufgenommen, später in Folge einer von den Launen dieses hochherzigen, aber argwöhnischen Fürsten ungnädig entlassen, war er von dem Kaiser Alexander im Augenblick der Thronbesteigung zurückgerufen worden. Die Uebereinstimmung im Alter und Charakter hatte das Band einer Freundschaft um den

jungen Kaiser und den berühmten Geächteten geschlungen, die aufrichtiger und dauerhafter war, als die Gunst der Höfe. Aber Rußland hatte Frieden. Das Bedürfniß, sein Vaterland wiederzusehen, und die dringenden Einladungen Napoleon's, der die großen Namen aufsuchte, um sich mit allen Blendwerken zu umgeben, hatten den Herzog von Richelieu für einen Augenblick nach Paris zurückgeführt.

Ungeachtet seiner Achtung vor dem ersten Konsul hatte er sich geweigert, seiner neuen Laufbahn die Ueberlieferungen seines Hauses und die Neigungen seiner Jugend zum Opfer zu bringen. Eine Aeußerung dieser Gesinnungen hatte ihm die Verbannung zugezogen. Seine Erinnerungen riefen ihn nach Rußland zurück, wo die Freundschaft des Czars seiner wartete. Alexander, der sich damals mit der Kultur, der Sittigung, dem Anbau, der Befestigung jenes herrlichen Theils seines unermeßlichen Reichs beschäftigte, der vom schwarzen Meere bespült wird, hatte ihm das Generalgouvernement von ganz Neurußland übertragen. Er hatte Odessa, diese Haupt- und Seestadt der Krimm angelegt, gebaut und vergrößert. Während der zehn Jahre einer weisen und gedeihlichen Verwaltung hatte er ein Reich zwischen dem Dnister und dem Kaukasus gegründet. Er hatte nur nöthig gehabt, Wohlthaten zu verbreiten, die natürliche Zunahme der Bevölkerung, das Aufblühen des Handels und der Schifffahrt zu fördern. Er hatte die Natur begriffen, und die Natur hatte ihn unterstützt. Sein Name, den die Entfernung und die Zeitverhältnisse um Vieles größer und glänzender erscheinen ließen, war, wie im Alterthum der Name eines Gründers von Kolonien, eines Stifters von

Geschlechtern, im Morgenlande gesegnet, im Abendlande berühmt.

Der Kontinentalkrieg hatte ihn in das Lager, in den Rath und in den Kreis der Vertrauten Alexanders zurückgeführt.

Im Jahre 1814 und während der hundert Tage war er seinem Souverän und Freund nach Paris, nach Wien, nach Gent gefolgt oder hatte ihn dort vertreten. Gleichzeitig Unterthan zweier Fürsten, Ludwigs XVIII. und Alexander's, war er das Band, welches sie zu vereinigen suchte, um Beiden Dienste zu leisten. Sein Ruf und sein Charakter flößten dem König und den französischen Prinzen ernstliche Achtung ein. Die fremden Armeen und Diplomaten betrachteten ihn als einen jener fleckenlosen Männer, die sich weniger durch Glanz als durch Reinheit auszeichnen. Der französische Adel nannte ihn mit Stolz, die Armee und das Volk mit Achtung. Durch seine langjährige Entfernung von Frankreich allem Haß, aller Schuld, allem Ehrgeiz der Parteien fremd, versprach er Allen jene Leidenschaftslosigkeit und Unparteilichkeit, deren nur Diejenigen sich erfreuen, die nach langer Abwesenheit in ihr Vaterland als Schiedsrichter zurückkehren, erhaben über die Vorwürfe und die Erschlaffung der Revolutionszeiten.

Dieser sittliche Charakter des Herzogs von Richelieu wurde bei ihm durch den vollendetsten äußern Adel und Anstand gehoben, welche bei einem hervorragenden Namen hohe Tugenden durch große Popularität krönen. Sein Antlitz entsprach seinem Namen. Seine Stirn war hoch, sein Auge klar, seine Nase kühn gebogen, sein Mund halb offen. Das griechische Oval seines Gesichts erinnerte an die Schönheit seines Großvaters in dessen Jugend; es hatte jedoch nicht den nämlichen

Ausdruck der Leichtfertigkeit, Kühnheit und Eitelkeit. Man fühlte, daß eine ernste und unheilvolle Revolution den natürlichen Glanz dieses Geschlechts getrübt und ihm das Gepräge des Nachdenkens, der Reife, der Tugend verliehen hatte, die eine Frucht langer Leidenskämpfe ist. Der vorherrschende Charakter seines Gesichts wie seiner Seele war Bescheidenheit. Er war ein Mann, den man stets von seiner eigenen Tüchtigkeit überzeugen mußte und den man nie zur Annahme einer Ehre bewegen konnte, wenn man ihm nicht nachwies, daß dies eine Pflicht sei.

Seine Familie betete ihn an. Zwei Schwestern, die er in Frankreich gelassen hatte und die in Paris wohnten, die Gräfin von Jumilhac und die Marquise von Montcalm, lebten nur in der liebevollen Erinnerung an ihn. Der Salon der Marquise von Montcalm, die aus Geistes- und Herzensbedürfnissen mit der literarischen, aristokratischen und politischen Elite von Paris verkehrte, stand allen Mächten und Berühmtheiten der damaligen Zeit offen. Eine anmuthsvolle und ausgezeichnete Frau, durch Gesichts- und Charakterbildung ihrem Bruder ähnlich, ließ sie sich nur durch die Tugend bestechen und bestach selbst nur durch Geisteswürde und Herzensadel. Ihr Haus war der Sammelplatz der Freunde des Herzogs von Richelieu. Hier erschienen der Hof, das Parlament, die Armee, die Stadt, die Diplomatie Europas. Man spann da keine Intrigue, im vertraulichen Kreise reiften hier die herrlichsten Pläne zur Versöhnung der Parteien, zur Erhaltung der Unabhängigkeit und Würde Frankreichs. Lainé war das bescheidene und patriotische Orakel dieses Hauses. Uebereinstimmendes Naturell und gleiche Liebe zum Guten hatten die beiden Männer, die sich nur

dem Namen nach kannten, unwillkürlich zu einander hingezogen: Lainé, die Tugend des Bürgerthums, Richelieu, der Patriotismus des Adels. Sie ergänzten einander durch ihre Vereinigung.

XVIII.

Es bedurfte großer Anstrengungen, um die Bescheidenheit des Herzogs von Richelieu zu überwinden und ihn unter so verzweifelten Verhältnissen zur Uebernahme einer Verwaltung zu zwingen, die den geschicktesten Händen entschlüpfte. Decazes, Lainé, der König, der Kaiser Alexander selbst triumphirten nur mit Mühe über seine Schüchternheit. Der Patriotismus allein bezwang ihn. Man bewies ihm, daß er allein die Zerstückelung Frankreichs verhindern könne, indem er der Freundschaft des Kaisers Alexander abzwacke, was nach den erfolglosen Bemühungen Talleyrand's kein Anderer als er von demselben zu erlangen sich schmeicheln konnte. Die Thränen und Bitten seiner Schwester erweichten endlich seinen Widerstand. Er willigte ein, die hohe und friedliche Gunst eines Souveräns zu opfern, um sich in die Jämmerlichkeiten, die Niederlagen, die Intriguen und Meinungskämpfe der innern und auswärtigen Parteien zu stürzen, die sich um sein Vaterland stritten.

Das Ministerium wurde folgendermaßen zusammengesetzt: der Herzog von Richelieu, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Konseilpräsident; Corvetto, ein gewandter Finanzmann aus Genua, eben so verwegen, aber vorsichtiger als Law, Finanzminister;

Herr von Vaubanc, ein Neuling in den Staatsgeschäften, obwohl ein ehemaliges Mitglied der gesetzgebenden Versammlungen während der Revolution, Minister des Innern: — seine Berufung war eine Bürgschaft für den Grafen von Artois, dessen Vertrauen er in Gent erworben hatte; Clarke, Herzog von Feltre, Kriegsminister; Barbé Marbois, ein gemischter Charakter, der durch sein Alter beiden Jahrhunderten angehörte, Justizminister; Dubouchage, ein alter Seeoffizier, ein Edelmann aus einem alten Geschlecht der Dauphiné, Marineminister.

Der König hatte seinem Unterhändler und persönlichen Vertrauten Decazes das Ministerium, das ihm in einem solchen Augenblick die ganze Regierung in sich zu fassen schien, das Ministerium der Polizei, dem das Studium und die Leitung der öffentlichen Meinung obliegt, vorbehalten.

XIX.

Kaum war das Ministerium gebildet, als der Herzog von Richelieu, nicht mehr durch diplomatische Noten mit dem Kaiser Alexander unterhandelnd, sondern auf das Herz und die Großmuth desselben wirkend, diesen Souverän durch sein Bitten zu einer entscheidenden Intervention vermochte, um die hartnäckigen Forderungen der feindlichen Mächte zweiten Ranges zum Schweigen zu bringen. England, durch Lord Wellington günstig gestimmt, dessen gesunde Vernunft nur in den Bourbonen Ruhe und nur in der Integrität und Unabhängigkeit ihres Reichs die Möglichkeit einer Bourbonenherrschaft sah, unterstützte den Kaiser

Alexander in den Konferenzen. Die angenommenen Vertragsbedingungen, die, Dank der Schlaffheit des Herrn von Talleyrand und der Ungeduld des Hofes, der um jeden Preis den Thron erlangen wollte, leider über die Grenzen des Nothwendigen hinausgingen, wurden nichts desto weniger so weit gemildert, daß ein Staatsmann sie ertragen, wenn auch nicht eingehen konnte. Richelieu, der trostlos war, daß er nicht mehr erlangen konnte, fand sie noch allzu drückend und weigerte sich hartnäckig, sie zu unterzeichnen.

Der König, der an die bevorstehende Eröffnung der Kammern dachte, die ganz darnach aussahen, als würden sie Rechenschaft von ihm fordern wegen seiner fruchtlosen Bemühungen, den Frieden des Landes zu vermitteln, und der auf der andern Seite sah, wie Oesterreich, Preußen, Holland, die Rheinmächte sein Volk durch die Verheerungen von achtmalhunderttausend Mann zu Grunde richteten, ließ eines Nachts den Herzog von Richelieu durch Decazes holen und bat seinen ersten Minister unter heißen Thränen um das Opfer, das einem Ehrenmann am meisten kostet, um das Opfer seines Namens. Durch die Unterredung mit seinem unglücklichen Herrn gerührt und besiegt, entfernte sich der Herzog und unterzeichnete. In den Zeilen, die er unmittelbar darauf an seine Schwester, Frau von Montcalm, schrieb, die sie Lainé und seinen Freunden mittheilen sollte, macht sich der Schmerz Luft, der das Herz eines redlichen Mannes erfüllt, wenn er sich gezwungen sieht, aus Vaterlandsliebe sein Vaterland zu demüthigen.

„Es ist vollbracht! Ich habe mehr todt, als lebendig meinen Namen unter diesen unseligen Vertrag gesetzt. Ich hatte geschworen, es nicht zu thun, und dies dem

König gesagt. Dieser unglückliche Fürst hat mich unter einem Strom von Thränen beschworen, ihn nicht zu verlassen; ich habe nicht länger gezögert! ich habe den festen Glauben, daß Niemand soviel erlangt haben würde! Frankreich das der Last seiner drückenden Leiden erliegt, forderte gebieterisch eine schnelle Erlösung!"

Es war ein aufrichtiges Gefühl, was den Herzog von Richelieu beseelte. Der König verging vor Schmerz und Scham; Frankreich forderte um jeden Preis den Rückzug der Invasionsheere, die der Krieg auf sein Gebiet zurückgeführt hatte, und wo nicht das Ende, doch die Regelung der Repressalien. Europa hätte Niemandem außer dem Herzog von Richelieu bewilligt, was es Ludwig XVIII. abschlug. Er war in diesem Augenblick der Mittler seines Vaterlands. Wir haben die Karte gesehn, worauf die Grenzen Frankreichs zerrissen waren, um den Mächten die Stücke anzuweisen, die sie unter sich vertheilten.

„Bewahren Sie diese Karte, die ich nur für Sie allein wiederherstellte," sagte der Kaiser von Rußland zu seinem Freunde; „sie wird in Zukunft das Zeugniß Ihrer Dienste und meiner Freundschaft für Frankreich und der schönste Adelstitel Ihres Hauses sein." Seine Neffen bewahren sie in der That noch.

XX.

Dieser Vertrag ließ Frankreich seine Grenzen von 1790, einige Enklaven von geringer Bedeutung und

Savoyen abgerechnet, diese Eroberung der Revolution, die der Vertrag von 1814 nicht angetastet hatte. Er zwang es, siebenhundert Millionen an Europa zu zahlen als Entschädigung für den letzten von Napoleon unternommenen Krieg, fünf Jahre lang ein Okkupationsheer von hundertundfunfzigtausend Mann zu unterhalten, dessen Generalissimus von den verbündeten Mächten ernannt werden sollte, und die Kriegsplätze an diese Sicherheitsgarnison zu übergeben. Diese Okkupation konnte nach drei Jahren aufhören, wenn die Zustände in Frankreich nach dem Urtheil Europa's sich so friedlich gestalteten, daß sie moralische Bürgschaften für die Ruhe boten. Die Kriegsgefangenen sollten ausgeliefert, die siebenhundert Millionen Entschädigungsgelder Tag für Tag bezahlt werden. Außer dieser Kriegsentschädigung mußte Frankreich sich zu einer durch Liquidation auszumittelnden besonderen Entschädigung jeder einzelnen Macht für die Verheerungen, Requisitionen und Gütereinziehungen verstehn, welche die Staaten derselben während der letzten Kriege in Folge der Besatzung durch französische Heere erlitten hatten. Ueberdies wurden Frankreich die Kosten der Besoldung und Unterhaltung der hundertundfunfzigtausend Mann Garnisonstruppen aufgebürdet, welche die Koalition auf seinem Gebiet zurückließ. Die Nationalbuße Frankreichs für die Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba betrug an Geld ungefähr anderthalb Milliarden und kostete ihm an Nationalmacht seine festen Plätze, an Blut sechszigtausend Mann, an Ehre die Auflösung seiner Armee und eine fremde Besatzung, die ein gefesseltes Reich überwachen sollte. So theuer kam das letzte Gelüste Bonaparte's nach dem Thron und dem Kriegsruhm seinem Vaterlande zu stehn. Elf-

malhundertundvierzigtausend fremde Soldaten zerstampften in diesem Augenblick den französischen Boden.

XXI.

Die Mächte fesselten jedoch in dem Augenblick, wo sie das eroberungssüchtige Frankreich auf solche Weise in Banden schlugen, den König zugleich an das konstitutionelle System, das sie ihm durch ihre Rathschläge im Jahre 1814 aufgedrungen hatten und als eine heilsame Nothwendigkeit für die Popularität des französischen Throns betrachteten. Ein seltsames Schauspiel und wohl geeignet dem Staatsmann einen Maßstab zur Beurtheilung des allmälig fortschreitenden Triumphes der Freiheitsgrundsätze in Europa an die Hand zu geben. Die bewaffnete und siegreiche Kontrerevolution legte selbst dem alten Regime Bedingungen einer volksthümlichen Regierung auf.

„Die verbündeten Kabinette,“ — lautete eine der Vertragsbestimmungen, — „finden ihre Gewähr in den aufgeklärten Grundsätzen, den hochherzigen Gesinnungen und den persönlichen Tugenden des Königs. Der König stimmt mit ihnen darin überein, daß es in einem Staate, der ein Vierteljahrhundert lang von Revolutionen zerfleischt worden ist, nicht der Gewalt allein zukommt, die Ruhe in den Geistern, das Vertrauen in den Gemüthern, das Gleichgewicht in dem Gesellschaftskörper wiederherzustellen... Weit entfernt, zu fürchten, der König werde unklugen oder leidenschaftlichen Rathschlägen Gehör schenken und dadurch neue Unruhen, neuen Haß und neue Spaltungen im Lande

hervorrufen, sind die Mächte vielmehr durch die Erklärungen des Königs im Jahre 1814 und namentlich seit seiner Rückkehr beruhigt. Sie wissen, daß der König den Feinden der öffentlichen Wohlfahrt seine Anhänglichkeit an die unter seinen Auspizien erlassenen konstitutionellen Gesetze und seinen deutlich ausgesprochenen Willen, von der Vergangenheit nur das Gute zu behalten, das die Vorsehung selbst aus dem Schooße der öffentlichen Leiden hat hervorgehen lassen, entgegensetzen wird. Nur auf diese Weise werden die Wünsche der verbündeten Kabinette für Erhaltung der konstitutionellen Autorität des Königs von einem vollständigen Erfolge gekrönt werden, und Frankreich wird, auf seinen alten Grundlagen wiederhergestellt, den hervorragenden Platz wieder einnehmen, der ihm im europäischen Staatensystem gebührt."

XXII.

Am selben Tage, wo das vereinigte Europa diesen Vertrag mit Frankreich und dem neuen Geiste schloß, der die Völker zur Theilnahme an der Regierung berief, unterzeichnete der Kaiser Alexander auf Anrathen der Frau von Krüdener, die ihm nach Paris gefolgt war, den Vertrag der heiligen Allianz, der ein Traum seines frommen Gemüths, eine Art von Gesellschaftsvertrag zwischen den Königen war. Dieser Pakt schuf aus den erhabenen Grundsätzen der Brüderlichkeit, die das Christenthum lehrt, einstweilen das Gesetzbuch eines neuen öffentlichen Rechtes zwischen den Fürsten, bis die nämlichen Grundsätze, die später in Frankreich und

durch die Revolution von 1848 Geltung erlangten, das Gesetzbuch für die Völker würden. Er war das neue öffentliche Recht Europa's, für welches eine dem Mystizismus ergebene Frau den mächtigsten Monarchen der Koalition begeistert hatte, und dessen gekrönter Apostel Alexander hatte sein wollen. Die Mächte unterzeichneten ihn aus Gefälligkeit und aus Rücksicht für das Haupt des europäischen Bundes. England allein verweigerte seinen Beitritt aus Achtung vor der Freiheit der christlichen und nichtchristlichen Glaubensbekenntnisse, welche die Grundlage seiner bürgerlichen Gesetzgebung ist. Dieser Vertrag, den die Vorurtheile und Voraussetzungen der liberalen Partei lange Zeit für das wechselseitige Unterpfand gehalten haben, das sich die Könige zur Knechtung der Völker gegeben, war im Prinzip nichts als ein Akt des Glaubens an die Vorsehung, den ein dankbarer Fürst nach der Befreiung des Festlands vollzog, ein Akt, der in den Staatsverträgen die Moral und Billigkeit an die Stelle der Willkür und Gewalt setzen sollte. Wir weihen ihn hier dem Gedächtniß Alexander's.

XXIII.

„Im Namen der allerheiligsten und unsichtbaren Dreieinigkeit.

„JJ. MM. der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen und der Kaiser von Rußland haben in Folge der großen Ereignisse, die in Europa den Verlauf der drei letzten Jahre bezeichnet haben, und hauptsächlich durch die Wohlthaten, welche die göttliche Vor-

sehung in ihrer Gnade über die Staaten ausgegossen hat, deren Regierungen ihr Vertrauen auf sie allein gesetzt haben, die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die Mächte die Handlungsweise, die sie in ihren wechselseitigen Beziehungen zu befolgen haben, einzig und allein auf die erhabenen Wahrheiten stützen müssen, welche die ewige Religion des göttlichen Heilands uns lehrt.

„Sie erklären daher feierlich, daß die gegenwärtige Urkunde keinen andern Zweck hat, als im Angesicht des Weltalls den unerschütterlichen Entschluß auszusprechen, den sie gefaßt haben, nie eine andere Richtschnur, sei es in der Verwaltung ihrer betreffenden Staaten, oder in ihrem politischen Verkehr mit irgend einer andern Regierung, für ihr Verhalten zu nehmen, als die Vorschriften dieser heiligen Religion, Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, die weit entfernt, nur auf das Privatleben anwendbar zu sein, im Gegentheil einen unmittelbaren Einfluß auf die Entschließungen der Fürsten ausüben und alle ihre Schritte leiten sollen, da sie das einzige Mittel sind, um die menschlichen Einrichtungen zu befestigen und ihre Vervollkommnung herbeizuführen.

„Demgemäß haben Ihre Majestäten folgende Artikel mit einander beschlossen:

„1) Den Worten der heiligen Schrift gemäß, die allen Menschen befiehlt, sich als Brüder zu betrachten, werden die drei kontrahirenden Monarchen durch die Bande einer wahren und unauflöslichen Brüderschaft vereinigt bleiben; da sie sich für Söhne eines und desselben Vaterlandes ansehn, werden sie sich bei jeder Gelegenheit und an allen Orten Beistand, Hülfe und Unterstützung leisten; da sie sich gegen ihre Unterthanen und Heere

als Familienväter betrachten, werden sie diese in demselben Geiste der Brüderlichkeit leiten, von dem sie beseelt sind, um die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit zu schützen.

„2) Demzufolge wird sowohl zwischen den genannten Regierungen, als auch zwischen ihren Unterthanen kein anderer Grundsatz gelten, als der, sich gegenseitig Dienste zu leisten, sich durch ein unveränderliches Wohlwollen die gegenseitige Zuneigung zu bezeugen und sich nur als Glieder einer und derselben christlichen Nation zu betrachten, da die drei verbündeten Fürsten sich nur als Bevollmächtigte der Vorsehung ansehn, denen der Auftrag geworden, drei Zweige einer und derselben Familie, Oesterreich, Preußen und Rußland zu regieren, da sie also bekennen, daß die christliche Nation, von der sie und ihre Völker einen Theil bilden, in der That keinen andern Souverän hat, als Ihn, dem allein die Macht gebührt, weil in Ihm allein sich alle Schätze der Liebe, der Erkenntniß und der unendlichen Weisheit finden, nämlich Gott, unsern göttlichen Heiland, Jesus Christus, das Wort des Höchsten, das Wort des Lebens. Ihre Majestäten empfehlen demnach ihren Völkern mit der zärtlichsten Sorgfalt als das einzige Mittel zum Genusse jenes Friedens, der aus einem guten Gewissen entspringt und allein von Dauer ist, sich täglich mehr in den Grundsätzen und in der Ausübung der Pflichten zu bestärken, die der göttliche Heiland den Menschen gelehrt hat.

„3) Alle Mächte, die den heiligen Grundsätzen, welche in der gegenwärtigen Urkunde niedergelegt sind, feierlich beitreten wollen und anerkennen werden, wie hochwichtig es für das Glück der nur zu lange von Stürmen heimgesuchten Nationen ist, daß diese Wahr-

heiten fortan den ganzen Einfluß, der ihnen gebührt, auf die menschlichen Geschicke ausüben, werden mit eben so großer Bereitwilligkeit als Liebe in diesen heiligen Bund aufgenommen werden."

XXIV.

Der König wartete die Unterzeichnung des Pacifikationsvertrags nicht ab, um die Kammern zu eröffnen. Am 30. November begab er sich nach dem Sitzungslokal; auf dem Wege dahin und in der Versammlung selbst wurde er mit einem rasenden Jubel empfangen, der nicht sowohl Liebe zu seiner Person, als Haß gegen seine Feinde weissagte. So rächte man sich für den Jubel der Soldateska, der ihn am 20. März von seinem Thron und aus seinem Palast vertrieben hatte. Die Versammlung, welche fast gänzlich aus Hofleuten, Emigranten, Schriftstellern oder Journalisten der alten Zeit, Landedelleuten und Royalisten aus den Departements bestand, die der öffentliche Zorn beauftragt hatte, Frankreich an der Revolution und dem Kaiserthum zu rächen, bot den Anblick eines andern, aus den Trümmern der Invasion neuerstandenen Frankreichs dar.

Die Damen des Hofs, der hohen Aristokratie und der Stadt, stets leidenschaftlicher als die Männer, füllten die Tribünen, klatschten in die Hände, vergossen Thränen, schwangen weiße Taschentücher und mischten in dieses an sich traurige Schauspiel die Aufregung einer unheimlichen Freude, die in diesem Augenblick

Jubelrufe, bald aber Blut forderte. In den höhern Kreisen der Gesellschaft, wie in den niedern Schichten des Volkes werden die schwachen und schüchternen Frauen leicht grausam. Ihre Liebe bedarf der Idole und ihr Haß der Opfer. Der Ausdruck dieser Begeisterung der Frauen der aristokratischen Welt auf den Tribünen ließ schon die nahen Forderungen ihres Royalismus ahnen. Er entzückte die Augen und erschreckte die Herzen. Der König schien, nach dem zufriedenen und doch düstern und schwermüthigen Ausdruck seines Gesichts zu schließen, dieses Uebermaß von Liebe zu fürchten, während er sich daran labte.

Sein Bruder strahlte von Vertrauen und munterte durch seine Blicke zu diesen Kundgebungen auf. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er sich im Element seiner kontrerevolutionären Ansichten. Für ihn schlugen die Herzen der Kammer. Er sah in ihr seine Partei und glaubte, diese Partei sei Frankreich.

Der Herzog von Berry zeigte die Loyalität und Sorglosigkeit eines Soldaten. Der Herzog von Angoulême, der sich nach dem König, seinem Oheim, richtete, und der so eben Zeuge der Wuthausbrüche des Südens gewesen war, schien traurig, in sich gekehrt und zurückhaltend. Dieser Prinz, den sein Aeußeres wenig empfahl, verbarg unter seiner Schüchternheit und Bescheidenheit mehr politischen Verstand und wahre Mäßigung, als seine Familie. Der Hof blickte auf ihn mit Verachtung, weil er seine Leidenschaften nicht theilte; das Volk verehrte ihn, weil es hinter der Mißgestalt seines Gesichts die Gesinnungen eines Germanicus in ihm entdeckte. Der König liebte ihn als einen Zögling, in dessen Geist er seine Traurigkeit und seine

Lehren ausgoß. Er lehnte sich hingebend auf seinen Arm.

XXV.

Als endlich das neugierige Geflüster einem erwartungsvollen Schweigen Platz gemacht hatte in dieser Versammlung, wo der durch einen Militäraufstand geächtete König sein Herz vor der freien und begeisterten Vertretung seines Volks ausschütten wollte, sprach derselbe also:

„Als ich im vorigen Jahre zum ersten Male die Kammern einberief, schätzte ich mich glücklich, Frankreich durch einen ehrenvollen Vertrag den Frieden wiedergegeben zu haben.

„Es begann, die Früchte desselben zu genießen; alle Quellen des öffentlichen Wohlstandes öffneten sich wieder.

„Ein frevelhaftes Unternehmen, durch den unbegreiflichsten Treubruch unterstützt, hat plötzlich diese gedeihliche Entwicklung der Dinge unterbrochen.

„Die Drangsale, welche diese schnell vorübergehende Gewaltanmaßung über unser Vaterland gebracht hat, erfüllen mich mit tiefem Kummer; gleichwohl muß ich bekennen, daß ich die Vorsehung preisen würde, wenn es möglich gewesen wäre, daß sie mich allein getroffen hätten.

„Die Beweise der Liebe, die mein Volk selbst in den kritischsten Augenblicken mir gegeben hat, haben mich in meinen persönlichen Leiden getröstet; aber die Leiden meiner Unterthanen, meiner Kinder, liegen schwer auf meinem Herzen.

„Um diesem Zustand der Ungewißheit, der drückender ist als der Krieg selbst, ein Ende zu machen, habe ich mit den Mächten, die jetzt einen Theil unseres Gebiets besetzt halten, nachdem sie den Usurpator gestürzt haben, einen Vertrag schließen müssen, der unsere gegenwärtigen und zukünftigen Beziehungen zu ihnen regelt.

„Er wird Ihnen ohne alle Beschränkung mitgetheilt werden, sobald er seine letzte Form erhalten hat.

„Sie werden mit ganz Frankreich den tiefen Schmerz ermessen, den ich empfinden mußte; aber die Wohlfahrt meines Reichs machte diesen großen Entschluß nothwendig, und als ich ihn faßte, fühlte ich die Pflichten, die er mir auferlegte.

„Ich habe befohlen, daß in diesem Jahre ein beträchtlicher Theil meines Einkommens aus der Kasse der Civilliste in den Staatsschatz fließen soll. Meine Familie hatte kaum von diesem Entschlusse gehört, als sie mir eine verhältnißmäßige Beisteuer anbot.

„Ich werde Befehl geben, in ähnlicher Weise die Gehalte und den Aufwand für meine sämmtlichen Diener ohne Unterschied zu vermindern. Ich werde stets bereit sein, zu den Opfern beizutragen, die durch schmerzliche Verhältnisse meinem Volke auferlegt werden.

„Die Etats werden Ihnen vorgelegt werden, und Sie werden die Wichtigkeit der Ersparnisse erkennen, die ich in den Departements meiner Minister und in allen Theilen der Verwaltung anbefohlen habe.

„Wohl uns, wenn diese Maßregeln für die Lasten des Staats ausreichen! In allen Fällen zähle ich auf die Treue der Nation und auf den Eifer der beiden Kammern.

„Aber noch andere süßere und nicht weniger wichtige Sorgen versammeln dieselben heute. Um Ihren Berathungen mehr Gewicht zu geben und selbst mehr Belehrung daraus zu schöpfen, habe ich neue Pairs ernannt und die Zahl der Abgeordneten der Departements vermehrt.

„Ich hoffe in meiner Wahl glücklich gewesen zu sein; der Eifer der Abgeordneten unter so schwierigen Verhältnissen ist auch ein Beweis, daß sie von aufrichtiger Anhänglichkeit an meine Person und von glühender Liebe zum Vaterlande beseelt sind.

„Darum sehe ich Sie mit herzlicher Freude und vollem Vertrauen um mich versammelt, denn ich bin überzeugt, daß Sie die Grundlagen der Wohlfahrt des Staats, offene und ehrliche Einigkeit der Kammern und der Krone und Achtung für die konstitutionelle Charte, nie aus den Augen verlieren werden.

„Diese Charte, die ich sorgfältig geprüft habe, ehe ich sie gab, an die mich das Nachdenken täglich mehr fesselt, die ich aufrecht zu halten geschworen und der Sie Alle, von meiner Familie an, Gehorsam schwören werden, ist ohne Zweifel, wie alle menschlichen Einrichtungen, der Vervollkommnung fähig; aber Keiner von uns darf vergessen, daß dem Vortheil der Verbesserung die Gefahr der Neuerung zur Seite steht.

„Andere wichtige Gegenstände bieten sich in hinreichender Menge Ihren Arbeiten dar.

„Die Religion wieder zur Blüthe zu bringen, die Sitten zu läutern, die Freiheit auf die Achtung vor den Gesetzen zu gründen, dieselben mehr und mehr mit diesen großen Absichten in Einklang zu setzen, dem Kredit Festigkeit zu geben, die Armee neuzubilden, die zahllosen Wunden zu heilen, die unserem Vaterland

geschlagen worden sind, endlich die Ruhe im Innern zu sichern und dadurch Frankreich in der Achtung des Auslandes zu heben: — dies sind die Aufgaben, denen wir Alle unsere Kräfte weihen müssen.

„Ich schmeichle mir nicht, daß so viel Gutes das Werk einer Sitzung sein könne; aber wenn sich am Ende der gegenwärtigen Gesetzgebung herausstellt, daß wir uns diesem Ziele genähert haben, so dürfen wir mit uns zufrieden sein. Ich werde Nichts dabei sparen, und um es zu erreichen, zähle ich, meine Herren, auf Ihre thätigste Mitwirkung."

XXVI.

Trauer, Bestürzung, Hoffnung, Ergebung, Liebe und Zorn hatten auf den düstern, niedergeschlagenen, erheiterten, gerührten und erbitterten Gesichtern der Versammlung und der Tribünen bei den verschiedenen Paragraphen der Rede des Königs gewechselt. Thränen rollten aus den Augen der Abgeordneten der Departements und der Städte, die vom französischen Gebiet ausgeschlossen werden sollten. Das Vaterland wollte selbst im Unglück alle seine Kinder behalten. Man kannte im Publikum das Maß der Opfer noch nicht, die dem Herzen Frankreichs auferlegt worden. Man zitterte, sie zu erfahren. Die Verpflichtungen, die der König und seine Familie gegen die Charte übernahmen, rief auf den Tribünen wenn nicht Murren, doch Geflüster hervor. Alles, was das Königthum beschränkte, beschränkte ihren Enthusiasmus und erinnerte an einen Vertrag mit der Revolution. Die Regierung

sollte nach der Meinung der Salons jener Zeit nur der Triumph über die Dinge und Menschen sein, die ihnen verhaßte Erinnerungen zurückriefen.

Die Vergangenheit sollte mit dem König wiedererstehen, ohne mit der Zukunft gemischt oder durch dieselbe bedingt zu sein. Zugeständnisse erschienen ihnen als Schwäche, Weisheit als Feigheit. Niemanden gelüstet es mehr, ohne Mäßigung zu regieren, als Parteien ohne Kraft, die eben erst ohnmächtig zusammengesunken sind. Sie glauben ihre Demüthigung durch Frechheit verwischen zu können.

In einer ähnlichen Lage befand sich damals jener Theil der erbitterten Aristokratie, die nach dem Aventinischen Berge des Adels zurückgekehrt war, den man den Faubourg Saint-Germain nannte. Zorn und Hoffnung verdrehten ihm den Kopf. Der Geist der Emigration rächte sich durch Worte an Frankreich. Nachdem er geächtet worden war, wollte er wiederum ächten; der König sollte ihm nicht Zügel, sondern Werkzeug sein. Für den Grafen von Artois und die zahlreichen Abgeordneten seiner Partei hatte er Beifallsrufe, lächelnde Mienen, Zeichen des Einverständnisses, die ihnen sagten: „Regiert frisch darauf los, unser Herz ist mit euch!"

XXVII.

Gleich sehr besorgt für seinen Ruf als gebildeter Fürst wie als gesetzgebender König, hatte Ludwig XVIII. diese den Verhältnissen und den Ereignissen völlig angemessene Rede selbst verfaßt und eigenhändig geschrieben. Sie beurkundete seinen Takt bei feierlichen Ge-

legenheiten und sein Verständniß der öffentlichen Meinung. Ehe der König sie hielt, hatte er sie seinem Ministerrath und seiner Familie vorgelesen; er hatte verlangt, daß der Graf von Artois, der Fürst von Condé, der Herzog von Angoulême, der Herzog von Berry und sämmtliche Prinzen seines Hauses bei der Rückkehr aus ihrer zweiten Verbannung gleich ihm den Eid auf die Charte, den sie am 18. März geleistet hatten, erneuern sollten. Diese Verpflichtung, die man jetzt in voller Freiheit und unter dem Schutze von zwölfmalhunderttausend Bayonetten übernahm, die das Gewissen gegen jeden Zwang von Seiten des Volks sicherstellten, erschien dem König als ein Akt, der eine sehr sittliche Würde und eine hochherzige Politik beurkundete. Ueberdies hatte er den Ehrgeiz, den einzigen, der ihm in seinen Jahren und bei seinem Naturell gestattet war, nicht blos als Monarch, sondern auch als Begründer von Staatseinrichtungen in der Geschichte fortzuleben. Er wollte, daß seine Erben im Angesicht der Nation und Europa's die Verpflichtung übernähmen, seine Institutionen zu achten.

Der Graf von Artois hatte einen Augenblick geschwankt. Eingefleischte Royalisten und einige überspannte Bischöfe in seiner Umgebung widerriethen ihm den Eid auf die Charte, da sie der göttlichen Autorität, die mit dem königlichen Blut seine Adern durchströme, mit dem heiligen Salböl auf sein Haupt träufle, menschliche Grenzen stecke. Der Theil der Geistlichkeit, der sich gegen das Konkordat sträubte und mit der Einheit der Gewalt auch die Einheit des Kultus wiederherstellen wollte, machte ihm ein Gewissen aus einer Charte, welche die Religionsübungen der Dissidenten

duldete. Der alterschwache Fürst von Condé, der die Revolution auf den Schlachtfeldern stets nur anerkannt hatte, um sie zu bekämpfen, weigerte sich ebenfalls, dieser Revolution einen Eid zu leisten. Die alten Höflinge und die Frauen seiner Umgebung riethen ihm, seine Abwesenheit mit seiner Kränklichkeit zu entschuldigen.

Diese Prinzen gaben endlich weniger den Bitten des Königs, als den Vorstellungen Europa's nach. Sie erhoben die Hand bei den Verheißungen ihres Oberhauptes, das im Namen seiner Dynastie sprach. Ihre Gewissensskrupel und ihre Unzufriedenheit verriethen sich jedoch durch ihre Freunde in beiden Kammern in dem Augenblick, wo der Herzog von Richelieu vor dem König die Namen der Pairs und der Abgeordneten aufrief, um ihnen den Eid abzunehmen. Der Graf Jules von Polignac, ein junger Mann, der zu den vertrautesten Höflingen des Grafen von Artois gehörte und sich seiner väterlichen Huld erfreute, verweigerte den Eid. Herr von La Bourdonnaie, der Kardinal von Périgord, der Marschall von Vioménil antworteten nur durch ihr Schweigen auf den Namensaufruf. Ein Abgeordneter von Montauban, Namens Domingon, erhob sich und verlangte das Wort, um sich über seine Weigerung zu erklären. In seiner zwiefachen Verlegenheit, dem Gewissen eines Abgeordneten das Wort zu verweigern und den König eine Reklamation vernehmen zu lassen, die eine Beleidigung sein konnte, sah der Herzog von Richelieu den König an und antwortete, durch dessen Gebehrde belehrt, die unvordenklichen Gebräuche der Monarchie verböten den Unterthanen, in Gegenwart des Fürsten ohne dessen Erlaubniß zu sprechen.

Diese Zeichen von innerlicher Empörung gegen den Geist der Charte genügten dem Grafen von Artois und seinem Hofe. Sie enthielten eine stillschweigende Verwahrung oder Vorbehalte, welche die Zeit unter den Trümmern dieser Freiheiten zur Reife bringen konnte. Der König sah an ihrer geringen Anzahl, daß die Nation fast einmüthig seine Weisheit anerkannte. Seine Rückkehr in die Tuilerien war ein populärer Triumph, der ihn hinlänglich an der Kälte und an dem Murren seines eigenen Hofes rächte. Ein Theil der Aristokratie und der Kirche hatten protestirt, die Masse der Nation stimmte bei und jubelte. Fester in seinen Entschlüssen, als man damals dachte, entzog sich dieser Fürst bereits mit beharrlicher Energie den Zumuthungen seiner Familie, der Adelskaste und der Geistlichkeit, um seinen Stützpunkt in der öffentlichen Vernunft und seine Popularität in der Zukunft zu suchen. Seine Familie war ihm gram, die Emigration aufsässig, die Kirche unzufrieden, sein Volk freundlich und dankbar.

XXVIII.

Den parlamentarischen Gebräuchen gemäß schlug die Kammer drei Kandidaten vor, unter denen der König selbst den Präsidenten der Versammlung bezeichnen sollte. Lainé, durch den Bürgermuth ausgezeichnet, den er innerhalb fünfzehn Monaten zweimal selbst mit Lebensgefahr gezeigt hatte, war der größte Bürger der Nation. Die Versammlung, damals noch gerecht, weil sie neu war, gab Lainé einhellig ihre

Stimme. Der König war glücklich, den Mann der Freiheit gegen die Tyrannei, den Mann des Rechts gegen die Empörung wählen zu können. In Lainé verkörperte sich eine freisinnige Charte. Niemand konnte das Volk besser vor seinem Könige, den liberalen König besser vor einem freien Volke vertreten. Er war der Bürger als treuer Unterthan, der treue Unterthan als Bürger, der Mann der beiden Zeitalter. Diese Wahl wurde von allen Seiten mit Beifall aufgenommen. Sie war mehr als eine Erklärung, sie war ein Symbol.

XXIX.

„Meine Herren," sprach Lainé, als er von der Präsidentschaft Besitz nahm, „das überwiegende Gefühl der Franzosen, das Gefühl, in welches Sie sich ganz versenken, das Gefühl der Leiden des Vaterlandes macht die Dankbarkeit in mir verstummen. Wer könnte auch in der gemeinsamen Noth andere Wünsche nähren, andere Gedanken hegen, als daß die Leiden möchten gelindert werden, die seit acht Monaten den König und Frankreich niederbeugen? Eine große Hoffnung ist uns jedoch zu Theil geworden. Der feierliche Eid, der in diesen Räumen geleistet wurde, berechtigt uns zu dem Glauben, daß die Streitigkeiten über die politischen Fragen endlich verstummen werden vor einer Charte, welche die Parteien wieder einigt und die Interessen beruhigt. Zeigen wir, daß ein gemeinschaftliches Unglück die Charaktere erhebt! ... Ueberlassen wir es Gott, der dieses Volk heimsucht, die Könige zu richten, und umgeben wir den unsrigen mit aller Macht,

deren er bedarf, um die Leidenschaften zu ersticken, die Streitigkeiten zu schlichten, Frankreich in Achtung zu setzen und die Freiheit zu schützen!"

Die Kammer, nicht eben würdig, diese Worte zu hören, und unfähig, sie zu verstehen, antwortete auf die Rede des Königs in einem Tone gezwungener Entsagung und Milde, der gleich beim ersten Akt verrieth, daß sie der Krone ihre Rachegedanken und ihre Repressalien aufnöthigen und die Regierung derselben nur unter der Bedingung, sie zu beherrschen, achten würde.

„Mitten unter den Wünschen für die Eintracht," — sagte die Kammer, — „ist es unsere Pflicht, Ihre Gerechtigkeit gegen Diejenigen anzusprechen, die den Thron in Gefahr gebracht haben; Ihre Milde ist ohne Grenzen gewesen, wir bitten Sie nicht um Zurücknahme derselben, aber wir beschwören Sie im Namen des Volks, dieses Opfers von Leiden, deren Gewicht es zu Boden drückt, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen von dem Punkte an, wo die Milde stehen geblieben ist. Mögen Diejenigen, welche sich, durch die Straflosigkeit ermuthigt, noch heute nicht scheuen, mit ihrer Rebellion zu prahlen, der gerechten Strenge der Justiz überliefert werden. Die Kammer wird eifrig an der Vollendung der Gesetze arbeiten helfen, die zur Erfüllung dieses Wunsches nothwendig sind. Vertrauen Sie Ihre Autorität nur reinen Händen an!"

Der erste Wunsch verrieth eine Sucht nach strengen Maßregeln, der zweite ein Gelüste, die königliche Macht sich anzumaßen. Die „reinen Hände," eine Anspielung auf Fouché und Talleyrand, waren eine Beleidigung für den Fürsten in Form eines Raths. Der König fühlte sie im Innersten seines Herzens. Er

fing an, mehr von seinen Freunden als von seinen Feinden zu fürchten.

Die Pairskammer, in welche Talleyrand gemäßigtere, der Revolution kundigere, aber servilere Männer gebracht hatte, wagte der Sprache der Kammer weder entgegenzutreten, noch beizupflichten. Sie suchte den Mantel nach dem Winde zu hängen. In einer unklaren Adresse, worin sie den Mangel an Gedanken durch leere Phrasen verdeckte, stammelte sie eine Antwort auf die Rede des Königs.

XXX.

Die Gesinnungen der Abgeordnetenkammer, ganz in Einklang mit den Ansichten und Rachegedanken des Grafen von Artois und der künftig zu erwartenden Regierung, die diesen Prinzen umgab, beherrschten bald die Regierung des Königs und zwangen ihn, durch strenge Gesetze die Leidenschaft der Häupter der royalistischen Partei zu befriedigen.

Der Herzog von Richelieu, der in die Konferenzen und Unterhandlungen mit den Mächten wegen Räumung des französischen Gebiets vertieft war, konnte den auswärtigen Kabinetten diese Maßregeln der Strenge nicht abschlagen, die man Vorsichtsmaßregeln nannte. Er überließ jedoch seinen Kollegen, den Ministern des Kriegs, des Innern, der Justiz und der Polizei, die Initiative der Gesetze und Maßregeln und die Leitung der Kammern. Frankreich die Unabhängigkeit wiederzugeben; die Einigkeit unter den verschiedenen Mitgliedern der königlichen Familie durch bedeu-

tende Zugeständnisse im Kabinet zu erhalten, die geeignet wären, Parteiungen im Palast zu verhüten; dem König eine persönliche Armee zu schaffen, die ihn später von den Prätorianern Napoleons befreien könnte; den unklugen und bereits grausamen Eifer des Royalismus zu mäßigen und zugleich den aufrührerischen Geist in der revolutionären Partei zu bändigen; im unruhigen Süden die Herrschaft der Gesetze wieder an die Stelle der blutdürstigen Wuth der Parteien treten zu lassen; die Eintracht zwischen der Regierung und den Kammern zu erhalten, so lange diese Eintracht der Regierung keine Feigheiten oder Verbrechen kosten würde; den Emigranten zu schmeicheln, während man sie im Zaume hielt; das Volk zu beruhigen; die durch den Krieg und den Preis, womit der Friede hatte erkauft werden müssen, zerrütteten Finanzen wieder herzustellen; den öffentlichen Kredit wieder zu heben und von ihm das Lösegeld des Vaterlands zu verlangen, indem man einen Theil von der Last der Gegenwart auf die Zukunft wälzte; in allem Uebrigen Vieles dem Könige, seinem Bruder, der Zeit, den Ereignissen, dem freien Spiele der Meinungen in den Kammern, der allmäligen Erkaltung der Leidenschaften, jener Erschlaffung, die in der Geschichte den großen Konvulsionen der Völker folgen, zu überlassen: — dies war der herrschende Gedanke des Herzogs von Richelieu.

Sein Naturell, seine Eigenschaften, seine Gewohnheiten befähigten ihn weder zu den Einzelnheiten der Verwaltung, noch zu den Kunstgriffen der Intrigue, noch zu den Schmeicheleien des Hofes, noch zu den Wortkämpfen auf der Rednerbühne mit den Parteien. Er war mehr ein klarsehender, als ein geübter, mehr ein generalisirender, als ein thätiger Geist. Er bedurfte

im Rathe Hände, die ihm dienten, Stimmen, die ihm Aufklärung gaben. Er verließ sich auf diese Hände und Stimmen, vor allem auf Decazes.

XXXI.

Der Konseil, obgleich einstimmig royalistisch, theilte sich in zwei Parteien von verschiedener Meinung. Herr von Vaublanc, der Herzog von Feltre, Dubouchage gehörten vermöge ihres übertriebenen Eifers zur Partei des Grafen von Artois; sie förderten die Gewaltthätigkeiten dieser Partei durch ihre sämmtlichen Rundschreiben und Operationen; Herr von Richelieu, Decazes, Herr von Barbé-Marbois und Corvetto gehörten der Partei des Königs an. Beide Parteien vereinigten sich jedoch im Konseil zu einem gemeinschaftlichen Eifer für die Befestigung des Throns.

Der König selbst, obwohl aufgeklärter als sein Bruder und gemäßigter als seine eigene Partei, brachte aus seiner zweiten Verbannung eine gewisse Reue über seine Milde im Jahre 1814 und eine gewisse Neigung zu einer strengeren Regierung zurück, die sehr natürlich bei einem Manne sind, der noch vor Kurzem solche Treulosigkeiten und Beschimpfungen ertragen hatte. Das Ausland, die Nation, seine Familie verlangten von ihm Bürgschaften gegen die Wiederkehr der Drangsale, die auf Allen lasteten. Man klagte laut seine Schlaffheit an. Es lag ihm daran, zu beweisen, daß er stark sei. Ein royalistischer Wetteifer herrschte in diesem Augenblick zwischen seinem Hofe und ihm. Er wollte nicht zu weit hinter seinen Anhängern zurück-

bleiben, aus Furcht, sie möchten in seinem Bruder eine Verkörperung des Throns suchen, die sich an seinem eigenen Hofe gegen ihn erheben würde. Er schien deshalb mit Bereitwilligkeit den Anforderungen zur Strenge nachzugeben, die von der Rednerbühne, den Tagesblättern, den Salons und den Zirkeln der royalistischen Abgeordeten unablässig an seine Minister ergingen.

Drei Gesetzentwürfe wurden in diesem Sinne im Schooße der Regierung berathen und den Kammern vorgelegt: ein Gesetz gegen aufrührerische Rufe, ein Gesetz, das die Garantien für die persönliche Freiheit der Staatsbürger suspendirte, endlich ein Gesetz, welches die alten Prevotalgerichtshöfe, eine Art Revolutionstribunale der Monarchie, wieder herstellte.

XXXII.

Das erste dieser Gesetze bedrohte die Urheber aufrührerischer Rufe mit langwierigen Gefängnißstrafen. Der Eingang schmähte die der Restauration feindlich gesinnten Parteien in den bittersten Ausdrücken. Die Kammer nahm es kalt auf als ein bleiches Abbild ihrer Rachegefühle. Das zweite, welches Haß und Feindschaft gegen die Revolution athmete, entlockte den parlamentarischen Parteien, deren Forderungen es befriedigte, Zeichen des Beifalls. Es verlieh der Polizei die zeitweilige Diktatur über die Freiheit der Bürger. Die Regierung selbst fand diese Diktatur zu unumschränkt; allein die Privatgewaltthätigkeiten, die den Süden mit Blut überschwemmten, machten es in jenem Augenblick den Ministern zur Nothwendigkeit, die Willkür in die

Hände der Regierung zu legen, um sie den Einzelnen zu entreißen. Es barg sich sogar eine menschenfreundliche Absicht unter dieser scheinbaren Strenge. Durch das Gefängniß wollte man die Opfer vor Meuchelmord schützen. Die Diskussion, schüchtern auf Seite der Opposition, war unversöhnlich auf Seite der überspannten Royalisten. Herr von Argenson, der den Muth gehabt hatte, von dem Blute der Protestanten zu sprechen, das im südlichen Frankreich floß, wurde unter Geschrei zur Ordnung gerufen, als wäre die Hinweisung auf das Verbrechen ein Verbrechen für die Ohren, die Nichts hören wollten.

„Glauben Sie denn hier noch auf dem Maifelde zu sein?“ rief man ihm zu. Herr von Vaublanc bekämpfte, nicht mit der ruhigen Autorität des Ministers, sondern mit der leidenschaftlichen Deklamation eines Neubekehrten am Hofe, die Einwendungen des Herrn von Argenson. „Eine außerordentliche Gewalt thut noth, die über die Wohlfahrt des Staats wacht. Die ungeheure Mehrheit Frankreichs will ihren König!“ rief er. Der Ruf: „Es lebe der König!“ antwortete ihm von allen monarchischen Bänken. Man diskutirte nicht mehr durch Reden, sondern durch Gebehrden und Geschrei. Das Gesetz wurde angenommen; kaum fünfzig Stimmen protestirten gegen das Uebermaß seiner Vorsichtsmaßregeln. Die Freiheit der Bürger war der Polizei preisgegeben.

XXXIII.

Bei der Berathung des Gesetzes verlangten die Royalisten, welche die Deportation zu milde fanden,

mit lautem Geschrei die Todesstrafe. „Die Todesstrafe gegen die Elenden, welche die rechtmäßige Regierung zu bekämpfen suchten," sagte Humbert von Sesmaisons bei der Abstimmung. „Die Todesstrafe gegen Diejenigen, welche eine andere als die weiße Fahne aufpflanzen werden," äußerte Piet. „Lebenslängliche Galeerenstrafe," versetzte Josse de Beauvoir; „seit der Rückkehr des Königs streichelt man das Verbrechen, statt es zu geißeln!" — „Nein, nein, die Todesstrafe!" wiederholte Herr von Sesmaisons. „Die Strafe der Vatermörder!" setzte Bouin hinzu. Diese Wuthausbrüche steigerten sich wechselseitig, als ob man wetteifern wollte, dem Königthum Bürgschaften zu geben. Jeder schien bei der Abstimmung der Geschichte seinen Namen als einen Fehdehandschuh gegen die Menschlichkeit hinzuwerfen. Man verbarg seinen Grimm nicht, man machte sich daraus einen Rechtstitel vor der Zukunft, einen Ruhm vor der eigenen Partei. Die Zukunft hat in der That diese Rechtstitel aufbewahrt und entscheidet heute darüber.

XXXIV.

Am 17. November berathschlagte man über das Gesetz bezüglich der Prevotalgerichtshöfe, diese Gerichtsbarkeit ohne Gewähr wie die Willkür, ohne Appellation wie die Leidenschaft, ohne Gnade wie der Tod. Jedes Departement sollte ein solches Gericht bekommen, das aus einem „Prevot" oder Oberrichter und vier Beisitzern bestand. Ihrem Richterspruch waren sämmtliche politische Verbrechen unterworfen: Kom-

plotte, Aufreizungen, öffentliche Beleidigungen des Königs und seiner Familie. Die Strafen waren eben so weitschichtig, wie das Gesetzbuch, und steigerten sich von einfachen Geldbußen bis zur Todesstrafe. Der Gerichtspräsident ermittelte das Verbrechen und erhob die Anklage, sodann wurde die Untersuchung eröffnet und binnen vierundzwanzig Stunden beendigt, worauf man ungesäumt das Urtheil fällte und ohne Berufung vollstreckte. Der bloße Verdacht war zum Verbrechen erhoben.

Die blutige Bahn, die man betreten hatte, war so schlüpfrig und der Ingrimm des Publikums ahnte so wenig die Reue, welche solche Gesetze später im Gewissen der Völker erwecken, daß zwei Männer, die sich in der Folge durch ihre Kenntnisse und durch den Adel und die Mäßigung ihres Charakters hervorthaten, Cuvier, für immer berühmt in der Wissenschaft, und Royer-Collard, das Muster eines philosophischen Staatsmannes, dieses Gesetz als eine Nothwendigkeit des Tages unterstützten. Von seinem wüthenden Royalismus hingerissen, der ihn nur in seiner Sache Gerechtigkeit erblicken ließ, verlangte sogar ein Abgeordneter, daß man einen Theil der übrigen Gerichte aufheben und die Unabsetzbarkeit der Richter auf ein Jahr abschaffen sollte, um die Furcht vor einer Entlassung auf ihren Urtheilssprüchen lasten zu lassen.

Dies hieß den Schrecken bis in die Seele der Richter verbreiten, wo die Weisheit überall die Unparteilichkeit unter den Schutz der Unabhängigkeit von der Regierung gestellt hat. Eine Menge derartiger Anträge stachelten die Leidenschaften noch mehr auf.

XXXV.

Die Pairskammer ließ bei der Berathung dieser Gesetze Gewissensskrupel und Protestationen durch den Mund der nämlichen Männer laut werden, die unter dem Konvent dem Schwert der andern Parteien getrotzt hatten. Der revolutionäre Heldengeist findet sich nicht bei Männern des Extrems, sondern bei gemäßigten Männern. Lanjuinais war in der Pairskammer derselbe, der er Angesichts der Schreckensherrschaft gewesen war. Er wagte seinen Freunden die Wahrheit zu sagen, wie er sie seinen Feinden gesagt hatte.

„Euer Gesetz ist ungerecht, weil es aus dem Verdacht ein Verbrechen macht, weil es den Verdächtigen vor die Richter stellt, die von dem Ankläger abhängen. Es ist das Gesetz von 1793, noch besser darauf berechnet, jedes Gemüth einzuschüchtern, um die Gewissen Aller zu knechten. Rom und selbst England hatten zur Zeit der öffentlichen Gefahren nicht solche Gesetze.“ Die Pairs, abwechselnd Opfer und Werkzeuge der Willkür, die man von ihnen verlangte, ergrimmten ob der Worte Lanjuinais', wie die Leidenschaft ergrimmt, wenn man sie durch eine Wahrheit stört.

Boissy d'Anglas, Marmont, Lenoir Laroche leugneten zwar nicht die Nothwendigkeit strenger Gesetze, suchten aber die Willkür und Unverantwortlichkeit dieser Gerichtshöfe zu beschränken. Fontanes, ein gebildeter und sanfter Mann, aber ein Anhänger des Despotismus unter allen Namen, vertheidigte sie durch jenen ewigen Grundsatz, der jede Diktatur rechtfertigt: daß das erste Bedürfniß jeder bürgerlichen Gesellschaft die Ordnung und nicht die Freiheit sei, ein wahres Axiom

für die Zeiten und Menschen, welche Ordnung und Recht trennen, die bei vollkommen gesitteten Zuständen unzertrennlich sind. Der Herzog von Brissac, in derselben Schule des Kaiserreichs erzogen, fand diese Gesetze zu nachsichtig. Unter der Restauration gingen die härtesten Vorschläge fast immer von Männern aus, die sich der Herrschaft Napoleon's gefügt hatten und an dem Kaiserregiment mit schuld waren.

Das Gesetz wurde von dieser Versammlung mit dem unverhehlten Bedauern angenommen, daß sie nicht unbeschränktere und wirksamere Gesetze zu beschließen hatte. Es lag am Tage, daß die Pairskammer den Gewaltthätigkeiten der Abgeordnetenkammer weder Mäßigung noch Hindernisse entgegensetzen würde. Talleyrand und Fouché hatten mit den lebendigen Ueberresten aller revolutionären Regierungen und aller Höfe weder den Bürgermuth, noch die Unabhängigkeit und Würde des Charakters in diesen Senat eingeführt. Die Kammer der Abgeordneten besaß die Leidenschaften der Zeit, die Pairskammer den Knechtsinn derselben. Sie war das Gewahrsam für dreißig Revolutionsjahre, die Zuflucht, wo die Höflinge von Hartwell, die Schleppträger Napoleon's, die Revolutionsmänner von 89, die Gesetzgeber des Kaiserreichs, die erschöpften Kriegsmänner nur in gemeinschaftlicher Erschlaffung und in niedriger Gefälligkeit gegen alle Gewalten zusammentrafen, die sie in ihren Titeln, ihrem Vermögen, ihren Würden und ihrer Ruhe schützten.

Die wenigen Ausnahmen bildeten mehr einen Kontrast, als eine Opposition gegen den allgemeinen Geist der Unterwürfigkeit und Schmeichelei. Die Nationalaristokratie bestand nicht mehr. Der Kardinal von Richelieu hatte sie getödtet; sie konnte in Frankreich

in einem Senate nur durch die Hofaristokratie ersetzt werden, die zur Kriecherei, nicht zum Widerstand geschaffen war.

XXXVI.

Der Herzog von Fitz-James, ein Abkömmling der Stuarts, dem Grafen von Artois ergeben, ein Mann von offnem Kopf, warmen Herzen, edler Seele und natürlicher Beredtsamkeit, mehr als irgend ein Anderer von den Freunden des Prinzen geeignet, eine Rolle im Parlament zu spielen und die Stimme und die Lehren Cazalès' wieder in's Gedächtniß zu rufen, versuchte den Herzog von Angoulême populär zu machen, indem er der Kammer vorschlug, diesem Prinzen Glück zu wünschen, daß er den Süden vor dem Einfall der Spanier bewahrt. Der Prinz verdiente dieses Lob.

Der Graf von Artois lehnte es mit einem Anstand und einer natürlichen Bescheidenheit ab, die Frankreich rührten. „Verzeihen Sie," sprach er, zum ersten Mal in seinem Leben die Rednerbühne besteigend, „der Bewegung eines Vaters, der das Lob eines Sohnes hört, der seine Liebe und die Liebe von ganz Frankreich verdient. Er ist abwesend und an mir ist es, sein Dollmetscher zu sein. Hätte er das Glück gehabt, gegen die äußeren Feinde Frankreichs den Muth zu entwickeln, den Sie an ihm ehren wollen, so würde ein solcher Lohn meiner Freude und seinem Ruhme die Krone aufsetzen. Aber kann mein Sohn als Franzose, als französischer Prinz, vergessen, daß er sich genöthigt sah, gegen irregeleitete Franzosen zu kämpfen?

Erlauben Sie, daß ich für meinen Sohn einen Dank ablehne, den er auf solche Weise erworben hat!“

Die Versammlung fügte sich dieser Bedenklichkeit des Thronerben; der Herzog von Fitz-James nahm seinen Antrag zurück und ließ seinen Herrn die Ehre dieser Ablehnung ernten. Diese huldvolle Rücksicht auf die Trauer des Vaterlandes führte dem Grafen von Artois wieder Herzen zu.

Der König sah nicht ohne Argwohn die Prinzen seines Hauses die Rednerbühne besteigen und in der Pairskammer entscheiden. Die Opposition wäre verderblich gewesen. Selbst die Popularität war in den Kreisen gefährlich, die dem Throne so nahe standen. Der König konnte, während er seinem Bruder zu seinem rednerischen Erfolge Glück wünschte, den Herzog von Orleans nicht vergessen, dessen Rolle als Tribun in der Pairskammer, wenn dieser Prinz sie übernehmen wollte, das Reich in Bewegung setzen und selbst den Thron bedrohen würde.

XXXVII.

Der Herzog von Orleans, der, wie wir gesehen haben, seit 1814 ein zwar untadliges, aber zweideutiges Benehmen beobachtet, während seiner Anwesenheit in Lille der Armee geschmeichelt, der dreifarbigen Fahne freundliche Erinnerungen bewahrt, eine Reise nach England unternommen, während der hundert Tage in London sich aufgehalten und mit geschickter Verstellung seine Sache von der Sache Gents getrennt hatte, war unlängst nach Frankreich zurückgekehrt.

Seine verdächtige Haltung in England, wo die liberalsten Mitglieder der Opposition ihn aufsuchten und ihn als Kontrast gegen die Unpopularität seines Geschlechts darstellten; die Gerüchte, die sich während der hundert Tage von einem orleanistischen Komplott, an welchem er nicht theilgenommen hatte, dessen Führer er aber war, in Frankreich verbreitet hatten; der unterbrochene Marsch der Generale Lallemand und ihrer Armeekorps auf Paris, ein Räthsel, dessen Lösung er ohne sein Wissen war; seine Nachgiebigkeit gegen den Hof; seine Ansichten, die aus allen seinen Handlungen hervorleuchteten, obwohl er sie durch seine öffentlichen Aeußerungen verhüllte; sein Rang, der Ehrfurcht gebot, während seine Unabhängigkeit ihm die Popularität gestattete; seine ausgezeichneten Talente, obwohl von jener untergeordneten Art, welche die Aufmerksamkeit auf sich zieht, ohne den Neid zu erwecken; die Erinnerungen der Revolution, die ihn mit einem zwiefachen Interesse umgaben; der Mann von 1792 für die Patrioten, der Emigrant für die Royalisten; der Mitschuldige für die Einen, das Opfer für die Andern; Bürger für Diese, Prinz für Jene, achtungswürdig für Alle: — dies Alles machte den Herzog von Orleans zu einer Macht und zugleich zu einer Drohung für die Monarchie. Der König fühlte sich mit Recht durch die geflissentliche Absonderung beleidigt, in welcher dieser Prinz sich während des Interregnums zu Gent von ihm und den übrigen Prinzen seines Hauses gehalten hatte. Der Herzog von Orleans hatte nach der Niederlage bei Waterloo zu seiner Rechtfertigung verbreiten lassen, daß er auf ausdrücklichen Befehl des Königs es aufgegeben, die Waffen gegen sein Vaterland zu ergreifen. Der König, der das Gegentheil wußte,

verzieh ihm nicht leicht eine Achselträgerei und Doppelzüngigkeit, aus der dieser Prinz Nutzen zog, wenn er nicht einstimmte. Gleichwohl hatte er sich nach der Wiederherstellung seines Throns der Rückkehr desselben nach Frankreich keineswegs widersetzt.

Die Herzogin von Orleans, die Mutter dieses Prinzen, eine Tochter des Herzogs von Penthièvre, Wittwe Philipp Egalité's, war von ihrem Sohne gebeten worden, durch Vermittelung bei dem Könige seine Rückkehr, seine Aussöhnung, die Wiedereinsetzung in seine unermeßlichen Güter, die Apanagen seines Hauses, und in alle Titel und königlichen Gnaden, die der Gegenstand seines Ehrgeizes waren, für ihn auszuwirken. Diese Prinzessin, das Opfer der Revolution, die tugendhafte Gemahlin eines verderbten Gatten, eine tadellose Wittwe, eine zärtliche Mutter, durch ihren Namen, ihre Leiden, ihre Verbannung, ihre Gesinnungen an das königliche Haus gekettet, war eine natürliche und verehrte Vermittlerin am Hofe. Sie hatte sich für ihren Sohn verbürgt und Ludwig XVIII. mit leichter Mühe vermocht, seinen Argwohn zu vergessen und dem Herzog alle Gunstbezeigungen zu gewähren, die ihn durch die Dankbarkeit wieder an die königliche Familie fesseln konnten. Der König hatte mit der erhabenen Aufrichtigkeit eines Familienhauptes mit ihm gesprochen, welches Nichts für sich selbst fürchtet und den verdächtigen Ehrgeiz durch das wohlverstandene Interesse, diese Moral des Ehrgeizes, bekämpft.

„Sie sind mein Vetter," hatte er zum Prinzen gesagt; „Sie sind der Prinz von Geblüt, der nach dem Herzog von Berry dem Thron am Nächsten steht. Sie haben mehr Aussicht auf den Thron auf dem Wege des Rechts, als auf dem Wege der Usurpation.

Ich glaube auch eben so sehr an Ihren gesunden Verstand, wie an Ihr gutes Herz. Ich bin ruhig; Sie befinden sich in einer jener glücklichen Lagen, wo die Tugend mehr Vortheil aus der Größe, als aus dem Ehrgeize zieht."

Der König hatte diese Worte dadurch bekräftigt, daß er dem Herzog von Orleans die reichen Apanagengüter, die derselbe bisher nur kraft eines widerruflichen Wortes des Königs besessen hatte, gesetzlich und unwiderruflich zuerkannte.

Der Prinz hatte dem Könige seine Unschuld, seine Dankbarkeit, seine unwandelbare Treue zugeschworen. Er war mit den Prinzen der königlichen Familie zu einem Sitz in der Pairskammer berufen worden. Aber obwohl er der Oeffentlichkeit gegenüber stumm, am Hofe ehrfurchtsvoll war, straften doch sein Liebäugeln mit der öffentlichen Meinung, seine Schmeicheleien gegen die im Entstehn begriffene Opposition, sein fast ausschließlich aus den Ueberresten des Kaiserthums und der Armee gebildeter Hof sein Benehmen im königlichen Palaste stillschweigend Lügen. Die Großmuth Ludwigs XVIII. war nicht hintergangen worden, aber sie war mit Recht wachsam. Er gab den Prinzen seines Hauses zu verstehn, daß ihre Anwesenheit in der Pairskammer ihm unangenehm sei. Diese Weisung beschönigte er durch die Bemerkung, daß es sich für Mitglieder seiner Familie nicht schicke, die Handlungen seines Ministeriums durch ihr Wort oder ihr Votum zu bekämpfen, und daß es sich für Prinzen, die dem Throne so nahe ständen, noch weit weniger schicke, in den großen politischen Prozessen mitzustimmen, die demnächst in der zum Staats-

gerichtshof umgewandelten Pairskammer entschieden werden sollten. Die Prinzen gehorchten.

XXXVIII.

Die Reden und Abstimmungen über die drei strengen Gesetze, die das Ministerium vorgelegt hatte, waren in der Pairskammer nicht weniger unheimlich, als in der Abgeordnetenkammer. Der nämliche Geist wehte in beiden Versammlungen. Die Besten erfuhren seinen unseligen Einfluß. Herr von Rougé trug auf Todesstrafe gegen Diejenigen an, die eine andere Fahne aufpflanzen würden, als die weiße. „War nicht eine Fahne, die in Grenoble aufgepflanzt wurde, die Ursache unserer letzten Mißgeschicke?" sagte er. Herr von Chateaubriand sprach mit Recht seinen Unwillen über den Artikel des Gesetzentwurfs aus, der eine Strafe über Diejenigen verhängte, welche die Rechtmäßigkeit des Besitzes der Nationalgüter bedrohen würden.

„Eine barbarische Bestimmung," sagte er, „die den unglücklichen geplünderten Ausgewanderten treffen wird, den ein auf seinen Heerd eifersüchtiger Käufer in dem Augenblick überrascht, wo jener auf dem Grabe seines Vaters einige Thränen vergießt oder ein Paar Seufzer ausstößt! Wie kann man ein Stillschweigen gebieten, das im Nothfall selbst die Steine brechen würden, die zur Grenzmarke des Erbtheils dienen, das man den Besitzern sichern will?"

„Für welches Verbrechen sparet ihr den Tod auf," sagte Herr von Frondeville, „haben wir Inseln, um solche Ungeheuer dahin zu verbannen? Einer von den

Uebelständen unserer Zeit ist jene kalte Philosophie, welche die mildesten Strafen den entsetzlichsten Gräuelthaten an die Seite stellt. Drohen wir dem Hochverräther mit dem Tode, und wir werden dem Hochverrath vorbeugen."

So setzte man die Strafe, welche vernichtet, an die Stelle der Strafe, welche bessert, und selbst die Menschlichkeit wurde ein Verbrechen in den Augen dieser Rächer der Menschheit, die selbst aus der Verbannung heimkehrten und ihr Blut auf allen Schaffotten der Revolution vergossen hatten. Selbst de Sèze, der Vertheidiger Ludwigs XVI., der auf so rühmliche Weise ein erlauchtes Haupt dem politischen Beile streitig gemacht hatte, verlangte jetzt von den Gesetzen die Todesstrafe. Alles athmete die Rache der Kontrerevolution. Blut mußte nächstens fließen. Es floß bereits von der Hand des Volkes in den aufgeregten Provinzen Frankreichs. Die Gesetze sollten das Schwert den Händen des Volks entreißen, nicht um es zu entwaffnen, sondern um sein Beispiel nachzuahmen.

Dreiunddreißigstes Buch.

Der Schrecken von 1815. — Zustand von Paris. — Lage des Südens. — Metzeleien in Marseille. — Ermordung des Marschalls Brune in Avignon. — Metzeleien in Nîmes. — Die Verdets. — Dazwischenkunft des Herzogs von Angoulême. — Heldenmuth des Generals Lagarde. — Ermordung des Generals Ramel in Toulouse. — Die Zwillinge von la Réole. — Ihre Verurtheilung. — Ihr Tod. — Labédoyère. — Seine Reise nach Paris. — Seine Verhaftung. — Seine Verurtheilung. — Sein Tod.

I.

Die widerstreitenden, aber wie das Klima und die Sitten gemäßigten Meinungen hatten während der zahlreichen politischen Umgestaltungen, die wir so eben erzählt haben, die Hauptstadt noch mit keinem Blute geröthet. Der Anblick der Hochgerichte des Schreckens während der achtzehn Blutmonate des Konvents hatte Paris mit Ekel und Abscheu vor dem Blutvergießen erfüllt. Die leichten Sitten, die dem Auge näher gerückten Ereignisse, die zum Schauspiel und zur Nahrung der öffentlichen Neugierde geworden waren; der alltägliche Anblick der Erhebung, des Falls, der Wiedererhebung der Parteien und der Menschen; die zahlreichen Zerstreuungen, in denen die Liebe wie der Haß der Völker verfliegt; die Anwesenheit einer Armee und einer Bürgerwehr,

die der Menge in der Nähe und in jedem Augenblick Achtung gebot, und vor Allem die unermeßliche Größe einer Stadt, wo die Bürger, einander unbekannt, keine Kirchspielfeindschaften, keinen religiösen oder politischen Haß und keinen erst im Tode erlöschenden persönlichen Groll hegen, hatten Paris vor Verbrechen bewahrt.

II.

Aber der Süden gährte seit 1814. Die Gemüther haben ihr Klima, wie die Länder. Der Süden ist der Heerd der französischen Einbildungskraft. Die Einbildungskraft ist das Maß der Eindrücke des Volks. Sie ist das Organ, durch welches eine schwächere oder stärkere Empfänglichkeit die Rückschläge der Ereignisse, die ein Volk niederbeugen oder aufrichten, empfängt oder zurückstößt. Die südliche Bevölkerung ist das bewegende, bisweilen auch Schwindel erregende Element Frankreichs. Aix hatte Mirabeau hervorgebracht im Jahre 1789, Marseille hatte seine Söhne ausgesandt, den 10. August vom Jahre 92 herbeizuführen, Avignon hatte im Jahre 1793 die Verbrechen Roms unter seinen Proskriptoren erreicht, Toulon hatte sich auf die Engländer, Nîmes auf die Protestanten gestützt; Lyon hatte sich gegen die Tyrannei der Revolution, von der diese plebejische Stadt einer der glühendsten Heerde gewesen war, mit Feuer und Schwert bewaffnet; die Cevennen, noch blutend von den Hinrichtungen Ludwig's XIV., nährten in der erblichen Opposition zweier Kulte, die sich abwechselnd verfolgten, Zunder des Hasses, welche die politischen Spaltungen anfachten.

Die Restauration hatte die Protestanten für die Erhaltung der Gewissensfreiheit zittern gemacht; sie hatten das unvermeidliche Bündniß zwischen den Nachkommen Ludwig's XIV. und den Nachfolgern Bossuet's gefürchtet; obgleich Republikaner im Herzen, hatten sie Napoleon bei seiner Rückkehr als Retter begrüßt. Ihre Freude hatte die Katholiken und die Royalisten gereizt, die vor Begierde brannten, sich ihrerseits für die Beschimpfungen, die sie erduldet hatten, und für die augenblicklichen Triumphe ihrer Gegner zu rächen. Die Religion heiligte in ihren Augen den Haß. Die Nachricht von der Niederlage bei Waterloo und der Abdankung Napoleon's sprengte das Siegel, das sie noch zurückgehalten hatte. Das Volk des Südens schäumte vor Wuth gegen die Soldaten, die dem Usurpator Beistand geleistet hatten.

Marseille, das den Anstoß zu der Bewegung gab, konnte den Ruf: „Es lebe der König!" Angesichts der Truppen des Generals Verdier, die noch immer „Es lebe der Kaiser!" riefen, nicht mehr zurückhalten. Der General Verdier, ein alter Soldat aus den ägyptischen und spanischen Feldzügen, aber ungeschickt in Behandlung von Aufständen, redet vergeblich zu den Volkshaufen. Man hält seine Mäßigung für Furcht. Feuer bricht aus; die Sturmglocke ertönt; die Royalisten, in ungeheurer Mehrheit auf dem Lande, eilen bei dem Geläute der Glocken den Aufständischen in der Stadt zu Hülfe.

Der General Verdier hatte Truppen genug, um Alles beherrschen zu können; aber da er die Nachrichten von der Niederlage des Kaisers kannte und französisches Blut nicht unnütz vergießen wollte, zog er sich nach Toulon zurück und überließ Marseille und einen

Theil der Provence dem Strudel seines Royalismus. Diese Menschlichkeit des Generals war den Kaiserlichen verderblich, die durch ihr Amt oder ihre Gesinnung der rücksichtslosen Wuth des Volkes geweiht waren. Das Gemetzel begann bei den unschuldigen Ueberresten jener Mameluckeu, die Napoleon einst aus Aegypten mitgebracht hatte, und die ihr Leben still in einem Stadttheil von Marseille beschlossen, wo Sonne und Meer sie an den Orient erinnerten. Ihr unschuldiges Blut röthete die Fluthen des Hafens. Man schonte weder ihre Weiber, noch ihre Kinder. Die rasenden Würger, Nachahmer der Septembermetzeleien, wütheten gegen diese alten Gefährten Napoleon's in dem Wahne, daß sie mit ihrer Vertilgung den verhaßten Ruhm vernichten würden, dessen lebendige Zeugen sie waren. Das Volk gesellte zu ihren Leichen, die man in's Meer geworfen hatte, die Leichen einiger Bürger der Stadt, die sich durch ihre Anhänglichkeit an den Kaiser verhaßt gemacht hatten. Dem Meuchelmord folgte Plünderung. Die erschrockene Bürgerschaft griff endlich zu den Waffen und zügelte eine Bewegung, die zwar ihren Gesinnungen schmeichelte, aber ihre Familien, ihre Häuser und Reichthümer bedrohte.

III.

Der Marschall Brune, der die Südarmee befehligte, erfuhr in Toulon die Metzeleien von Marseille. Seine Soldaten wollten dafür Rache nehmen; er hielt sie zurück und übergab den Oberbefehl dem Marquis von Rivière, der als königlicher Kommissar gekommen war,

den Süden zu regieren und zu beruhigen. Brune hatte während seiner Sendung nach Toulon nur die streng neutrale Haltung eines Generals gezeigt, der das Vaterland gegen das Ausland schirmt und gleichzeitig die Leidenschaft im Innern zügeln will. Die Royalisten hatten ihm Nichts vorzuwerfen, als seinen allzu bereitwilligen Gehorsam gegen die Befehle Napoleon's. Er hatte nicht gesäumt, der Schicksalsnothwendigkeit sich zu fügen und Ludwig XVIII. zum zweiten Male von seiner Armee anerkennen zu lassen, um den Bürgerkrieg zu vermeiden.

Nachdem er diese Pflicht erfüllt hatte, verließ er Toulon und schlug den Weg nach Paris ein. Man rieth ihm vergeblich, sich einzuschiffen, um mit weniger Gefahr nach der Hauptstadt zu kommen; man stellte ihm die Tollkühnheit einer Landreise durch aufständische Provinzen vor, denn sein Name bedeute eine verabscheute Sache und könne die Losung zu einem Verbrechen werden. Brune baute auf seine Unschuld und seinen Muth.

Er verließ Toulon in der Nacht zum 31. Juli. Beim Wechseln der Pferde in Aix wurde er erkannt, und die Wuth des Volkes, das sich um ihn zusammenrottete, ließ den Wagen mit genauer Noth abfahren. Am Morgen des 2. August traf er in Avignon ein und stieg in einem Gasthofe der Stadt in der Nähe der Rhône ab. Das Gerücht von seiner Anwesenheit verbreitete sich im Nu unter jener müßigen Bevölkerung, die in diesem Himmelsstrich, wo man im Freien lebt, die Quais, die Straßen und öffentlichen Plätze bedeckt. Das geringste Gemurmel ruft Aufregung und Zusammenrottungen unter diesem schlagfertigen und beweglichen Volk hervor. Der Name des Marschalls Brune

das Opfer einer schändlichen Verleumdung, war in der Einbildungskraft des Südens gleichbedeutend mit einem großen Verbrechen geblieben. Man hatte ausgestreut, dieser Marschall, damals Handwerker und wilder Revolutionär, habe in den pariser Gefängnissen Theil genommen an den Septembermetzeleien von 1792 und das blutige Haupt der schönen und unschuldigen Prinzessin von Lamballe durch die Straßen getragen.

Dieses unselige Gerücht, das vergebens durch sein ganzes Leben als Soldat und sogar durch seine Abwesenheit von Paris im Augenblick des Verbrechens Lügen gestraft wurde, zirkulirte in der Menge. Man setzte hinzu, dieser Genosse Bonaparte's begebe sich nicht nach Paris zum Könige, sondern zur Loirearmee, um den Oberbefehl über dieselbe zu übernehmen und als Zuchtmeister des Südens zurückzukehren. Auf diese Gerüchte hin, die durch angesehene und beim Volke beliebte Stimmen bestätigt werden, wird der Gasthof, in welchem der Marschall abgestiegen ist, von einer zahllosen Menge angegriffen. Vergebens schließt und verrammelt man die Thüren. Vergebens gibt sich der Präfekt von Avignon, Herr von Saint-Chamont, der sich zufällig in demselben Gasthof befindet, zu erkennen und zerstreut das erste Mal die Angreifenden; sie rotten sich vor der Mairie der Stadt auf's Neue zusammen. Puy, Herr von Saint-Chamont, Herr von Balzac eilen mit einer Handvoll unerschrockener und hochherziger Bürger herbei, um ihr Schlachtopfer diesen Rasenden zu entreißen; es gelingt ihnen durch Bitten und energisches Auftreten ein zweites Mal, den Marschall zu befreien. Sein Wagen führt nach der Rhône; aber auf dieser kurzen Fahrt von Neuem angehalten, mit Geschrei angefallen, mit Steinen bedeckt, mit Messern bedroht, wird der

Wagen zum dritten Mal in den Hof des Gasthauses zurückgebracht.

Der Präfekt, der Maire, die Offiziere, die Adjutanten, der Major Lambot, Kommandant des Departements, Herr von Montagnet, Chef der Nationalgarde, Hughes, verabschiedeter Oberstlieutenant in Avignon, stellen sich vor dem Thore auf, halten ihre Brust den Stürmenden entgegen und schwören dem Volke, daß es über ihre Leichen schreiten müsse, ehe es die Stadt mit dem Blute eines Marschalls von Frankreich besudele, der ohne Vertheidigung, ohne Verbrechen und ohne Urtheil geschlachtet werde. Nun erhebt sich das Geschrei des Volks gegen diese Beamte und Bürger; die Einen sind genöthigt, sich zurückzuziehen, um die Erbitterung nicht durch ihre Gegenwart zu verdoppeln; die Andern werden niedergeworfen, von der Menge mit Füßen getreten und im Staube geschleift; der Major Lambot erhebt sich wieder und greift mit Hughes die Stürmenden mit dem Bayonnet an; sie fliehen, das Thor des Gasthofs bleibt frei, Brune ist im Begriff, abermals zu entrinnen. Herr von Balzac, Unterpräfekt der Stadt, bietet den Wüthenden der letzten Gruppen die Stirn. Man athmet wieder auf; aber in dem Augenblick, wo sich die Ruhe auf dem Platze wiederherstellt, kracht eine tödtliche Salve im Innern des Gasthauses und der Rauch von mehreren Schüssen dringt durch das Fenster des Zimmers, wo der Marschall sein Schicksal erwartete. Einer von den Meuchelmördern zeigt sich, das abgeschossene Gewehr in der Hand, auf dem Balkon und verkündigt dem Volke seinen schmählichen Triumph und seine Rache. Brune, auf dem Fußboden ausgestreckt, war nicht mehr. Eine Rotte Ruchloser hatte den Versuch, durch das Thor einzu-

dringen, aufgegeben, war unbemerkt auf die Dächer der Nachbarhäuser gestiegen, von da bis zu den Dachluken des Gasthauses geschlichen und in das Zimmer gedrungen, wo Brune sich gerettet glaubte. Er las gerade einen liebevollen und zärtlichen Brief seiner Frau, um sich zu ermannen und über einen so großen Haß zu trösten. Als seine Mörder vor ihm standen, erblaßte er nicht und erniedrigte sich nicht zu Bitten. — „Was wollt ihr von mir?" sagte er mit ruhiger Stimme zu ihnen. Ein erster Pistolenschuß antwortete ihm; aber mit einer Bewegung der Hand hat er den Lauf abgewendet und die Kugel trifft in's Blaue. Ein zweiter Schuß aus einer Büchse trifft ihn in den Kopf und streckt ihn todt zu den Füßen seiner Mörder nieder. Ein Freudengeheul feiert diesen Frevel in den Reihen der Menge.

Vergebens erklärten die Behörden, um diese Schmach von der Stadt abzuwälzen, in falschen Zeugnissen, der Marschall habe sich, durch den Zorn des Volks erschreckt, mit eigener Hand den Tod gegeben. Das Volk widerlegte diese diensteifrige Lüge durch neue Gräuelthaten. Es verfolgt die Leiche des Marschalls noch im Tode, reißt sie aus dem Sarge, schleift sie an den Füßen über das Pflaster, stürzt sie von der Brücke in die Fluthen der Rhône und verfolgt, als wäre es nicht genug an einem Tode, den auf den Wellen treibenden Körper mit seinen Flüchen und Schüssen. Der Strom trägt die Leiche fort, die durch die Wuth der Einwohner mehrmals von seinen Ufern zurückgestoßen wird, bis in eine abgelegene Bucht zwischen Arles und Tarascon. Durch den Anblick eines todten Körpers auf den Strand gelockt, ließen sich die Raubvögel massenhaft im Rohrdickicht nieder.

Ihr Flug erregte die Aufmerksamkeit eines armen Fischers und ließ ihn den Körper des Marschalls entdecken, dessen Name und tragischer Tod bis zu ihm gedrungen waren. Er begrub ihn allein im Dunkel der Nacht, aus Furcht, selbst seine Pietät möchte ihm als Verbrechen angerechnet werden. Erst zwei Jahre nachher offenbarte er das Geheimniß dieser Bestattung. Sie erinnerte an das Leichenbegängniß des Pompejus auf dem Strande Aegyptens durch die Hand eines alten römischen Soldaten, der den Scheiterhaufen seines Feldherrn anzündete.

An diesem Frevel war nicht die Regierung schuld, sondern der fanatische Royalismus im Süden. Er war das Zeichen zu andern Verbrechen des Volks, die diese Provinzen mehrere Monate hindurch erschreckten, schändeten und mit Blut befleckten. In Nimes, einer Stadt, die in ihren Denkmälern Etwas von der Majestät Roms und in ihren Sitten Etwas von dem rohen Charakter der Transteveriner bewahrt hat, glich die Wuth der Bürger, durch den Glaubensfanatismus verdoppelt, den Rasereien von 1793 in Avignon und Paris. Die „Verdets," Würgerbanden, die sich unter die entweihte Fahne der Religion und des Königthums scharten, durchzogen die Landschaften, Dörfer und Städte. Unter dem Vorwand, an den Protestanten Rache zu nehmen für ihre Theilnahme an den Verbrechen der Bonapartisten, mordeten sie in Masse die Familien, die ihren Dolchen bezeichnet wurden. Nachdem sie Burg Vaquerville geplündert und die Bewohner lebendig in ihren angezündeten Häusern verbrannt hatten, um die sie unter dem Geheul der Schlachtopfer Reigen tanzten, rissen sie die Leiche einer funfzehnjährigen Jungfrau aus dem Grabe, traten sie mit Füßen und entweihten

den Leichnam auf die viehischste Weise. Die Protestanten flohen zu Tausenden aus ihren verwüsteten Häusern und irrten in den Wäldern und auf den Bergen umher. Schrecken oder Todesangst trieb sie von einem Asyl zum andern.

So gehetzt, konnten sie bei den Wahlen nicht erscheinen, um ihr Recht als Staatsbürger in Anspruch zu nehmen und Schutzherren ihrer verfolgten Sekte zu bitten, sie bei der Regierung zu vertheidigen.

IV.

Der König seufzte über diese Verbrechen, die im Namen des Eifers begangen wurden, der seine Anhänger in jenen Provinzen verzehrte. Er wagte nicht, gegen Freunde Strenge zu üben, und schämte sich, Bösewichter zu dulden. Er sandte den General Grafen von Lagarde, einen alten Adjutanten und Freund des Herzogs von Richelieu, einen Mann von Kopf, Herz und ächtem Schrot und Korn, der Diplomat genug war, um die royalistische Gesinnung, die ihn selbst beseelte, mit der unparteiischen Wiederherstellung der Ordnung und der Beschützung der Schlachtopfer, die der Zweck seiner Sendung waren, geschickt zu vereinigen, nach Nîmes.

Der Graf von Lagarde besaß trotz seines schwächlichen Körpers einen männlichen Muth. Er verhehlte sich die Gefahr seiner Sendung nicht. Er hatte nur ein Häuflein Truppen. Kaum in Nîmes angekommen, ließ er ohne Zaudern den Rädelsführer Trestaillon festnehmen. Ob dieser kühnen, heldenmüthigen Hand-

lung macht sich die Wuth der Katholiken und Royalisten in Drohungen und Aufständen Luft. Die fanatisirten Verdets und Freiwilligen rotten sich unter den Befehlen Servan's und Truphémy's, dieser würdigen Rächer ihres Mitschuldigen Trestaillon, zusammen. Die Truppen sind diesen Verbündeten des Verbrechens an Zahl nicht gewachsen.

Der Präfekt, Darbaud von Jouque, ein gemäßigter, aber charakterfester Mann, von Decazes beauftragt, die Leidenschaften auf jenen Gestaden der Rhône zu zügeln, sieht die Unzulänglichkeit militärischer Gewaltmaßregeln voraus. Er beschwört den Herzog von Angoulême, der den Süden durchreiste, durch seine Gegenwart den wilden Aufruhr jener Bevölkerung zu stillen und zugleich einzuschüchtern. Der Herzog von Angoulême, den die Weisheit des Königs leitete, und der niemals vor einer Pflicht zurückbebte, warf sich zwischen die Schlachtopfer und die Henker. Er schenkte den Protestanten Gehör und beschwichtigte die Katholiken. Er blieb unempfindlich gegen die dringenden Bitten der Geistlichkeit, der Weiber und der einflußreichen Beschützer Trestaillon's, die von ihm die Freilassung dieses Verbrechers zu verlangen wagten. „Nein," sagte er zu ihnen, „ich werde niemals Mörder und Mordbrenner gegen das Gesetz in Schutz nehmen." Er befahl die Wiedereröffnung der protestantischen Gotteshäuser, die der Schrecken geschlossen hatte, und entfernte sich, indem er die Sorge, sein Werk zu vollenden und die Ruhe im Lande wiederherzustellen, dem General Lagarde überließ.

V.

Aber kaum war der Prinz abgereist, als den Royalisten der Kamm wieder schwoll. Die Katholiken wiegelten den Pöbel im Namen Gottes und des Königs auf und umzingelten während des Gottesdienstes die protestantische Hauptkirche in Nîmes. Die Thüren werden gesprengt, die Gläubigen zerstreut, der Prediger über die steinernen Fließen des Heiligthums geschleppt, die Männer zu Boden geworfen, die Frauen unter schmählichen Martern entehrt. Der General Lagarde eilt an der Spitze eines Regiments herbei, sprengt allein unter die Wüthenden, sucht ihnen ihre Schlachtopfer zu entreißen und sie durch Zureden zur Menschlichkeit und Duldsamkeit zurückzuführen. Ohne Rücksicht zu nehmen auf diese Hochherzigkeit eines wehrlosen Kriegers, der sich selbst preisgibt, um beide Parteien vor Blutvergießen zu bewahren, und ohne sich dadurch rühren zu lassen, umringen die Verdets und die Freiwilligen Lagarde und überhäufen ihn mit Hohngeschrei, Beschimpfungen und einem Hagel von Steinen. Ein Nationalgardist, Namens Boivin, faßt mit der einen Hand das Pferd des Generals am Zügel, setzt ihm mit der andern eine Pistole auf die Brust, drückt ab und durchbohrt mit dem tödtlichen Blei die Brust Lagarde's. Obgleich fast tödtlich verwundet, erhält sich Lagarde durch die Kraft seines Willens auf dem Sattel seines Pferdes; mit einer durch den Verlust seines in Strömen dahinfließenden Bluts geschwächten Stimme befiehlt er mitten unter hundert gegen ihn gezückten Schwertern dem Regiment, auf seine Mörder einzuhauen. Das Regiment wirft sich auf die Menge und

zerstreut sie. Man trägt den General sterbend auf einer Bahre von Bayonetten hinweg.

Von diesen Metzeleien in Kenntniß gesetzt, kehrt der Herzog von Angoulême augenblicklich wieder um und übergibt Trestaillon und seine Mitschuldigen der Justiz. Die Justiz, parteiisch oder eingeschüchtert, thut ihre Schuldigkeit nicht oder hat Furcht. Das Gericht zu Nîmes spricht die Schuldigen frei. Das Volk, stets begeistert für Denjenigen, der seiner Raserei Dienste leistet, trägt Trestaillon im Triumph hinweg. Boivin, der Mörder des Generals, der sein Verbrechen gesteht und sich dessen rühmt, wird von den Geschwornen freigesprochen, unter dem Vorwand, er habe nur Feuer gegeben, um sich zu vertheidigen. Royalismus, Glaube und Gerechtigkeit werden gleichzeitig durch solche Urtheile entehrt.

VI.

Toulouse ahmte die Bewegungen und Wüthereien von Nîmes nach; aber die Gesinnung fachte dort allein die Flamme der bürgerlichen Leidenschaften an. In Languedoc war es weniger der Gewissenskampf, den der Glaube zu den dynastischen Streitigkeiten gesellte; allein die Glut des südlichen Charakters entflammte dort in gleichem Maße die politischen Leidenschaften.

Der König hatte dem General Ramel, einem ehemaligen Freiwilligen von 1792, der sich durch seinen Muth und seine Dienste stufenweise emporgeschwungen hatte, den Oberbefehl über Toulouse übergeben. Mit dem Befehl über die Wache des Konseils im Jahre

1797 betraut, in Folge des 18. Fructidor mit Pichegru und Carnot deportirt, für deren Mitschuldigen man ihn mit Unrecht gehalten hatte, von Guyana auf einer Schaluppe entwichen, während der letzten Jahre der kaiserlichen Regierung nach Frankreich zurückgekehrt, war er von Napoleon in Spanien beschäftigt worden, aber stets der Vorliebe für die Bourbonen verdächtig gewesen. Nach seiner Verbannung mit Pichegru hatte Ramel, ein begüterter Soldat, sich geweigert, während der hundert Tage zu dienen. Durch diese in einer so veränderlichen Armee seltene Zurückhaltung hatte Ramel das Vertrauen der Royalisten gewonnen. Er bemühte sich, an den Ufern der Garonne den blutdürstigen Groll des Volks gegen die Ueberreste der verabschiedeten Armee Napoleon's, die diese Provinzen durchzogen, in Schranken zu halten. Einige dieser geächteten Offiziere, die genöthigt waren, sich der Rache des Volks zu entziehen, hatten selbst in dem Hause des hochherzigen Generals eine Zuflucht gefunden. Dieses Mitleiden wurde ihm von den Royalisten als Verbrechen angerechnet. Die Großmuth des Soldaten wurde Verrath genannt. Die royalistischen Freiwilligen, die nach dem Blute dieser Geächteten dürsteten, beschimpften Ramel öffentlich. Er erklärte, daß er entschlossen sei, ihnen zu trotzen und sie aufzulösen.

Auf dieses Gerücht hin rotten sie sich an den öffentlichen Orten zusammen und verschwören sich laut zum Tode des Generals. Sie rufen die Anführer und die Banden vom Lande zu sich in die Stadt. In den Straßen veranstalten sie unheildrohende Züge, die cynische Lieder singen und blutdürstige Rufe gegen den Mann ausstoßen, der allein sie im Zaume hält. In diese Rufe mischen sie das Geschrei: „Es lebe der König!“

um den Aufruhr mit dem Vorwande der Treue zu beschönigen.

Am Abend des 15. August, während diese Haufen sich unter wilden Gesängen wie wahnsinnig auf dem Karmeliterplatz herumtreiben, trennt sich mit einem Mal eine im Voraus zu diesem Zwecke geworbene, gestempelte und bewaffnete Schar von dem Pöbelkreis, in den sie sich gemischt hat, wirft sich mit einem Satz auf das Haus des Generals, überrumpelt und entwaffnet die Wache, dringt über die Schwelle des Hauses, steigt die Stufen hinauf und erscheint vor Ramel.

„Was wollt Ihr?" fragt dieser mit drohender Stimme und ruhiger Miene. „Dich tödten und in Dir einen Feind des Königs tödten," antwortet einer der Meuchelmörder, auf die Brust Ramel's zielend. Eine Schildwache stürzt sich auf das Gewehr und wendet den Schuß ab. Ramel zieht seinen Degen, entschlossen, als Held zu sterben, nicht als Schlachtopfer. Aber während dieser Bewegung, welche die Würger zurückscheucht, fällt ein anderer Schuß und durchbohrt den Leib des Generals; er sinkt auf dem Absatz der Treppe zusammen neben dem Körper der Schildwache, die ermordet wurde, während sie ihn zu decken suchte. Seine Adjutanten und Offiziere eilen mit dem Säbel in der Hand aus seinen Gemächern herbei, stoßen auf die beiden Sterbenden, hauen auf die Freiwilligen ein und verfolgen sie bis auf den freien Platz. Man bringt Ramel in sein Bett, ein Arzt eilt herbei, untersucht seine Wunde und findet sie tödtlich. Er verkündigt der aufrührerischen Menge, die auf dem Platze brüllt, vom Fenster aus dieses schlimme Zeichen, in der Hoffnung, ihre Wuth dadurch zu besänftigen. „Desto besser!" antworten ihm unversöhn-

liche Stimmen, „aber wir wollen ihm vollends den Garaus machen, dies wird sicherer sein."

Bei diesen Worten zerstört die Menge einen Triumphbogen, der jüngst zum Empfange des Herzogs von Angoulême auf dem Platze war errichtet worden. Sie bedient sich der Balken und Pfeiler als Sturmböcke, um die Eisengitter des Hotels zu sprengen. Die Thüren weichen; die Soldaten, welche die Vorhalle bewachen, werden niedergemacht. Die Mörder eilen hinauf und dringen bis in das Zimmer des Sterbenden. Der ihn behandelnde Arzt wirft sich ihnen zu Füßen und bittet sie flehentlich, seine letzten Augenblicke zu schonen; seine Adjutanten decken sein Bett mit ihren Leibern und ihren nackten Degen. Ramel dagegen streckt die Arme nach seinen Mördern aus und beschwört sie, ihm vollends den Todesstoß zu geben, um den Schmerz abzukürzen, der seine Eingeweide zerreißt. Einer der Mörder schlägt ihn, Hohn zum Verbrechen und Sarkasmus zum Streiche gesellend, mit dem Degen ins Gesicht. „Es geschieht, um dem General zu gehorchen," sagt dieser Unmensch lächelnd. Die Andern ahmen ihm nach und bohren um die Wette ihre Bayonette in den Leib Ramel's, indem sie den blutigen Spott wiederholen. Ramel ist nur noch ein Stumpf ohne Glieder. Die Würger streiten sich um die Ehre, ihre Waffen in sein Blut zu tauchen. Unter Siegesgesängen ziehen sie um das blutige Lager.

Nur die Nacht und die Trunkenheit des Pöbels machten diesem der Bluthochzeit und der Septembertage würdigen Auftritt ein Ende. Die vom Marschall Pérignon, dem Gouverneur der Provinz, gesendeten Truppen kamen nur, um das Schlachtopfer zu beerdigen. Die Justiz weigerte sich, wie in Nîmes, dasselbe zu

rächen. Sie ließ die Entrüstung gegen die Henker durch ihre langsamen Prozeduren erkalten; sie sprach die Rädelsführer frei und verurtheilte die Vollstrecker nur zu gelinden Strafen, unter dem Vorwande, daß sie nur auf eine Leiche eingehauen hätten.

VII.

So rächte sich mehrere Monate lang der Süden an den Parteien, die der Unterstützung der Soldaten des Kaisers, oder der Lauheit gegen die Bourbonen, oder der Abweichung vom fanatischen Glauben des Volkes verdächtig waren. Man sah, daß die Rache eine Leidenschaft aller Parteien unter diesem an Spanien und Italien, die Länder der Leidenschaften und Rachethaten, grenzenden Himmelsstrich war.

Die pariser Royalisten, die durch diese Frevelthaten in Verlegenheit gesetzt wurden und sich ihrer schämten, leugneten sie lieber, als daß sie sie entschuldigten oder verfolgten. Ein aus Menschlichkeit muthiger Mann, Herr von Argenson, wagte es allein, das Wehegeschrei so vieler Schlachtopfer auf der Rednerbühne der Abgeordnetenkammer ertönen zu lassen. Als der Redner das Wort „Metzeleien" aussprach, erhob sich die Kammer, Anstandshalber sich ungläubig stellend, voll Wuth gegen ihn und schloß ihm den Mund wie einem Verleumder; es war Niemandem gestattet zu sagen, was alle Welt wußte. Das Verbrechen anklagen war das größte Verbrechen. Die leidenschaftliche Bourbonenpartei trieb den Eifer für ihre Sache nicht bis zur Billigung, aber bis zum Stillschweigen dieser stummen Amnestie für die abscheulichsten Greuelthaten.

VIII.

In Bordeaux gährten die nämlichen Leidenschaften wie in Marseille, Nimes, Avignon und Toulouse.

Ein Paar Zwillingsbrüder, Cäsar und Constantin Faucher, die in dem Städtchen la Réole wohnten, hatten zusammen die militärische Laufbahn bis zum Generalsrang zurückgelegt. Des Verbrechens schuldig, die Rückkehr Napoleon's als eine Erinnerung ihres Soldatenlebens begrüßt und während der hundert Tage Civil- und Militärposten in der Gironde bekleidet zu haben, wurden sie angeklagt, einen Heerd für den Bonapartismus in ihrem Vaterland zu unterhalten. Drei Tage lang von einer Schar Freiwilliger aus Bordeaux und spanischer Soldaten in ihrem Hause umzingelt, hatten sie sich geweigert, auf die ungesetzlichen Aufforderungen dieser Rotte ihre Thür zu öffnen. Dieses Benehmen verdoppelte den Grimm der royalistischen Partei gegen sie. Sie wurden verhaftet, auf das Fort le Hâ gebracht und in das Gefängniß der gemeinsten Verbrecher geworfen. Die Redner vor den Gerichtsschranken zu Bordeaux, die eingeschüchtert oder gleichgültig waren, selbst Ravez, weigerten sich, sie zu vertheidigen; sie vertheidigten sich gegenseitig, indem sie sich vor dem Kriegsgericht abwechselnd den brüderlichen Beistand ihres ungeübten, aber begeisterten Wortes liehen. Sie wurden zum Tode verurtheilt.

Eine junge Nichte, die allein ihre ganze Familie ausmachte, lief vergebens durch die Stadt, indem sie die Schwelle ihrer Ankläger, Feinde und Richter mit kindlichen Thränen benetzte. Vergebens wollte jeder der beiden Zwillingsbrüder seine Sache von der seines

Mitangeklagten trennen, das ganze Verbrechen auf sich nehmen und seinem Bruder das Schaffot streitig machen. Wie der nämliche Haß, so traf sie auch das nämliche Urtheil. Sie gingen Arm in Arm über eine Stunde lang mitten unter einer zur Hälfte schmähenden, zur Hälfte gerührten Menge nach der „Karthause," dem Ort ihrer Hinrichtung.

Als sie vor der Rotte Soldaten standen, die auf sie zielte, wollten sie, ihre Arme noch ineinander geschlungen, den Befreiungsschuß empfangen, im Tode wie im Leben vereint. Cäsar gebot Feuer. Getroffen, aber nicht getödtet durch die Salve, fielen beide Brüder zugleich. Konstantin richtete sich auf seinen Knieen und seinen verstümmelten Händen wieder auf und schleppte sich zu seinem sterbenden Bruder hin, um ihn noch einmal zu umarmen. Er legte sein Haupt auf das Antlitz Cäsar's, wie auf einen Todesblock des Friedens und der Liebe, und empfing in dieser Stellung die zweite Salve in der Stirne; ein Schuß befreite beide Seelen.

Wir verschweigen die Namen der Ankläger und der Richter, wir nennen nur die Namen der Schlachtopfer; denn die Einen haben das Mitleid und die Geschichte, die Andern nur Gewissensbisse und Verachtung zum Erbtheil.

IX.

Während die Privatrache und die gerichtliche Rache das mittägliche Frankreich so mit Blut überschwemmten, sträubte sich die Regierung gegen politische Prozesse

und Hinrichtungen, die einer Herrschaft der Reue und des Friedens ein düsteres Ansehn verleihen mußten und dem langmüthigen Charakter Ludwigs XVIII., der Seelengröße des Herzogs von Richelieu und der jugendlichen Hochherzigkeit des Günstlings Decazes gleich sehr widerstrebten. Allein die politischen Leidenschaften verlangen Mitschuldige in den Regierungen, und wenn diese Regierungen sich nicht zu ihren Werkzeugen hergeben wollen, so machen sie dieselben bald zu ihren Opfern.

Umfassende Amnestien sind die nothwendigsten, aber zugleich auch die schwierigsten Handlungen, wenn es darauf ankommt, sie den Parteien annehmbar zu machen, die sich noch unlängst unterdrückt fühlten. Diese Verzeihung zu gewähren und den Siegern energisch aufzudringen, macht den Heldenmuth der Restauration aus. Ludwig dem Achtzehnten, dem Herzog von Richelieu, Herrn Decazes fehlte nicht diese Ueberzeugung, aber es fehlte ihnen jene Unerschrockenheit vor der Rachgier, welche die Freunde des Königs verzehrte. Der Hof, die Salons, die Tagesblätter, die Rednerbühnen, die Gotteshäuser und selbst die Kanzeln wiederhallten von Anklagen und Verwünschungen gegen die Straflosigkeit der wirklichen oder vermeintlichen Verschwörer des 20. März. Man schrieb den Sturz des Throns, die Verbannung der Bourbonen, die Verwüstung und die Okkupation des Vaterlandes durch fremde Heere der übermäßigen Nachsicht Ludwigs XVIII. und seinem Vertrauen auf die Männer des Kaiserreichs zu. Die Einen verlangten Rache, die Andern baten um Bürgschaften. Diese Bürgschaften und diese Rache bestanden in Blut. Ludwig XVIII. wollte Ströme desselben ersparen, aber er glaubte den Groll seiner

Partei nicht anders mäßigen zu können, als wenn er ihr einige Tropfen davon bewilligte. In seinen Gedanken beschränkte er die geringe Anzahl von Opfern, die er unvermeidlich der politischen Gerechtigkeit darbringen zu müssen glaubte, auf einige hervorragende Schuldige. Es verlangte ihn nicht, diese Schuldigen zu ergreifen; er hatte ihnen Zeit gelassen, sich zu verbergen oder zu fliehen. Aber der blinde Eifer seiner Anhänger und die Wuth des Parteihasses dienten ihm mehr, als ihm lieb war. Man brachte ihm wider seinen Willen zwei von diesen Hauptopfern, deren Anwesenheit in den pariser Gefängnissen ihm keine andere Wahl mehr ließ, als zwischen einer Milde, die ihn der Schwäche und des Verraths an sich selbst zeihen, und einer Strenge, die seine Regierung vor der kälter urtheilenden Nachwelt schänden mußte.

Diese beiden Männer waren Labèdoyère und der Marschall Ney.

X.

Nach der Besetzung von Paris war Labèdoyère der Armee über die Loire gefolgt. Keiner war mehr bedroht, als er, denn Keiner vor ihm hatte die Losung und das Beispiel zu einem überlegten Abfall unter den Waffen gegeben. Mit seinem Regiment hatte er die ganze Armee fortgerissen. Napoleon verdankte ihm seinen zweiten Thron, die Bourbonen verdankten ihm ihre zweite Verbannung. Eifriger Hausfreund der Königin Hortensia und Tischgenosse des Kaisers in la Malmaison bis zum letzten Tage, hatte er sich durch seine herzliche Anhänglichkeit an dessen Familie und an ein

Vaterland, das ihm nur noch ein Grab bieten konnte, von dem Entschluß abhalten lassen, Napoleon nach Rochefort und Sankt Helena zu folgen. Anstatt einen Paß zu benutzen, den ihm die Königin Hortensia bei Fouché ausgewirkt hatte, um diesen glühenden Boden zu fliehen, hatte Labédoyère den Kaiser in sein Exil abgehn lassen und war der französischen Armee über die Loire gefolgt.

Die Generale Excelmans und Flahaut, seine Freunde, die er in Riom wiederfand, ließen ihn zum Generalstabschef bei dem in dieser Stadt kantonnirenden Armeecorps ernennen. In Riom hatte er die Aechtung aller hervorragenden Führer der hundert Tage erfahren. Keiner mußte mehr auf diese Warnungen achten als er. Er berücksichtigte sie nicht. Jener Schwindel, der die verwirrten Gemüther zu ihrem Verderben fortreißt, hatte ihn ergriffen. Sein Herz war in Paris; der Reiz dieser Stadt verbarg ihm die Gefahr, der er sich aussetzte, wenn er daselbst wieder erschien. Anders kann man das Verhängniß nicht erklären, das ihn dahin trieb. Die Generale Excelmans und Flahaut kämpften vergebens gegen diese Geistesverwirrung. Labédoyère war neunundzwanzig Jahre alt, stand also in dem Alter, wo die Tollkühnheit vor dem Verlangen verschwindet. Er hörte nicht auf seine Freunde. Er verschaffte sich einen Paß unter einem angenommenen Namen und stieg, sich der freundschaftlichen Obhut Excelmans' entziehend, in den öffentlichen Wagen, der von Riom nach Paris fuhr.

XI.

Die Straßen, welche von der Hauptstadt zur Armee führten, waren damals sorgfältig von den Kundschaftern der Regierung und der verbündeten Mächte überwacht. Die geringste Bewegung dieser Truppen konnte den Frieden gefährden und Frankreich in zwei Parteien spalten. Die Verbindungen der Generale mit den Mittelpunkten der Partei in der Hauptstadt waren zu wichtig, um nicht enthüllt zu werden.

Labédoyère traf in dem Wagen einen jener Ueberwachungsagenten der Regierung, der sich zufällig oder absichtlich darin befand und unter der scheinbaren Gleichgültigkeit eines Geschäftsreisenden die Rolle des Beobachters verbarg, die ihm aufgetragen war. Das kriegerische, schwermüthige, stolze und nachdenkliche Gesicht des jungen Generals verrieth zu viel Sorgen und Geheimniß, als daß es dem Forscherblick eines Menschen entgehen konnte, dessen Beruf es war, in der Physiognomie der Menschen zu lesen. Je mehr das Gesicht sich verschleiert, desto mehr enthüllt es das Räthsel der Seele und reizt, es zu errathen. Selbst das Schweigen Labédoyère's und seine geschlossenen Lippen steigerten die Neugier seines Reisegefährten, der scheinbar selbst, gleichsam wider Willen, einige unwillkürliche Ausrufe gegen die Bourbonen und ihre Minister und einige Thränen über das preisgegebene Vaterland und die geächtete Armee sich entschlüpfen ließ, dann, als wäre er plötzlich von Furcht und Reue über diesen Verrath an sich selbst ergriffen, Labédoyère das Gehörte zu vergessen beschwor und Royalismus heuchelte, aber das

Heuchlerische dieses zweiten Glaubensbekenntnisses deutlich merken ließ. Labédoyère verharrte in seinem Schweigen.

Der Spion griff nun zu einem andern Mittel und erzählte seinem Reisegefährten die Verhaftung Lavalette's, die in der Armee noch nicht bekannt war. Lavalette war ein Busenfreund und Parteigenosse Labédoyère's. Der General konnte seine Bewegung und Blässe nicht verbergen, als er die Einzelnheiten der Verhaftung seines Freundes hörte. Diese Zeichen verriethen ihn. Er ließ sich von dem gewandten Spion seinen Namen entlocken. Dieser bot ihm nach einigen leichten Vorwürfen über die Verwegenheit, mit der Labédoyère den Gefahren einer Rückkehr nach Paris trotzte, Freundschaftsdienste an und wußte sich dermaßen in das Vertrauen Labédoyère's einzuschmeicheln, daß der General bei seiner Ankunft seinem liebenswürdigen Beschützer erlaubte, ihn bis an die Thüre der Freistätte zu begleiten, wo er sich verbergen wollte. Diese Freistätte war das Haus einer Labédoyère treu ergebenen Person in einer der östlichen Vorstädte. Der Tag graute kaum; der Flüchtling sollte die Nacht in diesem Schlupfwinkel abwarten, ehe er sich auf die Straße wagte. Von wachsamer Freundschaft umgeben, in dem obern Zimmer eines unverdächtigen Hauses verborgen und verschanzt, hatte er sich auf sein Bett geworfen und überließ sich dem Schlaf in Erwartung der Umarmungen seiner Gattin und seines Kindes.

XII.

Unterdessen war der Spion, seiner Beute sicher, zu Decazes, dem damaligen Polizeipräfekten geeilt und hatte sie ihm angeboten. Von Decazes benachrichtigt, ließen die Preußen das Haus durch ein Bataillon ihrer Truppen umzingeln. Labédoyère, überfallen, verzichtete auf die Vertheidigung und übergab sich den Polizeiagenten, die ihn zu Decazes führten. Dieser richtete hundert Fragen an ihn, von denen jede nur mit dem Bekenntniß seiner Schuld beantwortet werden konnte. Fouché, damals noch Polizeiminister, schien über die Unklugheit dieses Opfers zu seufzen, das von der Regierung nicht gesucht worden war und das nun von selbst kam, um sie zur Strenge zu zwingen. Der Kriegsminister Gouvion-Saint-Cyr ernannte ein Kriegsgericht. Die Rache der Royalisten, die Begünstigung der Bonapartisten, die Vorwürfe der Fremden, welche Herren von Paris waren, die Leidenschaft und die Neugierde Aller verlieh diesem militärischen und politischen Prozeß den feierlichen Charakter einer gerichtlichen Verhandlung, die Bitterkeit des Hasses, das Interesse eines Dramas. Die Tagesblätter und die Salons eilten dem Urtheilsspruch durch Verwünschungen voraus, welche Blut verlangten und selbst die Justiz entehrten. Einige Frauen vom höchsten Rang waren unversöhnlich in ihren Aeußerungen. Es scheint, als sei der Edelmuth ein Begleiter der Stärke und das weibliche Geschlecht um so erbarmungsloser, je schwächer es ist. Die Geschichte muß dies erklären, um es zu brandmarken. Hohe Abkunft, großer Reichthum, feine Erziehung schützten in diesem und in manchem andern Falle einige

Frauen der pariser Aristokratie und des Hofs nicht vor jenem Rachedurst und vor jener Freude am Blutvergießen, wodurch die Weiber der niedersten Stände sich unter der Herrschaft des Schreckens an den Thüren der revolutionären Gerichtshöfe ausgezeichnet hatten. Je höher der Rang, desto mehr bläht sich das lasterhafte Herz bei solchen abscheulichen Verirrungen des Gefühls. In der Sprache, in der Gebehrde und in den Augen einiger Frauen der feinen pariser Gesellschaft lag so viel Ingrimm und Rachedurst, als die weibliche Zuhörerschaft des Konvents gezeigt hatte. Die politischen Schriftsteller unterstützten und nährten wie immer diese niedern Leidenschaften durch ihre Diatriben: gedungene Schmeichler aller Parteien, die reich genug sind, um diese gefälligen Diener des Hasses und der Blutgier zu besolden.

XIII.

Der Prozeß begann am 14. August. Der Gerichtssaal, seit dem Morgen mit Frauen vom Hofe, mit fremden Generalen und Fürsten angefüllt, die schon aus Schamgefühl als Sieger von einem solchen Schauspiel sich fern halten mußten, glich einem Amphitheater, das zu einem Cirkuskampfe errichtet ist. Die Einen erwarteten Labédoyère mit jener grausamen Ungeduld, die der Demüthigung eines Feindes harrt und sich im Voraus an der Hoffnung auf Rache labt, die Andern mit jener Neugierde, die mit der Gleichgültigkeit beginnt und in Gegenwart des Schlachtopfers mit unwillkürlicher Rührung endigt. Es lag Etwas in die-

sem Angeklagten, wodurch jenes doppelte Gefühl zugleich angeregt wurde.

Er war der Schuldigste und Interessanteste von den Männern der hundert Tage. Einem alten Geschlecht entsprossen, von der Wiege an in abergläubischer Verehrung und Treue gegen die Monarchie erzogen, besaß er in seinen Ahnen, in seiner väterlichen Familie, in der Familie seiner Frau, in dieser jungen Frau selbst nur Muster und Vorbilder der Treue gegen die Bourbonen. Zum Kampfe mit seiner eigenen Natur und mit der ehelichen Liebe gezwungen, um seine neuen Ansichten gegen die Neigungen, Gewohnheiten und häuslichen Verhältnisse des Patriziers zu vertheidigen; in seinen eigenen Augen und in den Augen Aller ein Verbrecher, aber ein Verbrecher, dem man wegen seiner Jugend, seiner Begeisterung, seines Fanatismus für den Ruhm, für den Zauber der Verführung, für das Vaterland, für den Ehrgeiz selbst verzeihen durfte, konnte er sich nicht vertheidigen gegen die Anschuldigung des Eidbruchs, der Unbotmäßigkeit, des Vaterlandsverraths, dessen entsetzliche Folgen vor seinen Augen ausgebreitet waren und ihn lauter anklagten, als seine Ankläger. Aber er mußte Nachsicht erwecken, zur Verzeihung stimmen, Thränen entlocken. Er erschien.

XIV.

Sein Anzug, bestehend aus einem grünen Ueberrock ohne Epauletten und Dekoration, aber durch den Schnitt einer Uniform ähnlich, zeigte an, daß er Gerechtigkeit an sich selbst geübt und die Ehrenzeichen

seines Grades und die Belohnungen für seine Tapferkeit abgethan hatte, ehe er die Nachsicht seines Vaterlandes anrief. Seine Gestalt, deren Umrisse in dieser einfachen Gefangenentracht deutlich hervortraten, war schlank, edel und fest wie die Gestalt eines Soldaten, der gewohnt ist, sich Angesichts des Feuers aufzurichten. Seine Züge, obgleich fest und schön, hatten den Ernst eines leidenden Gemüths und die Blässe eines Mannes, dessen Blut unter dem Druck und der Ruhelosigkeit der Seele und des Nachdenkens im Kerker nach dem Herzen zurückgeströmt ist. Diese Anmuth hatte zu seinem Verbrechen mit beigetragen; sie hatte ihn den Verführungskünsten der Frauen des kaiserlichen Hofs ausgesetzt, die ihm den Ruhm unter der Hülle des Treubruchs gezeigt hatten. Ihr Held war ihr Opfer geworden. Man begriff, wenn man diese kriegerische Schönheit betrachtete, daß er der Held jener Adjutanten- und Weiberverschwörung gewesen war, die den Abfall von den Bourbonen mit der Popularität in ihren Salons und der Trunkenheit ihrer Begeisterung zu belohnen versprach. Das Kriegsgericht, unparteiischer als die Zuschauer, wurde beim Anblick des jungen Kriegers ergriffen, den es nach dem Gesetz richten sollte, während es nicht umhin konnte, ihn als Kriegskameraden zu beklagen. Man fragte ihn nach seinem Namen, seinem Alter, seinem Grad und ob er diesen Grad von Ludwig XVIII. erhalten hätte.

Er antwortete mit einer Bescheidenheit und einer Offenheit, die sich selbst anklagte, er habe den Befehl über sein Regiment in der That vom König erhalten; er sei auf Befehl des Generals Marchand, des Kommandanten von Grenoble, von Chambéry nach diesem Platze marschirt; er habe seine Soldaten unter dem

Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ mit sich fortgerissen und Napoleon entgegen geführt; er sei gegen die Vorwürfe und Schmähungen des Generals von Villier, seines unmittelbaren Vorgesetzten, der ihn zur Pflicht und Disziplin zurückzubringen gesucht, taub geblieben; er habe in jenem Augenblicke die Pflicht des Soldaten vor dem höhern Interesse des Vaterlands verschwinden zu sehen geglaubt; er bitte statt aller Rechtfertigung die Zeugen jener verhängnißvollen Stunde seines Lebens vorzuladen, damit das Gericht nicht allein die Schuld, sondern auch die hinreißende Gewalt der Umstände und der Aufregungen beurtheilen könne, die der Schuld vorausgegangen wären und sie begleitet hätten.

Diese Zeugen erschienen; ihre Aussagen, in Uebereinstimmung mit dem geschichtlichen Hergang, entlasteten ihn nicht von der Anklage des Treubruchs, aber verschlimmerten auch seine Stellung nicht. Man merkte an dem Ton dieser Zeugen, seiner Vorgesetzten oder Waffengefährten, daß diese Männer trauerten und seufzten, ihn anklagen zu müssen und ihn nicht freisprechen zu können. Es war nur zu wahr, daß der junge Oberst schon in Chambéry die Ueberläuferrolle einstudirt, daß er seine Offiziere darauf vorbereitet, seine Soldaten aufgewiegelt, die weiße Fahne durch die Adler, die er an das Ende eines Weidenzweiges heftete, ersetzt, die dreifarbigen Kokarden, die sich in einem Trommelkasten fanden oder für die Stunde der Entscheidung da hineingelegt waren, vertheilt, die Ermahnungen, die Befehle, die Bitten seines Generals in den Wind geschlagen hatte; daß er dem Kaiser entgegengeeilt war, denjenigen, den er bekämpfen sollte, umarmt und im Triumph zurückgeführt, vor den Wällen die Regimenter von Grenoble zur Unbotmäßigkeit aufgefordert, mit seinen

Bataillonen die Thore der Stadt gesprengt und Napoleon zuerst einen Waffenplatz, eine Armee, ein Volk, eine Straße nach Paris verschafft hatte.

XV.

Seine Ankläger brauchten das auf diese Art bewiesene und eingestandene Verbrechen nicht weiter zu ermitteln. Sie begnügten sich zu verlangen, daß zum warnenden Beispiel für die Armeen, die das Vorrecht der Waffen, die zwiefache Pflicht der Vaterlandsliebe und des Gehorsams haben, und deren Degen das Loos der Nationen von den Regierungen anvertraut ist, an Labédoyère das militärische Urtheil vollstreckt werde, welches das öffentliche Bewußtsein gegen ihn fälle. Sie verhehlten weder ihren Schmerz, noch ihr Mitleid; sie beschimpften nicht den Menschen, indem sie den Soldaten anklagten.

Nachdem Labédoyère diese Worte aus dem Munde des Kriegsgerichts mit Ergebung angehört hatte, erhob er sich und hielt seine Vertheidigungsrede. Der Klang seiner Stimme entsprach seinem Gewissen und verrieth eine schmerzliche Ueberzeugung von seiner Schuld, eine kriegerische Festigkeit Angesichts der Folgen, die er ertragen sollte, eine patriotische und christliche Bereitwilligkeit, die Leiden, das Blutvergießen und die Thränen zu sühnen, die er dem Könige, seinem Lande, seiner Familie bereitet hatte. Man fühlte, daß die angeerbten Traditionen in diesen letzten Augenblicken wieder die Herrschaft über seine Meinungen erlangt hatten, daß seine junge Frau ihre Ermahnungen zur Reue,

ihre Hoffnungen auf Begnadigung, auf Rettung seines Lebens, auf ein langes Glück noch hienieden in seinen Kerker hatte dringen lassen, und daß die Religiosität seiner Mutter, die Einlaß in seine Einsamkeit gefunden, ihn im Namen des Todes zum Bekenntniß seines Irrthums gebracht hatte, wozu ihm die zärtliche Gattin im Namen der Liebe rieth.

Er vertheidigte nicht seine Unschuld, sondern seine Ehre: „Wenn es sich nur um mein Leben handelte," sprach er, „so würde ich Sie nicht aufhalten; zu sterben wissen ist mein Amt. Aber eine Frau, das Muster aller Tugenden, ein Sohn in der Wiege würden einst Rechenschaft über mein Schweigen von mir verlangen. Der Name, den ich ihnen hinterlasse, ist ihr Erbtheil; ich muß ihnen denselben unglücklich, ich darf ihn nicht gebrandmarkt hinterlassen... Ich kann mich über die wahren Interessen Frankreichs getäuscht haben; durch Erinnerungen oder Illusionen der kriegerischen Ehre irregeleitet, kann ich Trugbilder für die Wünsche des Vaterlandes gehalten haben. Aber die großen Opfer, die ich brachte, indem ich die theuersten Bande des Rangs und der Familie zerriß, beweisen wenigstens, daß kein gemeiner Beweggrund eines persönlichen Vortheils mein Betragen bestimmte... Ich leugne Nichts, aber ich weiß, daß ich nicht konspirirt habe; als ich den Oberbefehl über mein Regiment erhielt, glaubte ich nicht, daß der Kaiser jemals nach Frankreich zurückkehren würde; düstere Ahnungen drückten mich jedoch in dem Augenblicke, wo ich nach Chambéry abging. Diese unbestimmte Traurigkeit rührte von dem Eindruck her, den der öffentliche Geist auf mich machte." Hierauf entwarf er ein politisches Gemälde von dem ersten Falle Napoleon's, von der allgemeinen Impopularität,

die denselben aus Frankreich forttrieb, von der durch die Tugenden Ludwig's XVIII. gerechtfertigten Begeisterung, die den Bourbonen den Weg zum Throne ebnete, und zeigte, wie diese Morgenröthe der neuen Herrschaft sich allmälig unter den Fehlern der königlichen Regierung trübte und die Veranlassung zu der baldigen Rückkehr des Kaisers ward. Ohne Zweifel wollte er noch auseinander setzen, wie diese Abneigung des Volks gegen die Bourbonen ihn am Vaterland habe verzweifeln und um des öffentlichen Wohls willen an eine neue Herrschaft Napoleon's habe denken lassen, der dem Despotismus entsagt hätte, um der Schutzgeist des französischen Gebiets und der Freiheit zu werden. Man unterbrach ihn jedoch bei dieser Abschweifung, da er Fehler berührte, deren Erwähnung seinen Worten den Charakter einer Anklage, statt einer Entschuldigungsrede geben konnte. Dies war nicht seine Absicht, er bestand nicht darauf und kehrte zu seiner Vertheidigung zurück. „Ja,“ sagte er, „ich muß mich auf das Bekenntniß eines Irrthums beschränken; indem ich meine Blicke auf mein Vaterland richte, gestehe ich mit Schmerz, ich habe Unrecht gethan, daß ich die Absichten des Königs verkannt habe, seine Rückkehr hat mir die Augen geöffnet! Alle Handlungen, die aus seiner königlichen Machtvollkommenheit hervorgegangen sind, tragen den Stempel des Weisheit und Mäßigung an sich. Ich sehe alle Verheißungen erfüllt, alle Bürgschaften heilig gehalten, die Verfassung verbessert, und die Fremden, so hoffe ich, werden die große französische Nation wieder um ihren König versammelt sehen... Vielleicht ist es mir nicht beschieden, an diesem Schauspiel mich zu weiden; aber ich habe mein Blut für mein Vaterland vergossen und ich hege die Ueberzeugnng, daß

mein Tod, wenn ihm die Abschwörung meiner Irrthümer vorausgeht, Frankreich nützen kann, daß man mein Andenken nicht verabscheuen und meinem Sohne, wenn er das Alter erreicht hat, wo er seinem Lande dienen kann, meinen Namen nicht zum Vorwurf machen wird."

Die männliche Gemüthsbewegung, die sich merklich in seinem Gesicht, seiner Gebehrde und Stimme kundgab, vollendete den Pathos dieser Worte. Die Gleichgültigen weinten, sogar seine Feinde konnten ihr Herz nicht verhärten, das die Leidenschaften des Tages dem Mitgefühl verschlossen.

XVI.

Die Geschichtsschreiber der Napoleonischen Partei haben sich genöthigt gesehen, die Thatsachen zu entstellen, um die Mitschuldigen der hundert Tage zu verherrlichen. Sie mußten dem Bilde Labédoyère's eine Färbung von römischem Stoizismus und unversöhnlichem Trotz gegen die Bourbonen geben, um ihn dem Volke nicht als einen Naturmenschen, sondern als einen Helden und Märtyrer der Opposition hinzustellen. Sie haben die ergreifenden Worte des Sterbenden verschwiegen. Wir stellen sie wieder her. Ohne Zweifel kommt es dem Angeklagten nicht zu, seinem Richter zu schmeicheln, und die Gerechtigkeit wird selbst im Munde eines Schuldigen verdächtig, wenn das Lob einem Souverän gespendet wird, von dessen Herzen Gnade oder Tod abhängt. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, würde selbst der reuige Labédoyère besser gethan haben, wenn er von den Tugenden und der Großmuth des Königs geschwiegen hätte. Aber wenn

das Nachdenken diesen für Eindrücke empfänglichen Geist wirklich zu einer billigern Würdigung des Charakters und der Rolle Ludwig's XVIII. gebracht hatte, der aus seiner zweiten Verbannung mit einer monarchisch-konstitutionellen Freiheit zurückgekehrt war; wenn der Diener der Religion, der durch die Fürsorge der Familie des Gefangenen in den Kerker geführt worden war, ihm mit der wahren Erkenntniß seines Fehltritts auch das Bekenntniß eingegeben hatte, das denselben vor Gott sühnen mußte; wenn der Patriotismus wirklich Labédoyère überzeugt hatte, daß das Festhalten aller Franzosen an dem Nothanker des Throns die einzige Schutzwehr des Vaterlands gegen die Fremden sei, oder wenn die Thränen seiner Frau und das Lächeln seines Kindes ihm endlich das Versprechen abgedrungen hatten, dem König nicht die Lust zu einer Begnadigung zu benehmen, um die sie für ihn baten und die ihnen einen Gatten und Vater erhalten würde, — darf man in diesem Fall dem jungen Mann ein Reuebekenntniß, eine religiöse Handlung oder eine Herzensrührung zum Vorwurf machen und, was nur Reue, Frömmigkeit und Liebe war, in trotzigen Starrsinn verkehren? Nein, die Geschichte darf nicht ein falscher Zeuge sein, der die letzten Worte der Sterbenden aus Parteirücksichten ordnet oder entstellt. Sie muß den Menschen schildern, wie er war, und treu der Nachwelt wiederholen, was sie gehört hat. Dadurch wird sie ergreifender und zugleich lehrreicher; aber auch erhabener wird sie dadurch, denn, was man auch sagen mag, die Natur hat Töne, die der Systemgeist nie erreichen wird.

XVII.

Die Worte Labédoyère's, nutzlos für seine Vertheidigung, waren für die Gemüther der Zuhörer nicht verloren. Während der Gerichtshof sich berieth, blieben sie regungslos, still und ergriffen, in banger Erwartung auf ihre Plätze gebannt.

Der Angeklagte wurde zum Tode verurtheilt. Er hatte vierundzwanzig Stunden Zeit, um an eine Revisionsinstanz zu appelliren. Diese vierundzwanzig Stunden waren nicht sowohl bewilligt worden, damit die Richter seine Schuld von Neuem untersuchten, sondern vielmehr um der Familie Zeit zu lassen, die Gnade des Königs anzuflehen. Ein junger pariser Rechtsanwalt, der als politischer Advokat schon berühmt war und als Redner später noch berühmter wurde, Mauguin, vertheidigte diese verzweifelte Sache vor dem Revisionshof. Er rührte die Richter, er regte die öffentliche Meinung auf, aber er konnte sie nicht überzeugen. Ein zweites Todesurtheil bestätigte das erste. Labédoyère, noch ungewiß, ob der Einfluß seiner edeln Familie nicht lebenslängliches Gefängniß statt eines Grabes auswirken würde, stärkte seine Seele in seinem Kerker durch die Entschlossenheit des Soldaten, durch die Ergebung des Christen und das Gebet des Sterbenden: bereit zum Leben oder zum Tode, je nachdem das offene oder verschlossene Herz des Königs in diesem Augenblick über sein Loos entschied. Seine Mutter und seine Frau belagerten die Schwelle der Tuilerien; aber da sie fürchteten, die Staatsklugheit möchte im Rathe des Königs die Oberhand gewinnen über die natürliche Großmuth der Prinzen des königlichen Hauses,

brachten sie eine Summe von 100,000 Franken in Gold zusammen, um dem Kerkermeister das Lösegeld für den Verurtheilten zu bezahlen. Dieses Anerbieten, das die Regierung ahnte, wurde vom Schließer der Abtei zurückgewiesen. Den Damen Labédoyère blieb Nichts übrig, als verzweifeltes Bitten. Die strengsten Befehle verboten den Palastwachen, diese Bittstellerinnen einzulassen, um dem Hofe die Verlegenheit einer unversöhnlichen Strenge zu ersparen. Diese Wachen waren indessen weniger hartherzig, als die Höflinge. Sie senkten ihre Bayonette vor den beiden trostlosen Frauen. In dem Augenblick, wo Ludwig XVIII., von den Armen seiner Vertrauten unterstützt, die Haupttreppe hinabkam und durch die Vorhalle schritt, um in seinen Wagen zu steigen und seine tägliche Spazierfahrt zu machen, warf sich die junge Gattin des Verurtheilten, eine Frau von neunzehn Jahren, ihr Kind in den Armen haltend, mit aufgelöstem Haar, in Trauerkleidern, die Augen voll Angst und Thränen, zwischen den Fürsten und den Kutschentritt und rief mit erstickter Stimme: „Gnade! Gnade!“ Der König, unwillig und zugleich gerührt, trat zurück; aber die Furcht, seiner Partei eine Genugthuung zu verweigern und jene Vorwürfe der Schwäche auf sich zu laden, von denen er in seinem eigenen Palast bestürmt wurde, siegte über den Anblick dieser Flehenden, die so viele Leben in dem einen von ihm begehrte. Er waffnete sich mit seiner unempfindlichen Miene, beugte sich mit scheinbarer Güte, die einen schroffen Gegensatz zu seiner Strenge bildete, zu der jungen Frau nieder und sagte zu ihr:

„Madame, ich kenne Ihre Gesinnungen und die Gesinnungen Ihrer Familie gegen mein Haus; es fällt mir schwer, so treuen Dienern meine Gnade abzuschlagen.

Wenn Ihr Mann nur mich beleidigt hätte, wäre ihm schon längst Verzeihung geworden; aber ich bin Frankreich, über welches er alle Geißeln der Empörung und des Kriegs gebracht hat, Genugthuung schuldig. Meine Pflicht als König bindet mir die Hände. Ich kann Nichts thun, als für die Seele Desjenigen beten, den die Justiz verurtheilt hat, und Ihnen und Ihrem Kinde meinen Schutz zusichern.“ Bei diesen Worten wurde der König in seinen Wagen gehoben, dessen Fenster er schließen ließ.

Die junge Frau blieb ohnmächtig in der Wagenspur liegen.

XVIII.

Unterdessen benutzte Labédoyère zwischen der Verzweiflung, seine Frau als Wittwe, seinen Sohn als Waise auf der Erde zurückzulassen, und den letzten Hoffnungsstrahlen schwebend, welche die Verbindungen seiner Famlie mit dem Hofe in seinen Kerker dringen ließen, die letzten Stunden zu Briefen, in denen er sein Herz vor seiner Mutter, vor seiner Frau, vor dem König ausschüttete. Er bat nicht um sein Leben, er erkannte sein Unrecht an, um sein Gewissen zu entlasten und nicht mit den Trugschlüssen und der Halsstarrigkeit eines Parteimenschen vor dem höchsten Richter zu erscheinen. Er wollte aus Stolz nicht ein Beispiel hinterlassen, das schlimme Folgen haben konnte für die Treue der Soldaten und die Zuchtlosigkeit seiner Waffengefährten. Sein Fehltritt hatte ihn stets gequält und beunruhigt. Im Unglück hatte er den sittlichen

Halt und Frieden wieder gefunden. Mit Familienpietät hatte er die Ermahnungen eines Dieners der Religion seiner Mutter aufgenommen. Seinen Todeskampf und seine Thränen heiligte er durch Gebet und Ergebung in sein Schicksal. Jede Minute, welche entschwand, verringerte die kurze Spanne Zeit, die der Gnade gelassen war. Dieser Tag war der letzte und kein Geräusch an der Thüre seines Gefängnisses verkündigte ihm eine Gnadenbotschaft.

Nach der Ohnmacht seiner jungen Frau neben dem königlichen Wagen hatte seine Mutter, der das Alter und die Frömmigkeit mehr Stärke verliehen, das hoffnungslose Flehen hartnäckig fortgesetzt. In Trauerkleider gehüllt, mit einem dichten Schleier bedeckt, Dank der widerspenstigen Nachsicht einiger Hofleute und Offiziere aus ihrer Familie im Schatten der Vorhalle versteckt, erwartete sie in Todesangst die Rückkehr des Königs, entschlossen, wenn er aus dem Wagen stiege, seine Knie zu umfassen und sich lieber von ihm mit Füßen treten zu lassen, als ihm das Leben ihres Sohnes ohne einen letzten Versuch zu lassen. Allein der König, der auf neue herzzerreißende Auftritte gefaßt war, die er vermeiden wollte, hatte Befehl gegeben, jede Bittstellerin von ihm fern zu halten. Ein Wall von Bedienten, Wachen und Höflingen umgab ihn in dem Augenblick, wo er die Schwelle seines Palastes betrat, und trennte die arme Mutter von ihm. Nur ihr Geschrei und ihr Schluchzen drang zu den Ohren des Königs. Er erstickte den Wiederhall desselben in seinem Herzen, aus Furcht, gegen die Politik zu verstoßen, wenn er der Natur folgte.

O der grausamen und falsch verstandenen Pflicht der Fürsten, die gegen die Regung des Gefühls, diese

untrügliche Stimme Gottes, kämpft und in dem Wahne befangen ist, die Rache übe eine nachhaltigere Wirkung auf die Menschen aus, als die Großmuth! Man brachte Frau von Labédoyère in den Schooß einer zerrissenen Familie zurück, die nun durch die nämlichen Fürsten, nach deren Rückkehr die Mitglieder dieser Familie ihr ganzes Leben lang geschmachtet und geseufzt hatten, in untröstliche Trauer versetzt war! Der Triumph ihrer Gesinnung war durch einen grausamen Hohn des Schicksals die Qual ihres Herzens und der Jammer ihres Hauses geworden.

XIX.

Es war sechs Uhr Abends; um die nämliche Zeit fuhr Labédoyère in einem Wagen unter Bedeckung von Gendarmen nach der Richtstätte, die sich dicht neben einer Gartenmauer in derselben Ebene von Grenelle befand, die er etliche Tage zuvor dem Feinde hatte streitig gemacht. Ein Priester, der ihm leise die Gebete eines Sterbenden vorsprach, begleitete ihn. Beim Aussteigen aus dem Wagen bemerkte er mitten unter einer kleinen Gruppe Neugieriger, die das Gerücht von der Hinrichtung herbeigelockt, einen treuen Freund, dessen Besuch ihn oft in der Einsamkeit seines Gefängnisses getröstet hatte, Cäsar von Nervaux. Die Gegenwart dieses Zeugen, eines Freundes in einer Stunde, wo Alles auf der Erde Feind ist, und der Trost, beim Sterben wenigstens ein Bild und eine Thräne in den Augen eines letzten Gefährten zurückzulassen, warfen einen Strahl düsterer Freude auf das Antlitz Labédoyère's; er eilte auf Herrn von Nervaux zu. Die

beiden Waffengefährten umarmen sich fest und wechseln leise einige hastige und abgebrochene Worte. Geschichtsschreiber haben versichert, daß Herr von Nervaux dem Sterbenden versprochen, ihn zu rächen. Allein die Rache, ein ächt menschliches Gefühl, weilte schon nicht mehr in der Seele Labédoyère's, die voll religiöser Ergebung und göttlicher Unparteilichkeit war. Herr von Nervaux versprach seinem Freunde nur, ihn durch ein treues und zärtliches Andenken an der Vergessenheit zu rächen. Ihre Hände rissen sich langsam von einander los.

Labédoyère näherte sich den zu seiner Hinrichtung befohlenen Soldaten und schien, während er von der Mauer aus auf sie zuschritt, langsam die Schritte zu zählen, die ihn von seinen Nachrichtern trennten. Er blieb einen Augenblick auf der Stelle stehen, die er zum Sterben schien gewählt zu haben. Dann, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, der ihn zum Leben zurückkehren hieß, um Etwas nachzuholen, das er vergessen, ging er schnell zum Priester zurück, flüsterte diesem ein Paar Worte ins Ohr, umarmte ihn, nahm wieder seinen frühern Platz den Soldaten gegenüber ein und erwartete den Tod. Der Offizier, der die Veteranen befehligte, wollte ihm die Augen verbinden, um ihm, dem bei Hinrichtungen üblichen Mitleid gemäß, die Empfindung des letzten Blicks auf die gegen ihn gerichteten Gewehre zu ersparen. Mit einer Gebehrde lehnte er diese letzte Rücksicht ab, die für Männer überflüssig ist, welche, wie er, auf unzähligen Schlachtfeldern an den Tod sich gewöhnt haben. Er warf seinen Hut auf die Erde, legte seine Halsbinde ab und bat einen Soldaten, sie als Geschenk eines Sterbenden anzunehmen und zum Andenken an ihn zu

bewahren. Der Soldat weigerte sich gerührt, indem er sich auf die Militärgesetze berief, die Demjenigen die Annahme irgend eines Privatgeschenks verbieten, der den Sold des Vaterlands empfängt. Labédoyère drang in ihn. — „Wohlan! ich nehme das Tuch," sagte der Soldat, „aber nur, um Ihr Gesicht nach dem Tode ehrerbietig damit zu bedecken."

XX.

Durch diese theilnehmende Pietät des Soldaten zufriedengestellt, überreichte ihm Labédoyère das Tuch, trat noch einige Schritte gegen die Rotte vor, bis die Mündung der Gewehre beinahe seine Brust berührte. Die Bewegung, nicht der Furcht, sondern des Abschieds bleichte sein Gesicht, ohne seinen Zügen Etwas von ihrer Festigkeit, seinem Blick Etwas von seiner Unerschrockenheit zu rauben. Unwillkürlich wendete er das Haupt nach der Seite hin, wo Herr von Nervaux für ihn betete, als müßte er seinen letzten Blick auf befreundete Augen richten. Er entblößte seine Brust und sagte mit fester Stimme zu den Veteranen: „Schießt, meine Freunde!" Das Feuer antwortete seinem Ruf; er schwankte und fiel, von einer Handvoll Kugeln durchbohrt. Eine Rauchwolke bedeckte einen Augenblick den Leichnam und die Soldaten. Als der Wind sie zerstreut hatte, näherte sich der Priester, der der Hinrichtung beigewohnt hatte, dem am Rande der Grube ausgestreckten Körper, kniete nieder, tauchte ein Taschentuch in das Blut, das aus der Brust des Todten hervorquoll, tränkte es mit diesem noch war=

men Blute, das er als Reliquie der Frau desselben zu bringen versprochen hatte, und entfernte sich.

Dies war das Ende des dritten Märtyrers der hundert Tage, der erste Akt des Gesetzes nach der Volksrache des Meuchelmords. Es war nicht möglich, ihn zu entschuldigen, und noch weniger möglich, ihn nicht zu beklagen. Nicht Eigennutz oder Ehrgeiz war der niedrige Beweggrund seines Verbrechens gewesen, er hatte sich von der Popularität des Lagers, von dem verführerischen Zauber, von der stürmischen Begeisterung der Jugend für den Kaiser fortreißen lassen. Diese Gefühle hatten ihm den Patriotismus in der Abtrünnigkeit, den Ruhm in der Unbotmäßigkeit gezeigt. Der Fanatismus für das Große und Neue hatte seine Seele geblendet und verführt. Kaum hatte er den Fehltritt gethan, so wurde er von Reue gefoltert. Ehe er seine Schuld mit seinem Leben sühnte, hatte er sie mit seiner Ehre gesühnt. Gott und die Menschen waren befriedigt; durfte das Königthum der Bourbonen mehr verlangen? Nein. Die grausame Freude, die es dadurch seinen Anhängern bereitete, war ein Zugeständniß an ihren Zorn. Derartige Zugeständnisse besänftigen die Parteien nicht, sondern reizen nur noch andere Gelüste; sie verdüstern eine Regierung, beklemmen das Gemüth des Volks und hinterlassen nie erlöschende Rachegefühle.

Ludwig XVIII. wähnte durch diese seinem Charakter widersprechende Unbeugsamkeit einen Platz unter den Staatsmännern zu erlangen. Er opferte sein Herz einer eiteln Politik. Ein waffenloser, versöhnender, friedlicher König, hatte er seine Größe im Verzeihen zu suchen. Die einzige Ueberlegenheit, die er nach Napoleon noch erringen konnte, war die Ueberlegenheit

in der Großmuth. Er mußte wenigstens diese wahren. Nicht durch Hinrichtungen konnte er mit Schlachten wetteifern, in seinem Gemüth mußte er seinen Genius suchen. Die Royalisten an seinem Hofe, die Fremden in seiner Hauptstadt verlangten gebieterisch von ihm, daß er sich und sie räche. Dies ist wahr. Labédoyère's Blut war der Partei des Königs als Genugthuung, Europa als Ersatz angeboten. Aber wenn er dieses Opfer seinem Hof brachte, war Ludwig XVIII. nicht mehr König, wenn er es den fremden Mächten brachte, war er nicht mehr Franzose. Im erstern Fall ein Werkzeug des Grolls der Einen, im zweiten ein Werkzeug der Leidenschaft der Andern, erniedrigte er sich vor dem Inland und Ausland und verfehlte überdies die Rolle des friedenstiftenden Souveräns, die er sich in der Einsamkeit und Sammlung seiner langjährigen Verbannung weislich vorgezeichnet hatte; denn Frieden stiften heißt verzeihen. Wenn man ein Volk versöhnen will, so muß man nicht Blut zwischen die Parteien werfen, sondern Milde und Erbarmen. Die Hinrichtung Labédoyère's war der erste Makel dieser Regierung, die sich bald durch andere Hinrichtungen beflecken und trüben sollte.

Der Horizont, im Jahre 1814 so rein, verfinsterte sich. Am Hofe und in den Kammern hörte man nur Rachegeschrei. Ein Zufall lieferte zur selben Zeit den Bourbonen das berühmteste jener Opfer, den Marschall Ney, in die Hände. Es war der böse Geist der Restauration, der ihnen dieses unselige Geschenk machte. Indem er ihnen Schuldige darbot, reizte er sie, deren Blut zu vergießen. Gerechter oder ungerechter Weise vergossen, mußte dieses Blut ihr Andenken schänden und ihnen die schönste Glorie rauben, die ihr Geschlecht

aus der Revolution geschöpft hatte, die Glorie des verziehenen Märtyrerthums, der wieder zu Ehren gekommenen geächteten Unschuld, der großmüthigen Rückkehr in ihr Vaterland.

Bis zu diesem Tage waren sie die sichtbare Vorsehung ihres Landes gewesen, indem sie es in seinen Nöthen wieder betreten, die Zerstückelung von ihm abgewendet, mit ihrer Legitimität es gegen Europa geschirmt, es mit allen Völkern und mit sich selbst ausgesöhnt hatten. Seit diesem Tage stiegen sie von diesem erhabenen Standort zu dem Range der Fürsten herab, die sich von den Leidenschaften des Augenblicks knechten lassen, indem sie den Rachegelüsten ihrer Partei gehorchen, anstatt alle Parteien, selbst die strafbaren, durch die Unparteilichkeit ihrer Verzeihung zu verschmelzen, und indem sie vergessen, daß es nach innern Kämpfen, besonders wenn dieselben mit patriotischen Kämpfen gegen das Ausland verflochten sind und wenn den Verirrungen herrliche Waffenthaten oder ein großer Ruhm als Entschuldigung dienen, nur eine Gerechtigkeit gibt, die Amnestie.

Ende des fünften Bandes.

Inhalt.

Seite.

Achtundzwanzigstes Buch.

Neunundzwanzigstes Buch.

Seite.

Dreißigstes Buch.

Einunddreißigstes Buch.

Zweiunddreißigstes Buch.

Druck von Gebrüder Katz in Dessau.